Aus

dem

Böhmerwalde.

Von

Josef Rank.

G. 11269.

Leipzig, 1843.
Verlag von Wilhelm Einhorn.

AD BIBL. UNIVERS. MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Als Zeichen

tiefer Hochachtung und Dankbarkeit

dem wohlgebornen Herrn

Georg Ritter v. Planer

und

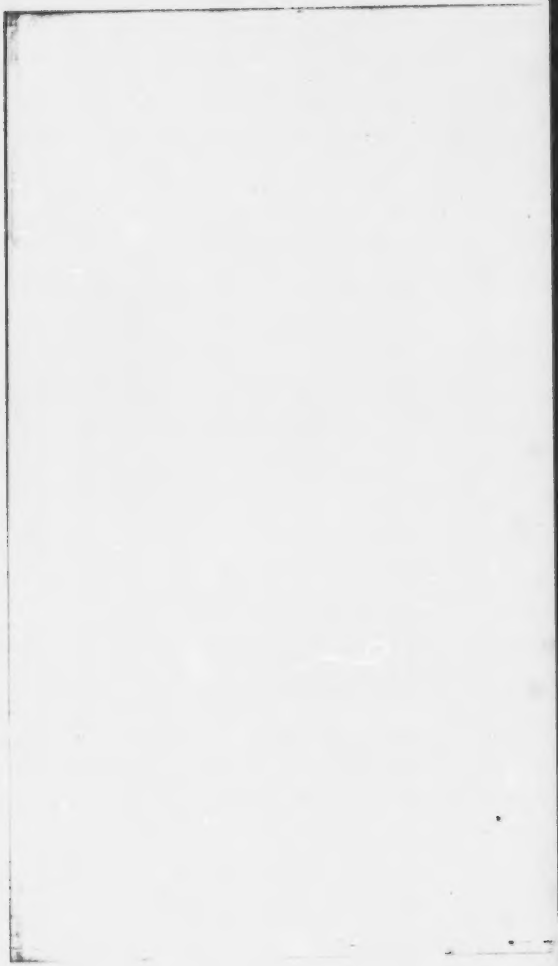
dessen verehrungswürdiger Gemahlin

Therese

widmet innigst diese Schrift

der

Verfasser.



Inhalt.

	Seite
Schauplatz	1
Volk	21
Sitten und Gebräuche.	
Der Tanz (da Töz).	41
Ein Wirthshaus-Gefecht (a Ghräff).	45
Die Verlobung	47
Der nächtliche Besuch ('s Fensterln — 's Schrǟ)	50
Eine Hochzeit (a Hauzat)	55
Brautsteuer-Transport (da Kömmäwög̊n).	70
Die Pfingstwallfahrt ('s Pfingstwölfört'n)	73
Der Hexentusch ('s Härnȫstusch'n).	76
Die Pfingstsamstag-Nacht (Fortsetzung)	79
Das Pfingstwettrennen ('s Pfingst'lrennä)	81
Eine lustige Burschennacht	86
Ein Ernte-Scherz (d' Höwägöas)	110
Der Carneval (da Fȫschen).	112
Das Kirchweihfest (da Kirdä).	118
Nächtliches Arbeitsfest.	120
Der Drescherschmaus ('s Ȫsdrȫschats).	123

Seite

Hirtenbrauch. 126

's Christkindlödät'n. 128

Neujahrsgratulation ('s Nuigöhrgrätalian). . 132

Namenstagsgratulation ('s Drößl'n). . . . 135

Das Schönheit- und Stärketrinken ('s Schei- und Stirktringä). 136

D' Luzia . . . . . —

Am Palmsonntage. 137

Leichenbrauch. 138

Ein Winterabend.

Spinnerinnen, Possen, Romanze, Erzähler . 143

Der blutige Mann (dä bluadö Mö). Mährchen. 146

Die Hexenmagd (d' Här'ndian). Eine Sage. 150

's Schulmuaderl. Sage. 153

Des Windes Weinen. Mährchen. . . . 160

Volksnovellen.

Die Auswanderung in das Banat 1827. . 167

Die Geschichte meiner Schwester. 191

Ein Kirchweihfest. 203

Sagen wir: Falstaff II. Ein Charakterbild nach dem Leben 234

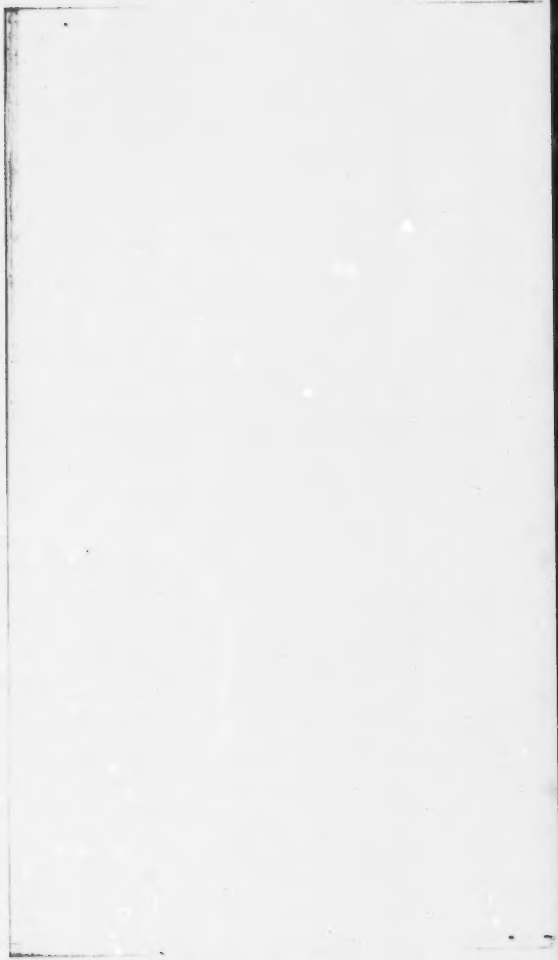
Die Heimsuchung. 251

's närsch Deänäl! 262

Sagen, Aberglauben, Faxen, Volksgespenster, Volkspropheten. 271

Kleiner Anhang von Nationalliedern. . 285

Aus dem Böhmerwalde.



Schauplatz.

Fast auf jedem größeren Zweige des Böhmerwaldes sitzt eine andere, vielfach eigenthümliche Bevölkerung. Nicht blos scheidet sich Deutscher vom Čechen durch Sprache, Tracht, Charakter, Sitten und Gebräuche; auch der Deutsche zum Deutschen steht nicht ohne abweichende Färbung vor den Augen des Beobachters. Dies besonders hinsichtlich der Tracht und des Dialektes. Man vergleiche nur die Deutschen des herrschaftlichen Gebietes Bischof-Teinitz oder Hostau mit denen der Herrschaft Kauth. Des auffallend singenden Dialektes wegen werden jene von diesen „Diazler" genannt. Nicht minder unterscheidet sich die Tracht. Dieser Umstand drängt daher ebenso zur Ausscheidung der Deutschen, welche sich durch zu auffallende Eigenthümlichkeiten von den in nachfolgenden Schilderungen auftretenden Deutschen unterscheiden, wie zur natürlichen Trennung dieser von den Čechen. Meine eifrigste und Lieblingsbeobachtung schöpfte vorzüglich aus dem Nationalleben der Deutschen, welche nördlich bis gegen Tauß, südlich bis zum Ende des Gebietes der k. Freibauern wohnen. In dieser Abgrenzung, östlich durch die anwohnende čechische Bevölkerung, westlich durch den Böhmer-Hochwald natürlich abgeschieden, bewegen sich streng die folgenden Lebensbilder. Hier gleicht sich auch Tracht, Bauart der Häuser, Dialekt (bis auf einige unbedeutende

Eigenheiten einzelner Dörfer). Der Böhmerwald dürfte dieses Schauplatzes entlang am anschaulichsten einer gewaltigen Meereswoge vergleichbar sein, welche plötzlich im Laufe erstarrend als Scheidewand Böhmens und Baierns Halt gemacht hätte. Theils unmittelbar die richtige Grenze bezeichnend, theils mehr oder weniger hinüber oder herüber fallend, ragen diese höchsten Punkte dieses böhmisch-bairischen Scheidungsgebirges bis zu einer Höhe von 710 W. Klaftern empor. Wie rasch verkleinerte Wellen niedert größten Theils da der Böhmerwald landeinwärts bis zu Hügel- und Thalgrund zurück, wodurch für das Auge eine sehr anziehende Mannigfaltigkeit entwickelt wird. Hoch- und Mittelgebirg bedecken frische Waldungen, welche sich hie und da bis in die Niederungen hinabziehen. Eigenthümlich verschwinden diese von den meisten Höhen und Hügeln, besonders im nördlicheren Theile, wo die tschechische Bevölkerung beginnt. Man findet noch Stellen mit Urwald bedeckt. Im Norden dieses Böhmerwaldtheiles zeigt sich eine bedeutende Unterbrechung durch Hügel- und Thalgrund bis zum nächsten Gebirgsstocke (Čerchow); aber sie dient nur zur wahren Verschönerung des Böhmerwald-Panorama's, indem die aus derselben ohne alle Verbindung majestätisch aufstrebende Bergwand Hochbogen und Burgstall in Baiern das Auge vor einem weithinverlaufenden Hügel- und Flachlande bewahrt. Auf diesem Schauplatze haben sich in physisch-statistisch-geographischer Hinsicht neuester Zeit tüchtige Männer umgesehen, und in dieser das Ausgezeichnetste geleistet. Sommer's „Topographie Böhmens" beweist es. Vom romantischen Eindruck bis zur detailsten wissenschaftlichen Untersuchung findet man bei Gelegenheit der Besprechung des Pilsner, Klattauer, Prachiner und Budweiser Kreises den Böhmerwald

richtig und anziehend dargestellt. Ein unschätzbares Verdienst hat sich dabei Hr. Professor F. X. M. Zippe aus Prag durch seine Darstellung erworben, und ich will gerne meine Grenzen, die ich für die folgenden Lebensbilder abgemarkt habe, in jeder Richtung erweiternd vorrücken lassen, um aus dem Böhmerwald-Panorama möglichst ein Ganzes zusammenzustellen. *) Vom Süden des Schauplatzes gegen Norden erheben sich einige der höchsten Punkte des Böhmerwaldes, und diese verbreiten ihre Ausläufer und ausgedehnten Abhänge auf diesem Gebiete. In der k. Waldhwozd (auch Künisch oder Freibauern-Gerichte genannt) erhebt sich an der Westseite der Offer mit zwei zackigen Felsengipfeln, wovon der östliche höhere 673 W. Kl. über der Meeresfläche emporragt, der westliche aber jenseits der Landesgrenze liegt. Von diesen läuft in südöstlicher Richtung ein langer, in der Mitte etwas eingebogener Rücken, der Sattelberg genannt; an diesen Rücken schließt sich unmittelbar die 711,8 Kl. hohe Seewand, ein breiter, aber ganz abgeplatteter, mit Wald und Gebüsch bewachsener Rücken, in gleicher Richtung mit dem vorigen streichend, mit fast senkrechten Felsgehängen an seiner Süd- und Nordseite; östlich schließt sich an ihn der Eisensteiner Spitzberg, ein zugerundet kegelförmiger Gipfel, und über diese beiden geht die Grenze des Gutes Eisenstein. Weiter östlich vom Spitzberge erhebt sich fast zu gleicher Höhe mit diesem der Panzer (600 W. Kl. hoch), und an diesen schließt sich der Brückelberg oder das Brückel; durch ein Thal von diesen geschieden erhebt sich weiter südöstlich der Ahornberg, welcher un-

*) Bei der folgenden Darstellung des Schauplatzes benütze ich vorzüglich Hrn. Professor Zippe's Beobachtungen des Böhmerwaldes.

mittelbar mit dem Hochrücken zusammenhängt, auf dessen östlichen Ende sich der Skt. Günthersfelsen 525,8 W. Kl. über der Meeresfläche erhebt. Von diesen fällt in mehr südlicher Richtung der 572,5 W. Kl. hohe Kiesleitenberg ab, dessen östlicher, niederer Abhang Rothmoosberg genannt wird, mit welchem dieser Gebirgszug östlich im Wattawathale endet. Diese Abfälle desselben nach Süden und Südwesten sind mehr oder minder steil, die Höhe dieses Rückens ist jedoch aus dem Thale an seiner Südwestseite weniger bemerklich, weil dieses selbst über 400 Klafter über der Meeresfläche liegt; nur der Osser und die Seewand, dann der Kiesleitenberg erheben sich mit schroffern Gehängen. Nach der Nordseite fällt dieser Gebirgszug am Osser sehr steil ab, und um ihn liegen nur unbedeutende Berge; die steilste Abdachung und die größte Höhe zeigt dieser Berg an seiner Ostseite, wo er sich 281 W. Kl. über seinen Fuß erhebt; von der Seewand fällt da, wo sie sich mit dem Sattelbergrücken vereinigt, nordwärts ein Gebirgsjoch, das Zwergeck, ab, und da, wo sie an den Spitzberg stößt, ein anderes, der Zelzerberg, ein zwar an seiner westlichen Abdachung sehr steiler, doch nicht sehr hoher Bergrücken, welcher sich bis Palmsgrün erstreckt; mit diesem parallel streicht weiter ostwärts der Hochfiederet oder Gefielderberg, auch Hochgefield genannt (647 W. Kl. hoch), der mächtigste Ausläufer des Hauptgebirgskamms nach Norden; er wurzelt am Panzer und Brückel, mit welchem Namen auch sein östliches, weniger steiles und hohes Gehänge bezeichnet wird; er geht nordöstlich in die Köhlerwastelhöhe über, und an seiner nordwestlichen Abdachung hängt an ihm der Brennet, welcher jedoch größten Theils schon zur Herrschaft Bistritz gehört; noch weiter ostwärts von diesen Rücken finden

sich, als nördliche Anhänge des Ahornberges, der Geiersberg und der Hammerberg, vom Hochrücken aber fällt das Gebirge nordwärts sanft ab, ohne weitere Verzweigung. Einzelne Höhen an diesen hier bezeichneten Hauptästen führen noch verschiedene Lokalnamen, meist nach den Besitzern der an ihnen liegenden Feld- und Waldgründe. — Mit diesem Hauptgebirgszuge streicht ein anderer, nicht minder hoher parallel, welcher dann weiter auf die Herrschaft Stubenbach ostwärts und auf das Gut Oeffernik westwärts fortsetzt, und dessen südliche Gehänge dem Nachbarlande zufallen; hieher gehören von diesem Gebirgszuge der Hohenstockriegel; er hängt mit dem Steindlberge auf der Herrschaft Stubenbach zusammen, und westlich schließt sich an ihn der Lakan oder Lakaberg, und an diesen der Fallbaum und der Stefanik, von welchen sich ein niederer Rücken nördlich quer durch das Thal bis zum Panzer und Brückel erstreckt, und so diese beiden Hauptgebirgszüge mit einander verbindet. — Niedere Berge und Anhänge der genannten sind noch der verborgene Riegel am Lakaberge, der Hurkenthaler Riegel am Hohenstockriegel, dann der Frauenwald, eine ziemlich isolirte Gruppe von niedern Bergen, welche sich im Thale zwischen dem Kieslleiten- und dem Steindlberge erheben; sie hängt mit dem Seerücken auf der Herrschaft Stubenbach zusammen, ist aber davon durch eine weite und niedrige Einsattlung getrennt; das Grubbergel, ein kleiner Anhang am Seerücken, der Sattelberg, welcher sich im Winkel, den der Kieslingsbach mit dem Widrabache bildet, erhebt, der felsige Schlösselwald, welcher das linke Ufer des Widrabaches bildet. — Das Stachauer Gericht wird nördlich von den Abhängen und Auslaufern des Jawornik, westlich vom Stachauer- und Aschenberge, welcher mit

dem Knappenberge auf der Herrschaft Bergreichenstein zusammenhängt; südlich von der hohen Waldfläche von Planie, auf der Herrschaft Großzdikau, und östlich von den niedern Bergen bei Melhüttel eingeschlossen. — Diese gleichsam in sich abgeschlossene Gebirgslandschaft gewährt einen sehr großartigen Eindruck. Im südlichen Theile des Gebirges erhält man auf einigen Höhen nicht nur einen Ueberblick über die niedrigern Bergzüge, welche den Prachiner Kreis durchstreichen; das Auge schweift auch über die angrenzenden Kreise bis tief in die Mitte von Böhmen, von einigen bis an die südlichen, von anderen bis an die nordwestlichen Grenzen des Landes, wo das Erzgebirge wie ein Nebelstreif mit dem Gewölke des Horizontes verschmilzt. Von mehren Punkten reicht der Blick weit über die Nachbarländer Baiern und Oesterreich, und wird am südlichen Horizonte von den schneebedeckten Gipfeln der Alpen gefesselt, welche in unabsehbarer Ferne sichtbar werden, und gleich einem Zauberbilde das Gemüth mit staunendem Entzücken erfüllen. Von den nördlichen Höhen dieses Gebirgstheiles gewähren die, mehr durch ihre Größe und Ausdehnung anziehenden Massen des Böhmerwaldes ein großartiges Bild, dessen ernster Charakter durch die Schattenseite, welche von hier aus betrachtet sich dem Beschauer zuwendet, noch erhöht wird; sie bilden den Hintergrund einer großen Landschaft, welche durch eine Menge größerer und kleinerer Wasserspiegel, durch zahlreiche mit Flächen abwechselnde Berg- und Hügelzüge, die den Vordergrund und den mittleren Theil erfüllen, einen eigenen Reiz von Mannigfaltigkeit erhält. Die in früherer Zeit verrufenen, abschreckend finstern Wälder sind nun größten Theils gelichtet und haben zahlreichen Ansiedlungen Platz gemacht; da, wo sie noch die weitausgedehnten Bergrücken bedecken, bringen

sie von Außen betrachtet durch ihre Größe, in ihrem Innern aber durch den Anblick ihres Urzustandes, über welchen der Mensch noch nicht Meister werden konnte, einen eigenthümlichen, keineswegs unangenehmen Eindruck hervor. Auf den höchsten Gipfeln und Gebirgsrücken hat der Urwald bis auf die unzugänglichsten Stellen meist sehr üppigen Beständen Platz gemacht, welche der Kultur und regelmäßigen Benützung anheim gefallen sind. Im Waldboden, besonders in den moorigen Thälern, zeigen sich die Reste des Urwaldes in den Stöcken, Wurzeln und vermoderten Stämmen in mehren Schichten übereinanderliegend; so fand man bei Urbarmachung einer solchen Strecke in Leonorenhain an der Moldau, welche durch einen sehr bedeutenden Kostenaufwand in eine Wiese von beiläufig 100 Joch Area umgeschaffen wurde, fünf Schichten von Wurzelstöcken erster Größe als Ueberreste natürlich abgestorbener Generationen des Waldwuchses, welcher wahrscheinlich seit dem Anbeginn der geschichtlichen Periode unserer Erde diese Regionen bedeckt hat. Der Baumwuchs auf den höchsten Höhen ist freilich nur kümmerlich im Vergleiche zu den tiefer liegenden Stellen. Der dort noch vorhandene Urwald gibt daher nur ein schwaches Bild von dem ehemaligen der niedern und der Thalgegenden; doch sieht man Bäume jedes Alters auf halb oder ganz vermoderten, vom Sturme niedergestreckten, neben stehenden, oder oben herab abgestorbenen und ganz mit Bartmoos behängten Stämmen, welche insbesondere, nebst der fast gänzlichen Unwegsamkeit und dem gänzlichen Mangel jeder Spur von menschlicher Einwirkung auf die Kultur oder das Lebensende der Pflanzen, den Hauptzug in der Physiognomie des Urwaldes bilden. In solchen Waldstrecken sterben noch alle Bäume durch Elementarereignisse oder eines natürlichen

Todes durch Alter, und damit wäre mit wenigen Worten der Charakter des Urwaldes bezeichnet. Die noch vorhandenen Strecken des Urwaldes dürften sich noch geraume Zeit in diesem Zustande erhalten; denn es ist nicht zu erwarten, daß, obwohl der Verbrauch des Holzes gegen frühere Zeiten um das Mehrfache gesteigert worden, die Preise desselben so hoch steigen werden, daß der Abtrieb dieser Strecken die Kosten, welche der Transport des Holzes von diesen unwegsamen und zum Theil unzugänglichen Stellen verursacht, ersetzen werde. In der k. Waldhwozd beträgt der Flächeninhalt der Waldung immer noch den größern Theil des Ganzen. Sie bedeckt im Zusammenhange den südwestlichen Gebirgskamm an der Landesgrenze, und verbreitet sich von da auch auf den nordöstlichen, auf den Panzer und Hochfiederet; sonst finden sich im größten Theile des Gebietes mehr vereinzelte, wiewohl ziemlich ansehnliche Strecken, die größten am Frauenwald und am Kiesleitenberge. Der vorherrschende Waldbaum ist die Fichte, nächstdem die Tanne; auch Buchenbestände zeigen sich hie und da. Zum Theil ist die Waldung hochstämmig, zum Theil finden sich auch junge Bestände; sie ist nicht in Reviere getheilt, da sie jeder Besitzer nach Bedarf benützt, doch ist in jedem Gerichte ein Waldaufseher angestellt. Die Verwerthung geschieht bei einigen größern Besitzungen durch Glas- und Spiegelhüttenbetrieb, etwas wird verflößt, das meiste aber zu Hause verbraucht. Sonst findet sich auch viel Dominikal-Waldung. — Die Felsarten dieses Hochgebirges sind Glimmerschiefer, Gneus, Granit. Ersterer herrscht im höchsten westlichen Theile, am Osser und seinen Vorbergen, an der Seewand, am Panzer und den Ausläufern dieses Rückens nach Norden, bis über die Grenzen des Klattauer Kreises, also in dem Katharinen, Hammer, Eisen-

straßer und dem größten Theile des Seewiesner Gerichtes; er ist meistens höchst ausgezeichnet, und bildet oft schroffe Klippen am Zelzerberge, Osser und dem böhmischen See, welche merkenswerth sind; hie und da enthält er kleine Krystalle von Granat eingeschlossen; doch sind diese mehr in den losen Blöcken, welche an den Gehängen zerstreut sind, als auf ursprünglicher Lagerstätte zu finden: am Panzer enthält er Kianit, in Quarzmassen eingebettet, und in Eisenstraß scheinen häufig Gänge von Quarz und Turmalin in ihm zu streichen. Der Glimmerschiefer geht in weiterer Verbreitung nach Osten und Norden mit allmälig abfallendem Niveau unmerklich in Gneus über, und eine Grenzlinie zwischen diesen beiden Felsgebilden ist nicht aufzufinden. Dieser herrscht dann weiter östlich am Kiesleitenberge und im größten Theile des Neustadler Gerichtes bis auf das Hochgebirge der Herrschaft Stubenbach. Granit ist in zwei ansehnlichen Gebirgsstrichen verbreitet, der nördliche bildet den Günthersfelsen, den Hochrücken, westlich bis über den Ahornberg, und südlich über den Frauenwald, findet sich im Thale und an den Gehängen des südlichen Gebirgskammes an der Landesgrenze, als am Formberge (dem nördlichen Abhange des Steindlberges) und westlich von Hurkenthal bis über den Stefanik; er ist größten Theils grobkernig, geht am südlichen Kamme sehr häufig in Gneus über und wechselt auch wohl mit dieser Felsart. Die zweite Partie verbreitet sich von Chinitz und Tettau über Schlösselwald, Rehberg und den Sattelberg oder den östlichen Theil des Neustadler Gerichtes; er ist größten Theils grobkernig und porphyrartig, und bildet ansehnliche Felsmassen am linken Ufer des Widrabaches zwischen Schlösselwald und Rehberg. Er ist in beiden Distrikten seiner Verbreitung

in zahllosen Felsblöcken zerstreut, und enthält am Gunthersfelsen Quarzgänge. Im Stachauer Gerichte ist Gneus die vorherrschende Felsart, doch findet sich auch hier ein Stock von Granit. Kalksteinlager finden sich im Kocheter und im Stachauer Gerichte, und Quarzlager am Kiesleitenberge und an mehren Orten im Eisenstraßer und Hammser Gerichte.

An dieses Gebirgspanorama schließt sich gegen Norden eine zweite, vielleicht durch mehr Abwechslung interessantere Partie des Böhmerwaldes, welche ich gleich Anfangs nach ihrem romantischen Eindrucke geschildert habe. Von nennenswerthen Bergen schließt sich zunächst an die beschriebene Gebirgskette die Sauebene. Von da, und weiter auf der Strecke der Unterbrechung durch Hügel- und Thalgrund bis zum hohen Čerchow-Gebirge zeigen sich nur einzelne oder gruppirte Bergkegel: der Silberberg, eine hohe runde Kuppe, weithin sichtbar im angrenzenden flachen Lande, der Fuchsberg, nördlicher der Holi, bei Wirow, der Čihadlo, bei Melhut, der Bezni, der Hluboker Berg an der Südseite, die Hori (Berge) an der Nordseite von Hluboken; dann die Gruppe von höhern Bergen nördlich und östlich von Neugedein, als der Skarmann, der Riesenberg, der Stanetitzer Berg, welcher mit dem Niemčitzer Bergrücken auf der Herrschaft Chudenitz zusammenhängt, der Slupnei, der Přikopj, der Kuhberg, der Dreifaltigkeitsberg, der Kozetitz, der Barak mit dem niedrigen Pfaffenberge; westlicher der Marberg und der Chodenschlosser Berg. Der hohe Böhmerwald beginnt nach seiner Unterbrechung den Lauf nach Norden mit dem Großen und Kleinen Čerchowberge, dem höchsten Punkte des nördlichen Theiles des Waldgebirges, welcher sich 3300 W. Fuß über die Nordsee

erhebt. An diesen reiht sich nördlich der lange hohe Rücken des Schauerberges; er ist durch den Paß von Klentsch vom vorigen getrennt und erstreckt sich in nördlicher Richtung auf eine Meile in die Länge. Ein Ausläufer davon in westlicher Richtung heißt der Heinrichsberg. Im Westen vom nördlichen Ende des Schauerberges beginnt der gleichfalls ansehnlich hohe Rücken des Herrsteiner Gebirges mit seinem Südende, dem Kuhberg. Nebst diesen seien noch der Seeger Berg, Hochwald oder Steinfels genannt. — Auf diesem Terrain sind die Waldungen bedeutend gelichtet und außer einigen Dominikal-Waldungen in Reviere getheilt. Sie enthalten größten Theils Fichten, Tannen, Kiefern, Birken und Erlen, auch einen großen Theil Buchen. — Der Wildstand besteht auf den k. Freigerichten in etwas Rehwild, mehr Hasen, etwas Auerwild, wenig Hirschen. Nördlich von den Freigerichten findet man Rehwild, Hasen, Rebhühner, Auer-, Birk- und Haselhühner. Die nördlichen hohen Gebirgswaldungen haben einen bedeutenden Stand von Hochwild.

An der nördlichen Grenze der Freigerichte beginnt die Gneusformation, welche sich bis in die Fläche des Angelthales herab erstreckt. Es kommen in derselben hie und da mächtige Lager von Quarzfels vor. Bei Eichen und Auborska tritt Thonschiefer an die Stelle des Gneuses, welcher auch dann weiter nördlich herrscht. Auf dem Gute Janowitz ist feinkerniger Granit die vorkommende Felsart, bei den vom Hauptkörper getrennten Ortschaften Aulikow und Sedlitz aber der Thonschiefer und Grauwackenschiefer des Uebergangsgebirges. — Die Felsarten der nördlicheren verschiedenen Gebirgszweige sind mannigfaltig. Im hohen westlichen Gebirge ist Gneus die herrschende Felsart; er geht

öfters in Glimmerschiefer und Thonschiefer über, enthält auch Stöcke von Granit. Am Fuße des Čerchowberges, in der Thalebene bis gegen Chodenschloß, findet sich grobkerniger Granit, welcher aber an den Höhen und Bergen, die diese Niederung umgeben, nicht mehr vorkommt. In dem niedern Landstriche, vom Čerchow südöstlich, herrscht ebenfalls Urschiefer, welcher bald gneusartig, bald glimmerschieferartig sich zeigt. Bei Neumark wird die Schieferformation durch Trappgesteine unterbrochen, welche sich im Zusammenhange bis Springenberg und Friedrichsthal, und von da über Steffelhof, Melhut, Tannaberg, Neudorf, Hluboken und die kugelförmigen Berge bei Wegrow und Putzerieb verbreitet und auch den größten Theil der Berge bei Neugedein bildet, mit Ausnahme des Riesenberges, des Slupnei und des Stanetitzer Berges, an welchen Grauwackenschiefer als Felsart sich zeigt. Dieser geht bei seiner Verbreitung durch das flache Land bei Kauth, dann im niedern Gebirge bei Klitschau und Tilmitschau, allmälig in Urschiefer über.

Unter den lebenden Gewässern eilen die Bäche des südlichen Terrains der Wattawa zu; nordwestlich davon vereinigen sich alle mit der Angel, die theils am Hochfiederet, theils aus vielen Quellen am Abhange des Spitzberges bei Stern, Frischwinkel und Fürstenhütte sich bildet. In die Angel ergießt sich der Seebach oder Rieselbach aus dem merkwürdigsten Gewässer des ganzen Böhmerwaldes, dem Eisenstraßer See (auch Bistrizer oder Böhmischer oder wohl blos der See genannt), kommend. Dieser befindet sich an der Nordseite der Seewand, welche über seinen Wasserspiegel gegen 100 Kl. fast senkrecht emporsteigt, und ihn auch zum Theile an der Ost- und Westseite mit Felsgehängen umfaßt. Sein

Niveau übersteigt die Meeresfläche um 526,5 W. Kl. Sein Spiegel hat 64 Joch Flächeninhalt; die Tiefe scheint, nach dem Abfall der Seewand zu urtheilen, sehr beträchtlich, ist aber nicht ausgeforscht. Die Sagen davon finden keinen Glauben mehr. Seine Rieſel treibt Schwemmholz in die Angel.

Der ackerbare Grund auf dem Gebiet der k. Freigerichte ist fast überall mager, häufig schotterig, seicht, und der Untergrund felsig; nur stellenweise findet sich lehmiger tieferer Boden, im Neustadler Gerichte ist er vorherrschend sandig; fetter schwerer Boden findet sich fast nirgends; es ist daher überall fleißige Bearbeitung und starke Düngung erforderlich; im Ganzen ist er nur mittelmäßig fruchtbar; nur wenige in den Thälern und an der Mittagsseite der Gehänge liegende Gründe gehören zu den besseren. Der größere Theil der landwirthschaftlichen Gründe besteht aus Wiesen und Hutweiden. Es werden von Getreidearten etwas Weizen, mehr Korn und Hafer, sonst aber besonders Flachs, Kraut und Erdäpfel erbaut. Obstbau wird fast blos im Stachauer und im Hammerer Gerichte betrieben. Nördlicher ist der landwirthschaftliche Boden nach Verhältniß der Lage von sehr verschiedener Beschaffenheit, im Ganzen aber ziemlich fruchtbar. Er liefert vorzüglich Korn und Hafer, auch Weizen und Gerste. Obstbäume sind in einzelnen Hausgärten, neuester Zeit auch Aepfel-, Birnen-, Zwetschken- und Kirschbäume in Alleen zu finden.

Das Klima ist in den Waldhwozder Gerichten der hohen Lage wegen ziemlich rauh; auch liegen da nur wenig Feld- und Wiesengründe unter 440 W. Kl. Meereshöhe, die meisten haben beiläufig 500 W. Kl., einige Wiesen und Hutweiden liegen auch noch höher. Dieses Waldgebirge zieht häufig furchtbare Gewitter zusammen und sendet Hagelschlag auf das Flachland

nieder. Durch Lichtung der Wälder wird sich das Klima nach und nach mildern. In den flacheren Gegenden gegen Norden ist das Klima bedeutend milder.

In kleinen Thalstrecken, besonders die vor Nord- und Ostwinden geschützt sind, erreicht der Sommer einen hohen Grad von Hitze.

Der Winter dauert länger als in anderen Gegenden Böhmens. Der Frühling ist meistens sehr unfreundlich, Mai und Juni gewöhnlich kühl, und die Fröste dauern oft fort bis in die zweite Hälfte des Mai. Eichen und Erlen werden oft erst Ende des gedachten Monates grün. Die Schneedecke auf dem Hochgebirge im Westen des Kreises absorbirt eine beträchtliche Menge von Wärme und bleibt gewöhnlich bis zum Anfange des Sommers liegen, daher die niedere Temperatur des Frühlings in der Nachbarschaft des Gebirges. Die größte Wärme übersteigt gewöhnlich nicht 22 bis 25 Grad Réaumur und ist nicht anhaltend. Der Monat September ist auch hier, wie überall in Böhmen, derjenige, in welchem die schöne Witterung sich am beständigsten zeigt. Ueberhaupt pflegt der Herbst lange zu dauern, und die größte Winterkälte findet sich meistens erst im Jänner ein; sie erreicht gewöhnlich — 14 bis — 16 Grade, und übersteigt selten — 20 Grade Réaumur. Gewitterwolken, am Waldgebirge gebildet, entladen sich gewöhnlich im Donaugebiete, und ziehen dem Striche der hohen Gebirgsrücken entlang entweder südlich oder nördlich; den Klattauer Kreis treffen dann blos Streifregen. Bei Südwestwinde jedoch werden diese Wolkengebilde gegen das Innere von Böhmen getrieben und entladen sich dann hier zuerst, oft schon, wenn es im Innern von Böhmen noch heiter ist. Nordostwinde bringen gewöhnlich die Nebel, welche sich in den Wäldern des

mittleren Böhmens gebildet haben, und die sich dann hier zu Gewitterwolken mit vorübergehenden Regen gestalten, worauf meistens anhaltend schöne Witterung folgt.

Hinsichtlich der Flora scheint zwar im Vergleich mit andern Hochgebirgen der Böhmerwald keine große Mannigfaltigkeit zu besitzen, hat aber einige ausgezeichnete Gebirgspflanzen aufzuweisen. Am Teufels-See bei Eisenstein wächst Isoëtes lacustris, eine sonst fast in ganz Deutschland nicht vorkommende Pflanze; Soldanella alpina findet sich in ansehnlicher Menge in verschiedenen Gegenden des Gebirges; Arnica montana kann als die, die Flora des Böhmerwaldes charakterisirende Pflanze angesehen werden; sie findet sich im ganzen Gebirge verbreitet. Seltener erscheint Doronicum austriacum. Lindaker bemerkte mehre Arten von Aconitum, Phyteuma, Gentiana purpurea, Lichnis alpina u. a. Unter den Kryptogamen erscheint auch hier der wohlriechende Byssus Jolithus ungemein häufig. Ueber die Flora des Böhmerwaldes im Allgemeinen hat Hr. A. J. Corda, Custos am Vaterländischen Museum in Prag, ein genügend vollständiges Verzeichniß zusammengestellt. *) — Als besondere Vorkommnisse des Stockauer und

*) Es ist dies eine Zusammenstellung der seltneren ausgewählten Pflanzen dieses Waldgebirges aus dem Verzeichniß aller, auch allgemein verbreiteten Pflanzengattungen, welche Herr M. Dr. Jgn. Duschek, Professer der Naturwissenschaften am fürstl. Schwarzenberg'schen ökonomischen Institute zu Krumau, aufgezeichnet hat. Die Auswahl nennt folgende besondere Böhmerwaldflora: Antoxanthum odoratum. Phleum Böhmeri. Cinlochloa Michelii (Smith). Phalaris arundinacea. Digitaria humifusa (Pers.). Agrostis alpina. Apera spica venti. Andropogon Ischaemum. Poa distans; serotina; nemoralis. Festuca rubra; nemoralis. Bromus racemosus; erectus. Arundo Phragmites. Triticum pinnatum (Monch). Lolium temulentum. Carex Davalliana; Buxbaumii. Juncus effusus. Typha latifolia. Sparganium ramosum. Acorus Ca-

Bärnſteiner Gebirgsrückens wurden vom Hrn. Abbé F. Hocke in Nonſperg folgende Pflanzen verzeichnet:

lamus. Triglochin palustre; hybridum. Alisma Plantago. Convallaria multiflora. Paris quadrifolia. Ornithogalum pyramidale; umbellatum. Hyacinthus comosus. Leucojum vernum. Galanthus nivalis. Gladiolus communis. Orchis globosa; ustulata; Morio. Epipactis ovata; microphylla. Betula nana. Mercurialis annua. Asarum europaeum. Daphne Mezereum. Soldanella montana. Pinguicula vulgaris. Orobanche major. Lathraea squammaria. Linaria minor; genistefolia. Antirrhinum majus. Digitalis ambigua. Lycopus europaeus. Ajuga alpina. Teucrium Chamaedrys. Galeobdolon luteum. Mentha sylvestris. Nepeta nuda. Dracocephalum moldavicum. Prunella grandiflora. Atropa belladonna. Datura Metel. Pulmonaria officinalis. Cuscuta europaea. Gentiana acaulis? Menyanthes trifoliata. Vinca minor. Erica herbacea. Carlina acaulis. Achillea Ptarmica. Arnica montana. Tussilago nivea. Cineraria campestris. Conyza squarrosa. Eupatorium deltoideum. Valeriana officinalis; dioica; Phu. Astrantia major. Sanicula europaea. Pimpinella magna. Bupleurum falcatum. Athamantha Libanotis. Thalictrum aquilegifolium; angustifolium. Aquilegia vulgaris. Aconitum Napellus. Actaea spicata. Adoxa moschatellina. Impatiens noli me tangere. Linum catharticum. Cardamine pratensis. Alyssum sexatile; calycinum. Helianthemum vulgare. Drosera rotundifolia. Parnassia palustris. Viola hirta. Cucubalus Behen. Saponaria officinalis. Silene viridiflora; nutans. Chrysosplenium alternifolium. Crataegus monogyna. Spiraea Aruncus. Geum urbanum; rivale. Comarum palustre. Alchemilla Aphanes. Sanguisorba officinalis. Anthyllis vulneraria. Astragalus glyciphyllos. — Dieſen können, nach der Angabe des Herrn Cerda, als in anderen Gegenden des Böhmerwaldes und des Budweiſer Kreiſes vorkommend noch beigefügt werden: Polypodium ilvense. Lycopodium inundatum. Rhynchospora fusca. Eleocharis Baeothryon. Sparganium nutans; ramosum. Arundo Halleriana. Uvularia amplexifolia. Aconitum Halleri; multifidum. Orchis viridis. Gentiana purpurea; pannonica. Meum Mutellina. Chaerophyllum aureum. Peucedanum sylvestre. Cirsium affine (Tausch.). Cacalia alpina. Senecio alpinus. Doronicum austriacum. Molinia varia; altissima. Cardamine trifolia, bei Herrenfurt. Droseria anglica und Tillaea muscosa, bei Wittingau.

Circaea alpina.
— intermedia.
Pinguicula vulgaris.
Veronica latifolia.
— scutellata.
Valeriana dioica.
Carex strictifolia.
Galium Cruciata.
Menyanthes trifoliata.
Thesium ramosum.
— alpinum.
Atropa Belladonna.
Gentiana pneumonanthe.
— amarella.
Adoxa moschatellina.
Daphne Mecereum.
Polygonum bistorta.
Pyrola uniflora.
Cerastium aquaticum.
Oxalis stricta.
Ranunculus lanuginosus.
— auricomus.
— sceleratus.
Thalictrum flavum.
Digitalis lutea.
Pedicularis silvatica.
Scrophularia aquatica.
Arabis Halleri.
Cardamine impatiens.
Erysimum barbarea.
Turritis glabra.
Corydalis fabacea.
— bulbosa.
Orobus vernus.
Polygala vulgaris carnea.
— montana.
— oxyptera.
Arnica montana.
Achillea ptarmica.
Scorzonera angustifolia.
Prenanthes purpurea.
Erigeron acre.
Solidago Virgaurea.
Orchis maculata.
— conopsea.
— sambucina.
— ustulata.
Epipactis latifolia.
Sparganium simplex.

Volk.

Die deutschen Grenzbewohner dieses Schauplatzes am Böhmerwalde behalten hinsichtlich der Körperbildung die sprechendsten Spuren ihrer deutschen Abkunft bei. Die Männer, im Durchschnitte über die mittlere Größe, haben blondes Haar, lieben unter den geistigen Getränken besonders Bier. Von Natur heiter und kräftig, äußern sie bisweilen in ihren Gebräuchen Derbheit, was man aber, als Bewohnern rauherer Gebirgsgegenden, gern an ihnen entschuldigen wird, wo man im Körper den gesunden Kern entdeckt, und um so mehr als nie eine wirklich böse Gesinnung derlei rauhe Aeußerungen durchweht, die auf Schaden rechnet und anträgt, und nur durch diesen sich zufrieden stellen läßt. Die Frauen erreichen im Durchschnitte nur die mittlere Größe, theilen aber häufig das blonde Haar, welches besonders bei der Jugend so allgemein ist, daß man ganze Scharen spielender Knaben und Mädchen mit schneeweißen Köpfen erblickt, und wegen seiner Seltenheit einen Schwarzkopf als Spitznamen seines Hauses gebraucht. Mehre Höfe jener Gegenden heißen „zum Schwôrzschadel." Diese Deutschen besitzen musikalisches Talent und Vorliebe für die Musik gleich den eigentlichen Böhmen. Fast jedes Dorf hat seine Musikanten. Spielt der gegenwärtige Bauernsohn nicht Geige oder Klarinet, so beweiset eines dieser Instrumente, in

der Stube unter verschiedenen Hauswerkzeugen hängend, daß der Vater oder Großvater spielte. Nicht minder sind sie für Nationalgesang eingenommen. Unzählig sind Volksmelodien und Texte. Auch der Jodler ist da zu Hause. Jährlich componiren die Burschen einzelner Dörfer Melodien und Texte, und die gelungensten werden allgemein. Das musikalische Gehör beweist sich dadurch, daß die schlechteste Stimme im Chor wenigstens keine Mißtöne nimmt. Am Tage wiederklingt Haus und Feld von Liedern. Nächtlich durchziehen erwachsene Burschen singend die Dörfer. Nicht nur heitere, auch rührende und ernste Lieder werden gesungen, und wenn ein solches durch die Mitternacht tönt, da richten sich Väter, Mütter und Jungfrauen im Bette auf, bis sich die Sänger entfernen. Meistens sind die einfachen, tief erschütternden Gesänge als Begräbnißlieder jener Gegend gebraucht, die sich die Burschen vom Zuhören merken. Einst, als in später Nacht ein solches Lied erschallte, hörte ich in einer Nebenkammer ein altes Mütterlein heftig weinen. Ich stand auf und fragte: „was ihr begegnet sei?“ Sie antwortete, von der Wirkung des Gesanges durchschüttert: „Hört ihr? Ach, hört ihr, wie sie mich zu Grabe singen?“ Und darin liegt wohl ein Zug deutschen Ernstes. Das Nähern einem deutschen Dorfe bei einbrechendem Sommerabend wird mit jedem Schritt anziehender. Die heimkehrenden Herden, denen Schwärme von Knaben und Mädchen folgen, singend und jubelnd; das Fahren, Zurufen der Landleute, Hämmern und Klopfen auf Sensen und Sicheln, um sie für den nächsten Tag zu schärfen — dieses und mehr gleicht den Scenen der Schweiz und Tirols. Ertönt die Abendglocke, so erlöscht plötzlich das lärmende Leben, die heimkehrenden Kinder gehen schweigend und betend

neben einander hinter ihren Herden, im Dorfe ruht die Arbeit, Klopfen und Geschrei; Jedermann richtet sich auf zum Gebet. Die Abendandacht wird regelmäßig nach dem Essen und unter Vorbeten des Hausvaters in Gegenwart der Familie, der Knechte und Mägde verrichtet. So auch das Morgen- und Mittaggebet. — Welch ein schönes Nachbarverhältniß man da oft trifft, möge Folgendes darthun. Wenn ein ärmerer Hausbesitzer wegen zu wenig Zugvieh und Arbeiter zur Erntezeit in seinen Geschäften zurückbleibt, so unterstützt man ihn allseitig und hilft ihm vor. Nicht selten nehmen erwachsene Burschen in der Nacht einen Wagen, spannen sich selbst vor die Deichsel und schieben an Rad und Leitern; — wenn dann der Hausbesitzer zeitlich und seufzend aufsteht, sein Getreide mühsam einzuführen, liegt ein großer Theil in der Scheuer, und ein wohlbefrachteter Wagen steht vor der Thüre. Zugvieh wird oft stundenweit aushelfend zugesendet. Man kann kaum eine freudigere Bewegung sehen, als wenn Brüder mit ihrem ganzen Hauswesen einander zu Hilfe kommen. Dieser Fall tritt häufig zur Erntezeit ein, und für die Hilfeleistung wird nicht einmal Mittags- oder Abendessen angenommen. Abends kommen die Männer zusammen und sprechen bei einem Kruge Bier über das segenreiche Tagewerk. — Für Böhmen als Vaterland zeigen diese Deutsche keine Vaterlandsliebe. Das ist wohl zu begreifen und zu vergeben. So weit sie mit den anwohnenden Čechen in Berührung kommen, haben diese wenig Anziehendes zu bieten. Die drückende Lage macht sie dumpf verschlossen, argwöhnisch, starr, oder, wenn sie aufthauen, lästig schmeichelnd. Harmlose Fröhlichkeit zeigt der hier anwohnende Čeche nie. Tritt er einmal aus dem Dunkel des Trübsinns, so schwingt er die sausende Fackel wilder

Luſt, um dann auf lange wieder ſeinem Robotpflug in träger Verſunkenheit nachzuſchlendern. Dieſer arme Čeche weiß, daß ihn ſein Fleiß in höchſter Potenz auf keinen grünen Zweig bringe; daher kein Funken Neuerungs- oder Verbeſſerungsgeiſtes aus ſeiner Beſchäftigung blitzt, wenn ihn nicht Zwang aus ſeiner lahmen Gleichgültigkeit ſchlägt. Wenn eine Familie zu zahlreich wird, ſo treibt man die Kinder wie entbehrliche Schafe in alle Welt. In der Fremde erſt, wo er mit ſeinem Fleiße frei iſt, beweiſt dieſer Čeche die unbändigſte Ausdauer, Sparſamkeit, Mäßigkeit, Ernſt, Geſchick und Luſt zu jeder kräftigen That. Daher muß ſich dieſer Čeche ſeine gute Meinung erſt aus der Fremde holen. Leider zeigt ſich aber in zu vielen Ausnahmen, wie Erſtarrung der geiſtigen und körperlichen Natur durch Druck auch ſpäter in den freieſten Elementen nicht mehr freudig aufthauen kann. Was würde dieſes Volk aufbauen, wenn es zu einer großen That ebenſo geſucht und gerufen würde, wie zum Bau von Häuſern und Paläſten in der Fremde! Aber Umſtände und ſo weiter. — Doch, liebe deutſche Landsleute, warum ſeht ihr mich ſo verwundert an? Ich ſollte euch ſchildern, und rede ſo viel über euere čechiſche Nachbarn. Wenn es euch gefehlt ſcheint, ſo habe ich Gründe anzuführen, die euch anders überzeugen. Das Lob euerer čechiſchen Nachbarn könnte und möchte ich gerne noch weiter ausführen, denn ihr begreift noch nicht, wie daſſelbe unbemerkt auf euch ſelbſt übergehen müßte. Seht! Wenn z. B. Einer aus euch daſtände, angethan mit euerer ſchönſten nationellen Sonntagstracht: mit weißen Strümpfen (gmô'ltn Stimpfâ'n) und Schuhen, einer ſchwarzledernen Kniehoſe, welche mit weißen Schnüren an den Nähten ausgelegt, unter den Knien die Strümpfe aufrecht

hielte mittelst schmaler Lederriemen, und in der Schlitztasche an der rechten Seite silberbeschlagenes Besteck haltend; ja, und weiter angethan mit einer karminroth- oder blau- oder grünseidenen Weste, die nebst eingewebten Goldblümchen noch mit einer Reihe versilberter Achtecker- oder Zwanzigerknöpfe geschmückt wäre; und angethan mit veilchenblauer oder schwarzer Manschetjacke, welche bis zu den Hüften, ohne eng anzuschließen, herunterreichte; endlich mit karminrothem Seidenhalstuche: — und der so Hergestellte würde einen Bettlermantel umnehmen, und auf den Kopf statt des ziemlich hohen, grobfilzigen, schwarzen, mäßig breitschirmigen Hutes eine zerfetzte Kappe setzen; — sagt, hielte man den nicht für einen Bettler, Gauner oder Spion, wenn man nicht wüßte, wer er ist, und wie gut er unter dem Mantel gekleidet ist? Nun habe ich mit diesem Beispiele etwas vor. Wir werden gleich sehen. Wenn man betrachtet, wie die čechische Bevölkerung euch am Rücken herumwohnt (denn euer Gesicht habt ihr nach Deutschland gerichtet!), bald tiefer in eurem Gebiete sitzt, bald weiter im Lande; so könnten wir uns unter dieser Anwohnung das Bild eines Mantels denken, der um euern Rücken hier eng anſitzt, dort weiter hinwegweht; und weil von euch gegen Norden die čechische Bevölkerung so weit an die Landesgrenze vorrückt, daß sie euerm Gebiete gleichsam den Kopf überdeckt, so habt ihr sie auch gleichsam als Kappe auf dem Kopf. Ich habe euch so gefällig geschildert wie euere Tracht. Aber euch hängt ein fremder Mantel um, und sitzt eine fremde Kappe auf. Ist's euch gleichgültig, was man von euerm Mantel und eurer Kappe denkt? Das Kleid macht den Mann, sagen die Meisten. Wenn man nun den Čechen schlecht schildert, so gilt euer Mantel und eure Kappe für schlecht und

mit dem Kleide ihr selbst; denn wird man kommen und euern Mantel auseinander schlagen, um euch besonders zu betrachten, wenn man vom Böhmervolk überhaupt spräch'?

Laußts d' Beim nô gei,
Sô̊ sân dô̊ rä̊chtn Lä̊d schô;
Eiz frälô̊ hômants hôld kôâ Glück, kôâ Frä̊d nô,
Und Glück und Frä̊d môcht d'Lä̊d east guat und schei*).

(Laßt nur die C̃echen immer geh'n,
Sie sind jawohl die rechten Leute;
Jetzt freilich fühlen sie nicht Glück, nicht Freude,
Und Glück und Freud' macht Menschen gut und schön.) —

---

*) Bei der Wahl des Dialektes zog ich den als den eigenthümlichsten vor, welcher um Neumark in den deutschen Dörfern gesprochen wird; er schien mir der Grunddialekt, von dem die übrigen nur in unbedeutenden Eigenheiten abweichen. — Bei der Aussprache sind nur folgende Bemerkungen über die Selbstlaute a, ä, o, ô zu beachten.

ä̆ wird offen ausgesprochen wie in Macht;
â durch die Nase wie in Anfang.
a ohne Zeichen lautet dumpf wie aus a und o zusammengesetzt;
ä̆ wie das e in Ende;
ä̊ wie das e in fertig;
o offen wie in Hoffnung;
ô durch die Nase wie in ohne;
ô̊ dumpf, mittelst weiter Kehlenöffnung und Lippenvorstreckung;
ô̊ gedrückt, durch Herunterziehen des Kinns und der Unterlippe ohne Veränderung der natürlichen Lage der Oberlippe, und durch Zusammenpressen der Kehle;
ô̊ dumpfer als in Öffnung; wie im österreichischen ôs (ihr);
+ Dieses Zeichen über dem g bedeutet die große Weichheit dieses Buchstabens, wie im Italienischen das gna, gne;
⌒ Dieses Zeichen zieht die unterstehenden Buchstaben in Eine Silbe zusammen.

Die Aussprache der übrigen Buchstaben ist ganz jener der deutschen Schriftsprache gleich.

Diese scharfe Verschiedenheit des Nationalcharakters trennt den Deutschen vom Čechen natürlich, nicht aus Haß. Schlimmere Lage drängt diesen auch mehr, jenem sich anzuschließen, und der Fälle gibt es sehr viele, daß böhmische Burschen (nie aber Mädchen) und Knaben in den deutschen Dörfern dienen. Sie finden ein lebhaftes Vergnügen am Nationalleben der Deutschen. Ein deutscher Bursch oder Knabe wird nie im Dienste eines čechischen Hauses gefunden. Wo nicht hie und da die Bevölkerung in einem Dorfe schon gemischt ist, geschehen höchst selten Mischungsheirathen. Der Verkehr zwischen dem Deutschen und Böhmen (Čechen) wird, wo er nicht nothwendig ist, nicht gesucht; viel lieber hat man mit dem anstehenden Baiern zu schaffen, weil hier das Nachbarvolk viel Uebereinstimmung in Tracht, Dialekt, Sitten und Charakter zeigt. Es leiten auch viele dieser Deutsch-Böhmen aus der Oberpfalz ihre Abstammung her. Man rückte im Böhmerwalde immer weiter vor, bis gewisse Schranken gesetzt wurden. Für die Urbarmachung des Böhmerwaldes aber ertheilte man ihnen Privilegien. Diese Deutschen waren anfangs ganz steuerfrei, hatten freie Waldung und nicht die geringste Frohnverpflichtung. Eigenthumswaldung und Frohnfreiheit besitzen die k. Freibauern und die Kammeral-Dörfer (jetzt der Stadt Tauß unterthänig und unmittelbar an der Grenze liegend, welche erst bei der Grenzberichtigung i. J. 1766 zum Gebiete Böhmens geschlagen wurden) gegenwärtig noch; die meisten übrigen Dörfer begünstigt nur mehr ein äußerst wohlfeiler Holzbezug. Die Frohnverpflichtung verbindet nur hie und da zu unbedeutenden Leistungen. Mit der Besteuerung sind viele Neuerungen vorgefallen. Privilegien in mannigfachen Beziehungen für Gewerbe u. s. w. finden sich viele, manche sind in

Prozessen verloren gegangen; wenige haben eine Umgestaltung erlitten. So hat ein Prozeß über die Besteuerung des Waldlaubes (Streu), dort zwischen Herr- und Unterthanschaft eines Gebietes viele Jahre geführt, endlich eine erfreuliche Wendung dahin genommen, daß dem Unterthan statt des höchst wohlfeilen Bezugs von Schlagholz und des ihm unentgeltlich zukommenden „natürlichen Abfalles vom Baume" (Bestimmungen des Privilegiums) eine verhältnißmäßige Waldung ganz abgetreten wurde. Diese vortheilhafte Wendung für den Unterthan ging aber aus dem freien Entschluß des Herrn hervor und die Versöhnungsscene dieses edlen Deutschen*) mit seinen deutschen Unterthanen, welche diesen Sommer (Sptbr. 1842) zu Stande kam, hatte viel Anziehendes und Rührendes, indem keinerseits ein Rückhalt der dauernden Liebe zu einander störte, und der Herr seine Thränen eben so wenig zurückzwang, als zwei deutsche Bauern hervortraten und in einem eigens abgefaßten Dialog voll Treue gerade herausſagten, wie fest und gerne sie immer zu ihm ſtünden; als der Unterthan, da der Herr voll Neigung zu ihm sprach. — So wie aber Privilegien aus der Bewohnung des Urböhmerwaldes sich herschreiben, so blieb diesen Deutschen auch ein auffallend origineller Hang zum Aberglauben zurück, der wohl gegenwärtig schon merklich die von Wald gelichteteren Dörfer im Mittelgebirge verläßt, weil er auch durch den Verkehr mit der Fremde geschwächt werden muß; aber in der k. Waldhwezd (Freidauerngerichten, Küniſchen), wo noch vielen Theils Einſchichten oder Waldhöfe zu finden ſind, wurzelt

*) Se. Exl. Franz von Stadion-Thannhauſen, Gouverneur von Trieſt.

dieser Hang zum Aberglauben noch tiefer und allgemeiner. Unter dem Titel: „Sagen, Aberglauben, Faren, Volksgespenster und Volkspropheten" führe ich unten Einiges der Art an. Aus der Bewohnung dieses großen Waldgebirges, wodurch der ansässige Deutsche gegen Westen vom Nachbarlande abgeschnitten wurde, und gegen Osten durch seine scharf-verschiedene Nationalität getrennt blieb, läßt sich ferner das vielfach Originelle des hier vorhandenen Volkslebens erklären. Einst erzählte man sich hier Wunderbares von den Nachbarländern, weil selten eine bedeutendere Wanderung dahin geschah. In dieser letzteren Hinsicht aber besteht gegenwärtig eine gänzliche Umwandlung. Außer der Uebersiedlung vieler dieser Deutschen in's Banat 1827*), welche ihnen schlecht bekam, geschah noch keine Auswanderung; aber es begeistert sie ein eigenthümlicher Drang nach der Fremde. Oesterreich vor Allem zieht sie an. Der österreichische Volkscharakter und Dialekt übt einen eigenen Zauber über sie. Von Wien insbesondere kann ein deutsches Mädchen oder ein Bursche so seltsam gemüthlich träumen, daß sich die Sehnsucht oft zum unwiderstehlichen Heimweh steigert. Diese Gemüthsstimmung veranlaßt daher jährlich, besonders im Frühjahre ein regelmäßiges Wandern nach Oesterreich. Von all diesen jährlichen Auswanderungen der Jugend aber ist keine Schwächung der Bevölkerung am Böhmerwalde zu besorgen; denn obwohl ohne Vaterlandsliebe für Böhmen, lebt die Liebe zur Heimath um so tiefer und lebhafter in ihren Herzen. Und dieser Umstand läßt sie ebenso freudig wieder heimkehren, als sie fortgewandert sind. Die, welche als Kinder schon in der Fremde leben, dauern auch

*) Die nachstehende Novelle behandelt diesen Stoff.

am sichersten daselbst für die Länge aus; Erwachsene kommen fast immer wieder zurück, wenn nicht besonderer Zwang der Umstände sie ferne hält. Vorzüglich, wenn die Zeiten kommen, wo zu Hause eine oder die andere theuere Volkssitte gefeiert wird (vor allen das Kirchweihfest — ö Kirdâ! ö Kirdâ! wei hômâ dô geân!), braucht es besondere Selbstverläugnung, sich in der Fremde zurückzuhalten. Solche Gelegenheiten veranlassen viele wunderbare Beweise der Heimathliebe. Nicht blos Burschen, auch Mädchen legen zu Fuß mit einer Wegzehrung von 30 Münzkreuzern und ohne Mildthätigkeit anzusprechen, den 40 Meilen langen Weg von Wien bis in ihre Heimath innerhalb vier Tagen zurück, um noch zurecht zu kommen bei einem theuern gefeierten Volksbrauch. Die untilgbare Liebe zur Heimath hat daselbst die Nahrungssorgen vielfach erhöht und manche wohlklingende Saite des Volkslebens verstimmt. — Bedeutende Kenntniß des Auslandes sammeln sich diese deutschen Böhmerwäldler durch den Federnhandel, der nirgends sonst so viele Theilhaber findet, als in diesen Gegenden. Er ist, seit hundert und funfzig Jahren ungefähr, eine bedeutende Erwerbsquelle. Jedes Dorf zählt mehre Federnhändler. Nicht nur Männer ohne Haus und Grund, auch Besitzer bedeutender Wirthschaften betreiben diesen Handel, obwohl seit mehren Jahren die Vortheile desselben merklich unsicherer und geringer werden. In den ersten Jahren dieses Handels konnte jeder eifrige Theilhaber auf nennenswerthe Wohlhabenheit rechnen, und man darf sagen, daß die meisten Wohlhabenden am Böhmerwalde ihr Glück gerade aus dieser Erwerbsquelle schöpften. — Reiche Unternehmer, welche an der Spitze dieses Handels stehen, beziehen große Federn-Massen aus Ungarn, Böhmen, Mähren und Gallizien für ihre Niederlagen am Böhmerwalde.

Hier verkaufen sie ihre Waare an die kleinen Händler zu 10 — 40 Zentner, welche im Auslande durch Hausirer abgesetzt werden. Die Waare wird nach kaufmännischem Interesse gesondert, verschieden benannt und tarirt. Anfangs durchzog man mit diesem Handelsartikel das angrenzende Baiern; kam aber gegenwärtig bereits nicht nur in ganz Baiern, Tirol, Preußen und im übrigen Deutschland hausirend herum, sondern versuchte sein Glück auch in Schweden, in den Niederlanden und in Frankreich. Man hat bedeutende Federn-Niederlagen in Frankfurt a. M., Lübeck, Bremen, Amsterdam, Köln ꝛc., selbst in Paris. — Auf diese Weise konnte der pekuniäre Vortheil nicht der einzige sein; es haben diese Geschäftswanderungen in jeder Hinsicht energischere Thätigkeit angeregt um den eigenen Herd, und viel richtige Kenntniß des Auslandes unter das Volk zu Hause gebracht; mancher schlichteste Mann äußert recht gesunde Ansichten über das Ausland. Das Federnschleißen ist am Böhmerwalde während der langen Winterabende eine zum Mährchenerzählen ebenso geeignete Beschäftigung geworden, wie das Spinnen. In neuester Zeit versucht man eine Unternehmung nach Amerika mit dem Federnhandel. Man kann nicht entscheiden, wie günstig oder ungünstig dieselbe ausfallen werde. — Von sonstigen Gewerben sind nur zu erwähnen eine berühmte Spiegelfabrik und mehre Glashütten; außer diesen betreibt man alle nöthigen Industriegewerbe, Landbau und Viehzucht nach Verschiedenheit der Begünstigung durch die Natur mit verschiedenem Erfolg. Gewerbe und Landbau vereinigt zu betreiben, ist der Bewohner des Hochgebirges gezwungen, und diesen werden sonst nöthige Dinge durch Hausirer zugebracht. Weiter in den Niederungen hinab, wo erst eigentliche Dörfer bestehen, theilen sich die

Nahrungsquellen schon gesondert unter die Bewohner. Wie man im Hochgebirge die einzelnen Gehöfte mit einem Wohnhause für s. g. Hintersassen (Inwohner, welche sich vom Tagwerken an jedem betreffenden Hofe nähren) findet, so bestehen sie auch in ganzen Dörfern, und die Hausnamen, nicht immer von des ersten Besitzers rechtem, oft von dessen komischen Spitznamen hergenommen, bleiben den Wirthschaften für alle Zukunft. —

Die katholische Religion ist die allgemein verbreitete. Man denkt nicht mehr zu sehr überspannt. Der Gewissensgurt hat ein Löchlein weiter gesteckt, ohne deshalb der gesunden Sittlichkeit nachtheilig zu sein. Dessen ungeachtet geht nichts über den Mutterwunsch, daß ein Sohn dem geistlichen Stande sich widme. Deutsche Studirende aus dem Böhmerwalde kennen recht wohl die Worte: „Weast a Pfôäreri wean, Beiwl, galt?" (Wirst ein Pfarrlein werden, Söhnlein, gelt?), welche sie tausendmal hören müssen. Die Meisten gerathen. Einer aber, der ein anderes Fach wählt, steht wohl in Respekt, aber: „as wä höld dôch bössä, wenns a Pfôäreri wean wä (aber es wär' halt doch besser, wär's ein Pfarrlein worden), heißt es. Einen merkwürdigen Fall hat dieser religiöse Eifer veranlaßt. Seit einigen Jahren besteht auf Kosten eines wohlhabenden Federnhändlers*) eine neuerbaute Kirche, und leben auf dessen Faust zwei Geistliche daselbst. Nö! Nö! —

Die Männertracht ist in obiger Angabe im Wesentlichsten schon geschildert. Der Tuchrock, welchen die erwachsenen Burschen und Männer tragen, hat einen schmalen, einfachen, steif aufrechtstehenden Kragen, an der Schulterspitze einen kleinen

*) Andreas Schmidtpeter.

Bauschfalten, und reicht, wenig anliegend, bis zu den Knöcheln hinab. Darunter zieht man immer eine Jacke an. — Die Frauen binden über den Kopf ein farbiges Tuch, und lassen nur an den beiden Schläfen ein wenig Haar hervortreten. Ihr Halstuch gleicht dem der Männer, aber ihre Zeug- (auch Tuch-) Jacke reicht nicht ganz bis an die Hüfte, ist um die Brust nicht stark ausgeschnitten, und läßt oben über dem Ausschnitt das bis fast an den Hals reichende Hemde sichtbar werden. Diese Jacke ist um den Ausschnitt breit garnirt. Unter der Jacke ziehen die Mädchen das Mieder an, das kaum ¼ des Rückens deckt, mit Goldborden belegt und an der Brust stark ausgeschnitten ist. Die Farbe bleibt fast allgemein die karminrothe, öfters zu finden ist auch die schwarze. Mittelst eines, kreuzweis über die Schulter gezogenen, weißen Bandes wird der Rock gehalten, der sonst aus starkem rothen Zwirnzeug bestand, und kaum über die halbe Wade hinabreichte; jetzt aber findet man verschiedenstoffige, meistens Kattunröcke, welche über die ganze Wade hinabreichen und vorne durch ein farbiges breites Vortuch von gleicher Länge mit dem Kittel (Kidl, Weiberrock) überhüllt werden. Die Strümpfe sind meistens weiß und dazu tragen sie Schuhe. — Wenn die Männer blaue Strümpfe tragen, so ziehen sie darüber Halbstiefel an, welche faltig bis unter die halbe Wade hinabfallen. Oft gebraucht sind auch solche Stiefel, deren weiches Röhrenleder weit über das Knie hinaufgezogen werden kann. —

Jetzt nur noch einen Blick auf die Bauart der Häuser! Sie zeigt sich am eigenthümlichsten durch die Dächer, welche von den Kaminen gegen die Dachrinnen eine Fläche von geringem Abfall bilden. Die Schindeln sind auf den vielen Querbalken neben und auf einander gelegt, und zur Befe-

ſtigung mit gewichtigen Steinen beſchwert. Der Schutz ſolcher Dächer ſteht jenem der ſchneidigen hohen nicht nach. Gegenwärtig baut man die Wände aus Steinen und Ziegeln, und das Dach nicht mehr flach. Aeltere Häuſer ſind alle aus Holz gezimmert.

Und nun wollen wir dieſes deutſche Volk in ſeinen Nationalgebräuchen auftreten, und deſſen Charakter thätig entfaltet ſehen. —

Sitten und Gebräuche.

Der Tanz.
Ein Wirthshaus-Gefecht.
Die Verlobung.
Der nächtliche Besuch.
Eine Hochzeit.
Brautsteuer-Transport.
Die Pfingstwallfahrt.
Der Hexentusch.
Die Pfingstsamstag-Nacht.
Das Pfingstwettrennen.
Eine lustige Burschennacht.
Ein Ernte-Scherz.
Der Carneval.
Das Kirchweihfest.
Nachtliches Arbeitsfest.
Der Dreschерschmaus.
Hirtenbrauch.
„'s Kristkindlödäm."
Neujahrsgratulation.
Namenstagsgratulation.
Schönheit- und Stärketrinken.
„D' Luzia."
Am Palmsonntage.
Leichenbrauch.

Der Tanz (da Tòz).

Wenn ein solcher angesagt ist, so finden sich die Musikanten am bestimmten Sonntage um 1 Uhr Nachmittags in der Dorfschenke ein. Die Burschen in schönen weißen Strümpfen, schwarzledernen Kniehosen, roth- oder grünseidenen Westen und karminrothen Halstüchern, ziehen haufenweis über Wiesen und Felder, von fern und nahe herbei, und sammeln sich in der Wirthsstube. Geschämiger und ängstlicher gelangen die Mädchen auf Umwegen und hinter den Häusern heran. Vor der Stubenthüre im Vorhaus bleiben sie stehen und Keine will den Anfang machen, einzutreten. Während sie nun kichernd sich hier zusammendrängen, lassen die Burschen Musik von innen ertönen, weil sie die Gegenwart der Tänzerinnen merken. Die Aufregung der Musik belebt die Mädchen mit Muth. Es wagt die Kühnste ihre Hand auf die Klinke zu legen — patsch! schlägt eine zweite ihr die Hand nieder, und der Andrang schleudert nun die Thüre weit auf, daß die vordersten bis in die Mitte des Zimmers vorgestoßen werden, die sich verlegen wieder zurückzudrängen suchen. Allein schon hat dem verlegenen Gekicher und Gewirr der tanzlustige Bursche abgeholfen, indem jeder einer Gewissen winkt oder pfeift oder sie bei

Namen ruft. Die Gemeinte springt frisch zum Tänzer hin, und sogleich geht es voll Leben in der holprigen Stube herum. — Der beliebteste Tanz ist der Ländler. Er wird auf steirische Weise getanzt von denen, die im Rondeau sich bewegen, allein innerhalb des Kreises stellen sich zugleich so viele Paare auf, als neben einander Platz finden, um sich herumdrehen zu können. Dieses Herumdrehen geschieht taktmäßig so, daß ein Takt zu einer ganzen Wendung hinreicht, und der Schluß jedes Taktes wird durch einen Stampf und gleichzeitiges Senken des Paares markirt. Mit diesem eigenthümlichen Tanze ist ein häufiges Aufschwingen der Tänzerinnen verbunden, und man nennt das: „äf öän Eärtl" tanzen. — Originell ist der musikalische Vortrag des Ländlers. Der erste Theil wird zweimal gespielt, wobei Klarinet das Hauptinstrument ist; eine Flöte sekundirt harmonisch, und zwei Violinen, ein Zimbal und Baß akkompagniren piano dazu. Ist der erste Theil zweimal gespielt, so wird er gleichsam umgekehrt und wieder zweimal vorgetragen. Hierauf wird die Geige das Hauptinstrument, und verändert denselben ersten Theil des Ländlers in ein willkürliches Gefiedel, aber in veränderter Tonart (z. B. aus C-Dur in G-Dur übergehend). Mit dem Vorgeiger klimpert nun auch das Zimbal die gleiche Partie, die Sekundgeige und der Baß arbeiten lebhaft mit, wozu sich das Schmettern einer Trompete gesellt. Klarinet und Flöte rasten. Während der zweite Theil des Ländlers abermals vierfach abgefiedelt wird, gehen die Tänzerpaare im Rondeau wenig angeregt, nur langsam herum, oder stehen, ein Gespräch unterhaltend, zur Seite. Die Tänzer „äf öän Eärtl" (oder auch „äf öän Plätzl") treten nur von einem Fuß taktmäßig auf den andern, ziehen abwechselnd eine Hand der Tänzerin nach der andern eben so takt-

mäßig an sich, und stoßen sie wieder ab, so daß die Tänzerin in einer Halbdrehung erhalten wird. Wie man aber die Schlußkadenz des zweiten Theiles merkt, und das Klarinet-Flötensolo mit leisem, harmonischem Akkompagnement der übrigen Instrumente beginnt: da scheint eine entzückende Raserei in Tänzer und Tänzerinnen zu fahren; es entsteht ein Jauchzen und Springen, viele brechen vor Entzücken in ein durchdringendes, grelles Pfeifen aus, andere singen den Ländler mit. Je wilder sich da der Bursche äußern kann, desto willkommener ist es ihm. Bei stark gefüllter Stube ist dann der Tanz eine wahre Schlacht. Einer sucht den Andern aus Reih' und Glied zu schleudern. Mancher bleibt im Rondeau voll seligen Uebermuths stehen und beginnt „äf öän Eärtl" zu drehen. Die Nachtänzer schwellen hinter ihm an, und sind gezwungen, um das schöne Solo nicht unbenützt zu lassen, ebenfalls „äf öän Plätzl" anzufangen, so daß auf einmal im ganzen Zimmer ein Heben und Senken sichtbar wird. Die Tänzerinnen schweben häufig über den Köpfen, und die Scene gleicht einem Wasser-Wirbel, auf den ein heftiger Platzregen fällt, wo die stark aufschlagenden Wassertropfen über der drehenden Masse hüpfende Figürchen bilden. — Vier Ländler machen eine Tour, während welcher kein Bursch seine Tänzerin wechselt oder aufhört. Beim letzten Klang der Musik faßt jeder Bursch seine Tänzerin, führt sie in die Kammer, wo die Tische von den eigentlichen Trinkgästen besetzt sind, reicht ihr sein Glas zum Trinken, und läßt sie dann laufen, wenn sie ihm gleichgültig ist, oder setzt sie zu sich an einen Tisch, wenn sie so glücklich ist, seine Dulcinea zu sein. In der Tanzstube aber gruppiren sich mehre Burschen um die Musikanten, indem sie sich gegenseitig die Arme um den Hals

schlingen, und singen verschiedene Volksmelodien, denen sie stets neue Texte unterlegen. Nach abgesungenem Text spielt ihnen die Musik die Melodie nach, welche gesungen wurde, und die Burschen springen und jauchzen dazu oder schnalzen mit der Zunge nach dem Takt. Die Mädchen aber hängen sich zwei und zwei zusammen mitten in der Stube, tanzend nach der gesungenen und gespielten Melodie. Verliebte Paare sitzen die meisten schäkernd an den Wandbänken herum. Beispiel solcher Liedertexte:

Deänäl gei heä zön Zäu,
Laumä dö rächt öschäu,
Wös du füa Äugerln hest:
Schwöärz ödä bräu?

Als Antwort darauf folgt diesem immer folgender Text:

Äugerl mäi is nöd schwöärz,
Äugerl mäi is nöd bräu,
Äugerl mäi is ö kröd,
Di önzuschäu! —

Gegen die Tanzlust der übrigen Anwesenden darf der Gesang nicht sündigen, und man endet ihn, nachdem alle Sänger die Musik gezahlt haben, mit folgendem Texte:

Spielläd spielts ummat um,
Döß i zö män Deändlä kum,
Sitzt äf da r Öfabönk,
D' Zät is ia löng!

Bei einbrechendem Abend wird es etwas leer in der Tanzstube; die Knechte gehen füttern, die Mägde melken. Bauernsöhne und Töchter sind von der Arbeit dispensirt und bleiben,

wenn sie auf das Nachtessen verzichten wollen, beim Tanz. Aber sie wissen recht wohl ihrem Hunger abzuhelfen durch heimlich mittelst jüngerer Geschwister herbeigeschafften Proviant von Mehlgebäck. Hartnäckig behaupten auch die alten Weiber ihren Platz auf der Ofenbank. Ihr Amt ist scharfe Kritik. Nachts übergeben die Hausfrauen ihre Kinder und das Haus der Wache und Aufsicht einer alten Magd oder Inwohnerin, und erscheinen dann, ihren Männern folgend, gleichfalls im Wirthshause, wo jede am Tisch ihres Mannes Platz nimmt, und sich mit Eifer und Kühnheit in das Gespräch mischt, auch dem Glase gehörig zuzusprechen nicht unterläßt. Geht ein reicherer Bursch oder Mann nach Hause, so nimmt er das halbe Orchester mit, und läßt sich auf dem ganzen Weg vorspielen.

Ein Wirthshaus-Gefecht (a Ghräff).

Streit zwischen den Burschen und Männern ist regelmäßig bei einem Tanze, Schlägereien, die mit bedenklichen Folgen enden, sind nicht selten. Als Repräsentanten solcher Auftritte stelle ich folgenden her, dessen Augenzeuge ich war. An einem Ecktische in der Tanzstube saß ein Schmied, groß und knochig, dessen ein Auge stark schielte. Ihm gegenüber hatte ein breitschulteriger, stämmiger Wirth Platz genommen. Beiden drückte sich im Gesichte die Wirkung bereits übermäßig genossenen Getränkes ab. Ein kleiner Wortwechsel hatte sie schon früher gespannt gemacht, weßhalb sie sich nicht ansahen, und weder zu einander noch zu den Umsitzenden ein Wort redeten, sondern dumpf vor sich auf den Tisch hinstarrten, und sich auf-

richteten, wenn sie tranken. Ihr Bewußtsein erlosch mehr, ihr Groll aber nährte sich tief-geheim und wuchs. Ein hagerer Freund des Wirthes, der gerne die Beiden thätlich an einander gebracht hätte, winkte einem Zweiten seines Gelichters mit den Augen, und Beide gingen schweigend hinaus. Als sie zurückkamen, nahmen sie schweigend ihre Plätze wieder ein. Der Hagere fing nach Kurzem an, hetzende Worte fallen zu lassen. Das merkte des Schmiedes Weib, das neben seinem Manne saß, und bereits über den früher geschlichteten Streit froh war. Sie sprang also jetzt zornig auf, und sprach zu dem hagern Anstifter: „Wös höst du im Sinn, Halunk! Is dä nöd rächt, döß da Lärm ân End hëd? Lump! Möchst du mia dö zwai Mönâ dö wild, sö heng' a dö äf, du Möchtgëid, du ninznutzös, du!" (Was hast du im Sinn, Halunk! Ist's dir nicht recht, daß der Lärm ein Ende hat? Lump! Machst du mir die zwei Männer da wild, so häng' ich dich auf, du Gespenst, du nichtsnutziges, du!) — Dabei schlug sie mit der flachen Hand auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. — Der Wirth hatte drei Söhne beim Tanz, die ihn von ferne sorgfältig bewachten. Der älteste, ein lieber Bursch, kam jetzt hinzu, lehnte sich seinem Vater über die Schulter, sprach mild und besänftigend, aber allen hörbar, und trug sich an, mit ihm nach Hause zu gehen. Der Wirth ward davon so ergriffen, daß ihm zwei große Thränen über die Wangen liefen. Er erhob sich aus seinem Hindrüten, stand auf und sagte mit verweisendem Blick auf den hagern Aufreizler: „Nä, nä, nä! Frönz, häind nimmä!" — Dann reichte er die Hand über den Tisch dem Schmied und sagte: „Schmied — gi mä d'Händ — 's is ninz — sä mä guat!" Der Schmied stand also auch auf, indem mehre Stimmen riefen: „So is rär — kemts

zôm!" — Wie sich die Versöhnenden aber die Hände halten, thut der Wirth die arglose Frage: „Schmied, weiviel Fingä hêst du?" *) Der Schmied, welcher sich in der Jugend den Mittelfinger verstümmelt hatte, meinte das als Spott. „Himmelsakrament!" donnerte er, riß seine Hand zurück, ergriff ein Glas, und schleuderte es dem Wirthe nach dem Kopf, der sich aber bückte, daß es an der Wand in tausend und tausend Scherben zersplitterte. Man tanzte eben. Die Burschen ließen ihre Tänzerinnen los, im Augenblicke waren alle Stühle zerschmettert und die Stuhlfüße zu Waffen geworden. Wie durch langes Verständniß bildeten sich schnell zwei Parteien. Der Schmied und seine Anhänger wurden in die Flucht getrieben.

Die Verlobung.

Dazu wird immer eine Nacht bestimmt. Gegen Abend begibt sich der Bursch, welcher daran ist Bräutigam zu werden, mit drei oder mehren verwandten Männern zuerst in das Nachbarhaus der künftigen Braut und schickt Einen der letzteren an den Vater der zu verlobenden Tochter, daß er anfrage, „ob man kommen dürfe? ob es nun eben recht wäre, wenn man käme? wie man dächte?" Der wohl vorbereitete Vater ladet natürlich sogleich freundlichst ein: „man möchte nur kommen; sei ihm ja immer lieb, den Burschen und die Männer zu sehen; und wenn man in Freundschaft und guter Absicht komme, ehre man ja immer sein Haus . . ." Auf diesen Bescheid hin kommen die Angemeldeten. Die Begleiter

*) Schmied, wie viel Finger hast du?

des Burschen heißen Beistände. Solche Beistände aber treffen nun auch von Seite des Brautvaters ein. Nach wechselseitiger Begrüßung setzen sich beide Parteien um zwei getrennt stehende Tische. Weder die Mutter noch die Tochter lassen sich blicken; aber um die Fenster von außen drängen sich neugierige Zuschauer in Menge und in die Fensterrahmen drücken sich so viele Köpfe, als nur Platz finden. Nachdem die beiden Verlobungsparteien sich abgesondert im Geheimen verabredet haben, beginnt der Vater der Braut von seinem Tische hinüber zu reden nach dem Tische der Bräutigams-Partei: „nun, und wie es denn stünde mit des Burschen Habe und Mitgift?" Einer der Beistände zergliedert die Habe und Mitgift des Bräutigams. Ueberlegen der Brautpartei; dann Debatten, bis man einig ist. Hierauf erhebt ein Bräutigamsbeistand die Frage an den Brautvater: „nun, wie es denn stünde mit der Habe und Mitgift seiner Tochter?" Ein Beistand zergliedert die Habe und Mitgift der Braut. Ueberlegen der Bräutigams-Partei; dann Debatten, bis man einig ist. Jetzt werden beide Tische zusammengerückt und die Hausfrau, welche bis jetzt in der Küche sich umgethan hat, erscheint, geschäftig grüßend, und den Tisch deckend. Die Musikanten treten herein und spielen auf; (starkes Boxen der Köpfe in den Fensterrahmen, die alten Weiber müssen sich zurückziehen). Ein Faß Bier, welches der Bräutigam bereits einen Tag früher in das Haus der Braut bringen ließ, wird nun gezapft und die Verlobungs-Parteien sprechen voll hoher Fröhlichkeit zu. Sobald die Speisen aufgetragen werden sollen, wird nach der Braut gefragt, die nun vorgeführt werden muß. Musik ertönt und aus der Kammer wird ein Mütterlein geführt und dem Bräutigam vorgestellt mit der Frage: „ob die wohl die rechte sei, oder ob er auf

eine Andere warte?" Der Bräutigam meint: „daß die Vorgestellte zwar kein übles „Trutscherl" sei, und daß er sie wohl heirathen würde, wenn er nicht schon eine Andere im Herzen hätte." Das Mütterlein stellt sich beleidigt und fodert Genugthuung. Ein Versprechen des Bräutigams beruhigt es. Nun ertönt wieder Musik und die wirkliche Braut wird aus der Kammer geführt; sie ist in schönem Sonntagsputz. Wie man sie dem Bräutigam vorstellt mit der Frage, ob die es sei? steht jener auf und gibt ihr die Hand mit der Antwort: „dō is!" (die ist's), indem er ihr zwei bis vier Kronthaler (Brautthaler, Brötölä) zugleich in die Hand drückt. So lange diese von der Braut nicht zurückgegeben werden, bleibt der Verlobungsvertrag giltig. Den Beiständen werden schöne Schnupftücher als Präsente auf die Teller gelegt, und nachdem Bräutigam und Braut am Tische neben einander Platz genommen haben, beginnt unter Musik ein reichlicher Schmaus. Während dieses versammeln sich tanzlustige Burschen und Mädchen draußen, die nach aufgehobener Tafel hereingelassen werden und oft den meisten Theil der Nacht durchtanzen. Begibt sich der Bräutigam nach Hause, so wird er eingefangen von seinen Kameraden, und nur ein Lösegeld macht ihn wieder frei. — Am folgenden Morgen werden die Verlobungspunkte zu Papier gebracht. Wenn hierauf das Brautpaar eine Religionsprüfung beim betreffenden Pfarrer bestanden hat; so dürfen die Brautleute mit ihren Heirathsbedingungen beim Oberamte eingetragen und mit dem Erlaubnißscheine versehen werden, daß sie als Willens, in den Ehestand zu treten, vom Geistlichen dreimal an hintereinander folgenden Sonntagen öffentlich aufgeboten werden. Acht Tage nach dem letzten Aufgebot folgt gewöhnlich schon die Hochzeit. Während dieser letzten acht Tage ladet der

„Hochzeitlader" die Gäste zusammen, indem er nebst einer mündlichen in Verse gesetzten Rede noch auf jede Studenthüre eines Gastes einen kleinen Kranz zeichnet, woraus sich ein Rosmarinstrauß erhebt. In den Kranz schreibt er den Preis, welchen jeder Gast am Hochzeitstische zu entrichten hat. Gewöhnlich beträgt die Summe 1 fl. 12—30 kr. C. M.

Der nächtliche Besuch ('s Fensterln — 's Schräg).

Um folgenden Tags eine Hochzeit zu sehen, blieb ich in einem Dorfe über Nacht. Das Haus, wo ich zu bleiben beschloß, war klein und aus Bäumen gezimmert, mit flachem Dache, wie dort fast durchaus die Bauart ist, und zur Befestigung der Schindeln mit vielen gewichtigen Steinen beschwert. Man räumte mir auf dem Boden oder dem Wohnzimmer ein Bett, und der Laternenschein aus der Hand des Wegweisers ließ mich merken, daß die Hälfte des reinlichen Bodens mit Heu gefüllt war, übrigens aber einer netten Kammer glich, zum Schlafe einladend, und äußerst erquickend durch die allseitig hereinstreichende Luft der Frühlingsnacht. Die blühenden Kirschbäume um das freundliche Haus, und duftige Kräuter thaten dem Geruchsinne wohl, als ich die Bettdecke bis an die Brust über mich schlug, und während das Ohr angenehm erregt ward, dem Lispeln und Plätschern eines vorübereilenden Mühlbaches zu horchen, goß der Mond unzählige Strahlen durch die feinen Fugen des Daches, und mein Auge hatte einen zauberhaften Himmel voll Kometen und Sternlein ober sich, auf den schwarzen Grund des Daches gemalt. — „Wann wird die gesprächige Welle, deren Klang ich jetzt höre, das Rad der

nahen Mühle erreichen, und jählings die Rinne hinabstürzend deſſen Umſchwung befördern? — Noch betet man laut in einem fernen Bauernhofe — verſchlagene, unverſtändliche Worte kommen aus der Weite — geiſterhaft klappen die hölzernen Hausthüren zu — die Riegel werden vorgeſchoben, und wie ein Schwarm Hühner ſchläfrig plaudernd im Winkel der Steige ſich ſetzt und anſchmiegt zum Schlafe, ſo thun die Bewohner des Dorfes. Alles iſt heim und ſucht den Schlaf." — So denkend, ſchlief ich ein. Allein mein Erwachen folgte bald. Ich hörte in der Ferne eine Schar Burſchen jauchzen, lärmen und ſingen. Sie kamen bald näher, bald entfernten ſie ſich, und endlich zerſchlug ſich die Verſammlung; denn nach allen Seiten und Fernen jauchzte man einzeln und zuſammen. Die Stille, die jetzt eintrat, unterbrach eine andere Scene. Im Nachbarhof erſcholl erſt ein leiſes, dann ſtärkeres Klopfen am Fenſter. Eine Männerſtimme rief: „Lenâ! Lenarl! Möch äf! I bin's — Jŏkŏb, dă Mŏ (Mann)." — Nach einer Pauſe klopfte es wieder, und wieder ſagte die Männerſtimme: „Eŏ kennſt mŏ denn nŏd? Lenâ! Lenarlŏ! Äfmŏchâ fŏlſt, mia, dăn Mŏ!" Drauf hörte ich ein Fenſter öffnen, und eine Weiberſtimme rief: „Âhâ! Eiz kämſt? Köſt dŏ furtmŏchâ, eiz brŏch i dŏ nŏd! Gſuffă heiſt — und eiz kämſt? Eiz kämſt, wŏ's Tŏ (Tag) wlad, und d' Hŏnâ (Hähne) krä'nt!" — „Säträ!" ſagte der Mann mit Nachdruck, als ihm das Fenſter vor der Naſe zugeſchloſſen ward. „Lenarl! ſĕg (ſage) i nŏmĕl (nochmals)," fuhr er fort mit etwas erzwungener Mäßigung — „mŏch ma r äf! Să guatwillŏ — i bi nŏd lŭadală gwŏſt." — „Wäſt nŏd lŭadală gwŏſt, wäſt zĂlichă kămă," antwortete aus der Kammer das Weib, und die unſichere Stimme, die von einer Anſtrengung zeigte, ließ mich meinen, daß Lenerl, das

Weib, gleichgiltig das Bett wieder besteige, und den Mann vor dem Fenster seinem Schicksale überlasse. Jetzt fing ein Bursch an, in der Nähe zu jauchzen, und dann eine Melodie zu pfeifen. Der Mann rief ihm zu: „Frönz, bist du's?" — „Jẽ, Vödâ (Vater)," antwortete der Bursch. „Wei kimst denn du döhea?" sagte der Erste wieder. — „Wei kemt's denn ös döhea?" erwiederte der Sohn. „Strächst mâ wiedâ r um?" — „„Nö (nun) Vödâ, sât's denn ös im Bött?"" — „Städ (still) eiz (jetzt), und schẽ (schaue), dẽß mâ r in's Hẽs kemmâ!"" — „„Stägts äm Gög (ein hölzerner Balkon), und zuigts (zieht) â Spögötschnúa'l niedâ, dös vôm Dúa'l öwähängt. Guatẽ Nẽcht! Höd eng d' Muadâ kreigt? Gschid eng rächt — d' Mẽnâ keant hẽäm."" — „Wẽ willst denn du nõ hi?" — „„Städ — i wöas schõ wõhi. Guatẽ Nẽcht."" — Der Bursch pfiff nun die unterbrochene Melodie weiter, doch mit abnehmender Stärke, und schwieg endlich ganz. — Eben überkam mich wieder ein leichter Schlummer, als ein Krachen und Knistern mich plötzlich wieder munter machte. Schweres Athmen verrieth einen Menschen in der Nähe, nur war nicht gleich zu entscheiden, ob der Nachtwandler über das Dach schreite, denn Schindeln am Rande des Daches wurden rauschend verschoben — oder ob Jemand am Holzstoß um die Fenster nach dem Balkon steige. Ich saß auf und horchte. In der Kammer unter mir schnarchte man behaglich, Kinder dehnten sich und raunzten, sich umwendend, oder träumten, halbe Worte schwerzüngig plaudernd. „Was ist das?" dachte ich, und war nicht ganz ohne Sorgen, denn jetzt hatte sich offenbar Jemand gerade in der Nähe meines Bettes außen auf dem Balkon festgemacht. Ich erwartete den nächsten Schritt, den der Nachtwandler vorhatte, um darnach mein Benehmen zu regeln. In der Nähe meines Kopfes griff

eine Hand nach dem Strohbündel, der ein rundes Wandloch verstopfte, und er fiel rauschend auf den Boden herein. Ich erwartete, eine Hand werde hereindringen (und mein Kopf wäre zu erreichen gewesen), allein es begann eine zärtlich wispelnde Stimme: „Liab's Märgarl! Märgarlö! Heast? Sögst ä ninx? — Pölömärgarl (zusammengesetzt aus Pölö — der Name des Bauernhofes — und Märgarl)! Bist denn trutzö häd? Märgarlö! Schöm dö, döst ninxö sögst! Heast ä nöd? Öwä (aber) wöärt (wart)! Wöärt nö!" — Als ich so zärtlichthun hörte, verstand ich wohl gleich, daß ein Bursch zu mir „Fensterln" komme, in der Meinung, Margerl liege statt meiner im Bett. Auch erklärte ich mir nun die Verlegenheit dieses Mädchens am Abend, als man nach einigem Berathen in der Familie mir endlich nicht ohne Scherz ihr Bett angewiesen hatte. Sie mochte den nächtlichen Besuch und die Folgen vorausgesehen haben. Und ich brauchte nicht länger zu zweifeln, denn aus der Kammer war ein Hüsteln und Keuchen hörbar, was ein mit dem Polster unterdrücktes Lachen war, zu heftig, um ganz verhalten zu werden. Die Maid ist also wach geblieben aus Besorgniß, und hörte nun wirklich die zärtliche Ansprache des liebenden Burschen, die er an einen Mann und Fremden richtete. Der Bursch aber fuhr fort, aus zartem in wehmüthigen Ton überzugehen, weil er bei meinem sehr leisen Athemholen auf Wachsein schloß und meinte, die Liebste wolle sich nicht melden. Um ihn zu trösten, schnarchte ich ein wenig — worauf er begann, von Neuem das Liebchen zu wecken. — Mir war schon Anfangs der Gedanke gekommen, ihm zu antworten, und ich begann nun nach leichtem erzwungenen Gähnen und Raunzen mein Erwachen anzuzeigen, und in der Rolle der Geliebten, kundig des Dialektes, und weil das Wis-

pern der Stimme mich nicht verrathen konnte, Antwort zu geben, und ein Gespräch zu führen. Das verstohlene Gekicher aus der Kammer wurde nun fast laut, weil ich das Liebchen vorstellte. Der Inhalt unseres Gespräches war Anfangs sein milder Vorwurf, daß ich so lange keine Antwort gegeben, und meine Entschuldigung, weil ich zu tief geschlafen und ihn nur nicht gehört hätte; drauf eine Versöhnung, und hierauf folgte ein gegenseitiges Befragen über das Erscheinen bei der Hochzeit am folgenden Tage. Die Familie unsers Liebhabers war geladen, und er war die theilhabende Person. In „Märgarls" Namen aber wußt' ich nicht zu antworten mit Bestimmtheit, log also einige Bedenklichkeiten, von Seite des Vaters und der Mutter herleitend. Darauf schied er, die Hand zum Wandloch hinreichend: „Gi mä d'Hend, Märgarl! Guatö Nöcht!" — Es lag herzliche Kraft in seinem Händedruck. Die Schindeln am Dache rauschten, Bretter und Balken krachten wieder, der Bursch pfiff unten und ging. Seinem Jauchzen aber antwortete kein Bursch in der Nähe und Ferne mehr — er schwieg nun auch, während ich, eine liebe Aussicht durch das offene Wandloch gewinnend, im Mondenschein die klappernde Mühle stehen sah, ganz von Fliederstrauch umgeben und silberähnlichem Rasengrund, auf welchen nordwärts das Schattenbild von Mühle und Gebüsch fiel. — Mit diesem nächtlichen Abenteuer wurde mir der Begriff des „Fensterins" recht deutlich, und, wie ich erfuhr, bezeichnen diese Grenzler es mit dem Ausdrucke „'s Schrä" — von Schreien, Anrufen zu einem nächtlichen Plausch zwischen Bursch und Liebchen.

Eine Hochzeit (a Hauzat).

Am folgenden Morgen weckte mich Löffelgeklirr, das aus der Wohnstube scholl. Man reinigt da unmittelbar vor Tisch das Eßzeug, und wirft es klingend auf die Tischecke, die nach der Mitte des Zimmers zeigt. Dieser Schall dient statt einer Glocke, um diejenigen zu rufen, welche im Hause gegenwärtig sind, für Entferntere muß Jemand vor die Hausthüre treten. In meinem Falle war es ein blonder Knabe, der auch mit unterspreizten Armen schrie, daß er bis unter die Blondlocken roth wurde, während die Mutter zum Kammerfenster hinaus dasselbe Amt verrichtete: „Geit's zön Öſſ'n! Kemts zön Öſſn zöm!" — Als ich in die Stube trat, saß die Familie bereits um den Tisch, Milchsuppe (den fast unumgänglichen Bestandtheil des Frühstücks und Nachtmahls) aus Einer Schüssel essend. Man verrichtet dieses Geschäft langsam und gemessen. Mit jedem Löffel Suppe fischt sich Jeder einen Brocken Brod heraus, und während das Kauen geschieht, wird der Löffel vor sich auf den Tisch gepflanzt. Und das ist der Moment, wo man fragt und antwortet, und dem Tischgespräch huldiget. Vor und nach Tisch wird der englische Gruß, bisweilen noch ein anderes Gebet gebetet, und zwar vor Tische still, nach Tische gewöhnlich laut. Der Hausvater ist immer der Vorbeter. — Ich suchte „'s Märgerl", denn ich dachte über den nächtlichen Besuch zu scherzen; allein sie fehlte beim Essen, auch fragte Vater und Mutter nach ihr: „Mŏ (warum) kimt denn 's Märgerl nŏd zön Öſſn? Wŏ is denn d ŏ wiedā? Häns'l gei sauch's (suche sie)!" — Der zurückkehrende kleine Bote sagte: „Sie steit hintän Biambäm und sŏgt, dŏß sa sŏ schömt!" (Sie steht unterm Birnbaum, und sagt, daß sie sich

schäme!) Ich theilte die Ursache mit, und man lachte laut und lange. — Der Hausvater war bereits im Sonntagskleid, denn er war Hochzeitsgast. An die Thüre war mit Kreide der erwähnte Kreis gezeichnet mit dem Strauß, und darin stand: „1 fl. 30 kr. C.M." geschrieben. Gegen neun Uhr früh nahte Musik, Pistolenschüsse erschütterten nah und ferne die Luft. Unser Hausvater selbst streckte jetzt einige Male sein Geschütz knallend aus dem Fenster. Mit dieser Ceremonie grüßte er der Musik entgegen, welche kam, ihn in das Haus des Bräutigames abzuholen, weil er diesem verwandt war, und also gleichsam dessen Gast bei der Hochzeit vorzustellen hatte. Der Musik folgten mehrere Gäste, welche bereits abgeholt waren. Das Ganze hatte ein feiertägliches Ansehen. Vor jeder Hausthüre standen gruppirt die ungeladenen Bewohner des Dorfes im Halbsonntagskleid, um die Hochzeiter vorüberziehen zu sehen. Nach jedem Pistolenschuß tönte ein anhaltendes Jauchzen; selbst von den entfernten Feldern tönte Jubel in das Dorf hinein. Aus dem Nachbarhofe hatte man eben jetzt einen jungen Burschen abgeholt, den ich für den nächtlichen Besucher halten mußte. Eine schlanke Gestalt, fromm-jugendliches Aussehen im wohlgestalteten, blühenden Gesicht, machte den Jungen für jedes Auge angenehm. Aus seiner Hand krachten einige Pistolenschüsse schnell auf einander. Sein halbmuthwilliges Leben, Jauchzen und Springen hob ihn vortheilhaft hervor vor den Uebrigen. Plötzlich ließ er jetzt die Musik mitten in einer Melodie anhalten, bestimmte das folgende Musikstück, jauchzte, knallte einen Pistolenschuß in die Luft, und schrie: „Eiz spielts ma r͡äf, ôs Säkrâ! Lustô und frisch!" Die Musik klang durch die heitere, ruhige Luft, aus Fenstern und von Hausthüren her rief und lachte man dem lustigen Bur-

schen zu. Dieser aber sang zur gespielten Melodie mit heftigen Geberden eines natürlichen Entzückens:

„Wenn i zô mân Deânlâ gei
Nim i mâ Heärzerl mit;
Wôas ma gôa r ôftmôl nôd,
Wôs eâm kôâ Dôärat gschiht!"

Mein Hausvater zog jetzt seinen Rock an, um Musikanten und Gäste zu empfangen. „Märgerl" lief herein und kichernd durch die Stube nach der Kammer. Aber die Mutter brachte einen großen Laib schönes Weißbrod, schnitt ihn nach einer Bekreuzigung darüber oben ein wenig an, legte ihn sammt einem großen, frischgeschliffenen Messer auf den Tisch. Man spielte und jauchzte zur Thüre herein und schwang die Hüte. Der lustige Bursch aber war auf einmal zahm und trat zuletzt ein, nicht ohne flüchtig-forschendes Umhersehen. Die Männer drückten sich die Hände. Musik schwieg jetzt. Die Hausfrau war geschäftig im Anordnen: Sôtzts eng, schnâds ô a Braud! Ôltâ (zum Vater) schenk' ä! (zu den Männern) Willts ôs denn zwôamôl hean, Mônâ? Ôßts und trinkts, dôß da Mei (Mühe) weart is!" — Man aß und trank etwas. Dann wurde ein Ländler gespielt, den der Hausvater mit seinem Weibe tanzte. Der lustige Bursch ging frisch nach der Kammer, und holte sich's „Märgerl", die indeß sich nett angezogen hatte. Nach dem Tanz wurde eine Art Marsch gespielt, man brach auf, und an der Thüre sprengte die Hausfrau etwas Weihwasser über ihren Mann, der andächtig das Kreuz machte und hinausschritt. — Unter Schießen und Spielen ging der Zug in das Haus des Bräutigams. Indeß hatte die andere Hälfte der Musikanten die Verwandten der Braut in ihr Haus zusam-

mengeholt. Sowohl hier wie dort wurde den versammelten Freunden jetzt ein Frühstück vorgesetzt, bestehend aus einer sehr kräftigen Rindsuppe mit eingebrocktem Weißbrod oder Semmeln, Rindfleisch, „Wäckâ“ *), Würsten und Kuchen. Dieses Frühstück heißt man „Gäklhenn“, und findet es nur bei größern Hochzeiten. Wecken und Bier stand sonst noch reichlich auf dem Tische, und man sprach letzterem bis zu einiger Betäubung zu. Nach Tisch wurde ein wenig getanzt, doch auf einen Wink schwieg die Musik, alle Gäste wurden plötzlich ernst, der Vater des Bräutigams nahm diesen am Arm, indem eine tiefe Blässe sein Gesicht überzog, und große Thränen stürzten über seine Wangen. Die Gäste nahmen feierlich die Hüte ab. In der Kammer stand die Mutter mit den Geschwistern des Bräutigams, die beim Eintritt des Vaters mit dem Sohne zu weinen und schluchzen anfingen. Der Bräutigam kniete nieder, indem er unter Weinen den Kopf senkte und kaum die Worte reden konnte: „Gôts mâ engan Sôg̊n, Vödâ und Mu͡adâ!“ — Die Mutter besprengte mit einigen Tropfen Weihwasser sein Haupt, indem ihm der Vater händeauflegend den Segen gab: „Gei in Gôt's Nôm! unsâ ke͡ast Du eiz nimmâ; an ôndas Hôs kreigst Du, a Wä kreigst, und Kinâ kôst kreig̊n. Hôlt äf ôllô, wei͡'s unsâ He͡ärgôtl will; sä gu͡at und vônünftô. Unsâ He͡är is durt, wô mia rächtschôffâ sân, gwis mit Glück und Sôg̊n. Eiz stei äf — i hô dâ r͡ eiz ninr me͡â zôn sôg̊n.“ **) Viele Thränen liefen bei dieser Rede

*) Eine fette, gähe Mehlspeise aus Semmelschnitten, Eiern, Milchkäse, Gewürz ꝛc.

**) Geh' in Gottes Namen! uns gehörst Du jetzt nicht mehr; ein anderes Haus bekommst Du, ein Weib bekommst Du, und Kinder kannst Du bekommen. Halte auf Alle, wie es der Herr haben will;

dem Vater aus den Augen, und er sprach mit oftmaligem Unterbrechen. Während die weinenden Aeltern den scheidenden Sohn segneten, beteten in der Stube alle versammelten Hochzeitsgäste laut, ernst und langsam für des Bräutigams Wohl. Dann erschienen Vater, Mutter und Geschwister mit dem Bräutigam wieder in der Stube. Dem letzteren reichten der Reihe nach alle Gäste ihre Hände und sagten ihm freundliche Glückwünschungsworte: „Nō — sô wünsch' i dia͡ ôllas Gua͡tô —" oder „viel Glück!" — „mächts dā krödn und gua͡t gei" — „Nō, sô wôllt i hôld" — — Dankend erwiedert der noch tief gerührte Bräutigam: „I dönk eng, Vôdā — Bäsl — Vôdā" — — Die Musikanten hatten sich indeß vor das Haus gestellt, den Aufbruch erwartend. Wie der Bräutigam an die Stubenthüre trat, sprengte die Mutter noch einmal Weihwasser über sein Haupt, und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über ihn, alle Andern aber folgten ihm. Die Musik begann jetzt eine marschähnliche, heitere Melodie. Pistolen verkündeten mit lufterschütterndem Knallen weit hin, daß der Bräutigam seinen Zug in das Haus der Braut beginne, um sie zum Kirchengang abzuholen. Hier, im Hause der Braut fanden während dieser Zeit dieselben Ceremonien statt, wie im Hause des Bräutigams: „Gäklhenn", Segenertheilung und vor beiden ein kurzer Tanz. In der Stube erwartete die Braut den Bräutigam. Beide reichten sich die Hand und hielten sich dieselbe gegenseitig so lange, bis der Hochzeitlader, dessen erste Amtshandlung jetzt begann, folgenden Spruch gesprochen hatte:

---

sei gut und vernünftig. Unser Herr ist dort, wo wir rechtschaffen sind, gewiß mit Glück und Segen. Jetzt steh' auf — ich hab' Dir nun nichts mehr zu sagen.

Glück äf! Hôlt's eng im Heärz sô fôst wei mit 'n Händn,
Füa r ôllô Naud und ôllô Lôbnszät;
Denkt's 's námlô Tô füa Tô; laußt's eng nôd wendn,
Ôäs nôd vom ôdan nôd, wenns rengt, wenns schnät;
Hôlts zôm! Hôlts zôm! wei Stôi in fôst'n Môan,
Wei Bâmâ mit'n Wurzln i da r Ead,
Dôß engâ Glückshôs, engâ Stômbâm dôan —
Dôs glôbts nô! bis zôn Grö und lángâ wead.
Ôs willts dôch glückla sâ — nô jô! nô frälô!
Ôs willts dôch ôäs vom ônan eng nôd trennâ?
Jô nô — sô säts nô ôäs 'n ônan hälô:
Sô hôts ôs schô! Hôlts zôm! Hôlts zôm, mögs schnä'm,
mögs rengâ!!

(Glück auf! Faßt euch im Herz so fest wie mit den Händen,
Für alle Noth und alle Lebenszeit;
Denkt gleich von Tag zu Tag; laßt Euch nicht wenden,
Das Eine von dem Andern nicht, ob's regnet, schneit;
Haltet zusammen, fest wie Steine in sichern Mauern,
Wie Baumeswurzeln in der Erde,
Daß euer Glückshaus, euer Stammbaum dauern,
Das glaubt nur! bis zum Grab und länger werde.
Ihr wollt doch glücklich sein — nun ja! nun freilich!
Ihr wollt doch Eins vom Andern Euch nicht trennen?
Nun ja, — so seid nur Eins dem Andern heilig:
So habt ihr's schon! Vereint Euch fest, mag's schnei'n, mag's
regnen!)

Im Hause der Braut wollen wir nun, während sich die Gäste der Bräutigams- und Brautpartei begrüßen, und langsam zum feierlichen Kirchengang anschicken, einen Blick auf

das Brautpaar werfen, und die einzelnen Würdenträger und Würdenträgerinnen erwähnen. — Der Bräutigam war durch einen Rosmarinstrauß am Hute erkennbar, wodurch dieser mit vielen frischen Zweigen ringsum verhüllt wurde, und die hundertfachen Flitter und Gegenstände am Strauß (wie Fluggold, silberner Zitterdraht, kleine weiße Täubchen, mit vergoldeten Herzlein im Schnabel, Kunstblumen u. dgl.) brachte einen angenehm heiteren Effekt hervor. Da, wo der unterste Stamm des Rosmarinstraußes befestigt war (nämlich über der Stirn des Bräutigams) prangte eine aus dunkelrothem Seidenband künstlich geformte Pfingstrose, dort „Böbl" genannt. Wo der Bräutigam stehen mochte oder gehen, versammelte sich um ihn oder lief ihm eine Schaar Kinder nach, die mit andächtigem Vergnügen das ewige Schwanken und Zittern der glänzenden Flitter von Silber und Gold betrachtete, und nach den lieben Täubchen und Blümlein lächelte, die Hände darnach streckend, ob nicht eines herabfallen und zwischen ihren Fingern hängen bleiben möchte. Außer dem Hutstrauß hatte er noch einen kleinen Rosmarinzweig am rechten Rockärmel befestigt. Ein schweres, hellkarminrothes Seidenhalstuch, wohl anschließend und vorn zu einer buschigen Masche gebunden, oder der die zwei blendend weißen Hemdkrägen heraus- und herabgeschlagen waren, gaben dem ernst-wehmüthigen Gesichte des Bräutigams einen zarten, lieblichen Schein. Zum Unterschiede von den ledigen Burschen war auch seine rothseidene Weste bis an den Hals mit einer Reihe stark versilberter Zwanzigerknöpfe sittsam geschlossen. Die hirschlederne Hose von frischer Schwärze, deren Nähte durch einen schnurähnlichen Streifen Weißleder hervorgehoben wurden, schloß wohl unter dem Knie, die weißen Strümpfe fest aufrecht haltend. Sein Tuchrock lag besser als

gewöhnlich, und übertraf die aller Gäste an Qualität. — An der Braut fiel wohl besonders der Kopfputz auf. Die Haare waren von allen Seiten nach dem Wirbel gekämmt, dort zu einem Nest gewunden, dessen ganze äußere Fläche mit kleinen Maschen rosenfarbner Seidenbänder und dazwischen befestigten Rosmarinzweiglein bedeckt war. Rings um das Haargeflechte und dessen Verzier wand sich ein Blumenkranz aus Kunstblumen, woraus sechs silberglänzende Getreideähren in gleicher Entfernung von einem Ohr bis zum andern über das Haupt herüber hervorstanden. Das Haar war leicht bepudert. Weil die Braut blond und ihr Haar sehr zart war, so hatte sich der feine Flaum desselben um die Stirne von dieser ungewöhnlichen Zwangfrisur losgemacht, und bildete in gewisser Beleuchtung einen Marienschein um ihr Gesicht. Gleich ihrem werdenden Gemahl trug sie ein rothseidenes Halstuch, nur sehr locker geschlungen und doppelt grün verbrämt. Ueber das rosenfarbene Mieder hatte sie noch eine schwarzseidene Jacke, die knapp anschließend bis zu den Hüften hinabreichte und um die Brust wenig ausgeschnitten und garnirt war. Der Rock und das Vortuch, ebenfalls von schwarzer Seide, reichten bis an die Knöchel hinab; ein rothseidenes Band hielt das Vortuch, und rückwärts hingen die Maschen und die beiden Enden des Bandes hinab*). — Die Art des Kopfputzes theilte, nur vereinfachter, mit der Braut die sogenannte „Brautmäschl"

*) Sonst (und noch jetzt an manchen Orten) trug die Braut einen dunkelbraunen oder hellrothen Rock, der wenig über die mittlere Wade hinabreichte. Die Jacke, gewöhnlich aus Tuch, ging kaum über die Hälfte des Rückens hinab. Am Kopfputz fehlte sonst der Kranz. —

(Brȯ̊dmäschl) *) oder „Kranzeljungfer" (Krânzljungfâ) **), die nebst der „Brautmutter" (Brȯ̊dmuadâ) **) zu dem höchstbewürdeten Frauenpersonale gehörte. Unter den Männern standen obenan: der „Brautvater" (Brȯ̊dvödâ) ***), der „Brautweiser" (Brȯ̊dwäsâ) ****), als dirigirende, feierliche Person oder Ceremonienmeister der „Hochzeitlader" (Hauzatlȯ̊dâ) und endlich die beiderseitig nächsten Verwandten. Die weiblichen Gäste trugen an der Brust Bouquete und Rosmarinzweige, auf den Hüten die Männer. Dieses Zeichen zeichnete sie eben als Gäste. — Auf einen Wink und Ruf des Hochzeitladers mit einem großen Stock, von dem oben ein rothes Seidenband herabhing, wurde es nun in der Stube still. Er nahm den Hut ab, desgleichen alle andern Gäste, und hielt folgende Anrede:

Eiz heit mâ Zäͤt! Mia kântn gei und trȯ̊chtn;
Fȯa r ȯ̊llen is dȯ̊ch Sȯ̊ǵn und Kirchâ z ȯ̊chtn.
Wea nȯ̊d mit Gȯ̊t ôfôngt und Gȯ̊ta's Liab,
Dea r is — ȯ̊s wißts! — âm öiǵnâ Glück sâ Diab.
Drum schȯ̊ts eiz nȯ̊d gȯa dz viel zäͤtlȯ̊ Dinǵâ,
Wȯ̊s äͤbbâ fält, dȯ̊s laußtsȯ̊ nȯ̊chȯ̊ brinǵa,
Und git da Himml eng (dem Brautpaar) sân Sȯ̊ǵn,
Sȯ̊ bringts ȯ̊s läͤcht und gwis ä 's Zäͤtlȯ̊ zwȯ̊ǵn.
Mȯ̊chts! Äf! Mia r ȯ̊llȯ̊ weama's nô dalȯ̊'m,
Da Himml wiad eng frummȯ̊ Kinâ gȯ̊'m.
Ȯ̊s weats gȯa dzfrin sâ, weats kȯâ Naud nȯ̊d kennâ,
Und lôngȯ̊ Göhr wead eng da Taud nȯ̊d trennâ.

---

*) Schwester des Bräutigams. **) Taufpathin der Braut.
) Taufpathe des Bräutigams. *) Ein Bruder d. Braut.

(Wir hätten Zeit! Wir könnten geh'n und trachten,
Vor allem muß man Seg'n und Kirche achten:
Wer nicht mit Gott beginnt und Gottes Lieb',
Der iſt — Ihr wißt's! am eignen Glück ſein Dieb.
Drum ſchaut jetzt nicht zu viel nach ird'ſchen Dingen,
Was etwa fehlt, das läßt herein ſich bringen,
Und ſpendet Euch der Himmel ſeinen Segen,
So bringt Ihr leicht das Ird'ſche auch zuwegen.
Macht! Auf! Wir alle werden es erleben,
Der Himmel wird Euch fromme Kinder geben.
Ihr ſollt zufrieden ſein, die Noth nicht kennen,
Und lange Jahr' wird Euch der Tod nicht trennen.)

Hierauf ordnete ſich der Zug, die Muſikanten gingen voran, eine marſchartige, heitere Melodie ſpielend, hinter ihnen folgten: der Bräutigam mit der „Brautmäſchl", dann Braut und „Brautweiſer", dann die übrigen Gäſte. Heftiger begann das Piſtolenfeuer und Jauchzen, die nahen und fernen Anhöhen bedeckten ſich mit Scharen von Zuſchauern. Das Dorf mit der Pfarrkirche war nur durch eine Wieſe getrennt. Unter dieſem Jubel und Schießen klang die Kirchenglocke, die nahe gottesdienſtliche Feier verkündend. — Nachdem man bis zur Kirche gelangt war, verſtummte plötzlich Spielen und Schießen, die Brautleute nebſt den wichtigſten Perſonen der Hochzeit begaben ſich in den Pfarrhof, um ſich immatrikuliren zu laſſen. Von da ging man in die Kirche. Beim Eintritte in dieſelbe ſchieden ſich die männlichen von den weiblichen Gäſten. Rechts im vorderſten Stuhle ſaß der Bräutigam, „Vorgeher" (Fōageiā) *) und „Brautweiſer;" hin-

*) Taufpathe des Bräutigams.

ter diesen die übrigen männlichen Gäste. Links im vordersten Stuhle ließ sich die Braut, „Brautmäschl" und „Brautmutter" nieder, hinter ihnen die übrigen weiblichen Gäste. — — —

Nach dem Hochamte wartete Musik und Pistoliade auf das junge Ehepaar und begrüßte dessen Austritt aus der Kirche; dann stellten sich alle Gäste in einen Kreis um dasselbe, und der Hochzeitlader sprach folgende Jubelrede.

Hochzeitlader.

Fifat! Fifat!

Gäste.

Fifat! Fifat!

(Musik.)

Hochzeitlader.

Nō segt's! dō hömā 's Paar'l, richtō is!
Sō schuißt's! Sō spielt's! Sō schrā'ts: Fifat!
Dōß d' Luft vōll Plōderā, Gschrēa und Musō is,
Vōll Frādngschrēa: Fifat! Fifat!

Gäste.

Fifat! Fifat!

(Musik.)

Hochzeitlader.

Nō, Wōderl, Muaderl, nō, wei ist denn eng?
Wiad eng um 's Hearz nōd Lāwl und Müada dzeng?
Fifat!

Gäste.

Fifat! Fifat!

(Musik.)

Hochzeitlader (zum Brautpaar):

Sö wät is! Zömbröd färs, fö blädts börnönä,
Und fräts eng eiz, weit's willts, eng mit anönä!
Fifat! Fifat! u. s. f. . .

Jetzt zog man in das nahe Wirthshaus, wo man sich mit Tanz so lange unterhielt, bis ungefähr die Stunde zum Speisen gekommen war, dann kehrte man in das Geburtsdorf der Brautleute zurück, wo im Wirthshause bereits sechs Tische gedeckt waren, jeder für zwölf Personen berechnet. Einer dieser Tische, der „Brauttisch," war für Braut, Bräutigam und die nächsten Angehörigen bestimmt. Bevor man aber zu Tische ging, sammelten sich die geladenen jungen Burschen und Männer zu einem Fußwettrennen, das zu den Hauptceremonien einer Hochzeit gehört. Der beste Läufer erhält von der Brautmutter 3 bis 4 fl. C. M., und ist verbunden, so lange die Brautmutter bei der Hochzeit zugegen ist, ihren Trabanten und Launenbefriediger zu machen, oder wie man sagen könnte, mit allem Aufwand von Scherz und Geld ihr die Kur zu machen. Der Erfolg des Wettrennens (das man „Öfäschüfselhrennä nennt) entschied für den lustigen Burschen, den wir vom „nächtlichen Besuch" her kennen. Er begann auch seine Rolle mit Geschick und fast ausgelassener Laune, zum Ergötzen Aller. — Bei Tisch erschien zuerst Suppe, allein bevor man zu genießen begann, ging ein Teller auf jedem Tische herum, worauf jeder Gast das bestimmte Geld zu erlegen hatte. Nach der Suppe kam Rindfleisch, und zwar in solcher Quantität, daß kein Gast seinen Theil aufzehren konnte; weßhalb vor Jedem ein leerer Teller stand, auf den er das Ungenossene zurücklegen und nach aufgehobener Tafel seiner Familie nach Hause schicken konnte. Nach dem Rindfleisch stand jeder Gast

auf (außer denen, die am Brauttisch saßen) und an ihre Stellen setzten sich die „Nachtokelgänger" (d'Nögänglä), gewöhnlich Kinder oder Geschwister der früheren, welche nun vieles eingemachte und gebratene Fleisch und Würste, Kuchen, „Wäckalä", Knödel (Heaudköpfat) u. s. f. genossen und zurücklegten. Unter diesen Nachgängern war auch unser „Margerl" (vom nächtlichen Besuch her bekannt) an die Stelle ihres Vaters zu sitzen gekommen. Bei ihrem Erscheinen ergriff es unsern jungen, lustigen Burschen, den Preisrenner oder Kurmacher der Brautmutter, erst recht mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Er ließ am Brauttisch aufspielen, kam dann mit den Musikanten an jenen Tisch, wo „Margerl" saß, und wollte nimmer von ihrer Seite weichen, die bald verlegen, bald erfreut die Huldigung geschehen ließ. Er sprang, jauchzte und sang mehrere Lieder, deren Melodie er sich nachspielen ließ.

Deänäl, du Heärzagö,
Möist ä, i leißat dö,
Möist ä, i mächt mä Lö'm
Nöd füa di gö'm? —

Deänäl, dös Vögäl durt
Höischat dur d'Lüftlä furt,
Hea nö si Gsängl ö,
Kreigst schö an Mö! —

Hitschadö, hötschadö,
Stöckst ä dä Heärz dawö?
Druckst ä dä 'n Ögerl zöm?
Dauftas föa Schöm? —

Bei Fenstern und Thüren herein schauten Gruppen von Kindern, die von den Gästen reichlich mit Wurst, Wecken oder Kuchen erfreut wurden, und bestimmt waren, die zurückgelegten Speisen nach Hause zu tragen. Einem kleinen Blondkopf sah ich zu, wie er nach einem Bauernhof schlenderte, und mit andächtiger Behaglichkeit die besten Stücke des anvertrauten Packes verzehrte. — Nach Tische entstand ein Getümmel um den Brauttisch. Wandbänke und Stühle wurden gedrängt voll von Zuschauern. Der Hochzeitlader begann nun den letzten Spruch, die Danksagung. Sie war in ähnlicher Manier abgefaßt, wie die vorhergehenden. Es wurde der Reihe nach erst den beiderseitigen Eltern im Namen des Brautpaares für Erziehung, Erhaltung, Ausstattung und sonstige Gnaden gedankt, dann allen Gästen für ihre warme Theilnahme im Namen der Eltern und des Brautpaares Dank gesagt, worauf nochmal ein Herzenswunsch des Sprechers folgte, daß die Neuvermählten ihre seligsten Tage von nun an erleben und das Alter der Ihrigen erfreuen möchten. —

Nun war es die nächste Aufgabe des Preiswettrenners, die Braut vom Tische herabzubringen. Die Musik spielte eine Melodie, dann fragte der Kurmacher die Brautmutter, unter welchen Bedingungen ihm die Braut herabgeführt würde? Diese sagte: „Bring ma r͡an Ǻmâ ȯhnȯ̂ Rȯ͡af" (Bringe mir einen Eimer ohne Reif). Der Bursch jauchzte und rief: „Lustȯ̂! Spielts äf!" Die Musik ließ sich wieder hören, und der Bursch lief hinaus, kam mit einem Ei, das er wie Columbus an einer Spitze ein wenig einschlug, und vor die Brautmutter hinstellte, fragend: „Is rǻcht?" — „Rǻcht is!" sagte diese darauf. — Jetzt besann sich die Räthselgeberin ein wenig und begann: „Wȯ̂s hrump'lt und pump'lt i dâ hilzan

Köpäln?" Die Musik begann abermals und der Bursch lief hinaus und kehrte mit einem Stempel eines Buttergefäßes zurück, rufend: Dös hrump'lt und pump'lt im hilzaran Fäßl!" — Nach Lösung dieser Aufgaben folgten noch folgende Fragen: „Welche sind die besten Weiderohren?" — „„Haushähne."" „Welches Obst reift drei Jahre?" — „„Wachholderbeeren."" Endlich mußte der Bursch ein Mus bringen, wozu man weder Mehl noch Feuer brauche. Er brachte Honig. Die Aufgabe, ein Rad zu bringen, das kein Wagner gemacht und wozu man kein Holz gebraucht habe, löste er, indem er einen Spritzkrapfen brachte, dessen Form die eines Wagenrades war. Zum Schluß sollte ihm die Braut nur über eine silberne Brücke zugeführt werden. Er legte also eine doppelte Reihe von Zwanzigern auf den Tisch, von einem Eck desselben bis zu jenem, wo die Braut saß. Die Braut stieg darauf, und darüber gegen den Brückenbauer, der sie empfing und auf den Boden herabhob. Unter Jubel der Herumstehenden erschallte Musik. Der Bursche sollte nun den Brauttanz mit der Braut eröffnen, allein letztere vermißte einen Schuh, den man ihr schon früher heimlich unterm Tische vom Fuß gezogen hatte. Nach langem Suchen fand ihn der Bursch. Er tanzte einen Ländler mit der Braut einmal herum, ihm folgte dann der Vater der Braut mit dieser, dann Brüder, nächste Anverwandte und Hochzeitsgäste nach einander mit der Braut einmal herumtanzend. Jetzt tanzte der Bräutigam mit der Mutter der Braut, — dann mit seiner eigenen Mutter, und zuletzt mit seiner jungen Angetrauten. Hierauf galt keine ceremoniöse Regel mehr, und das übrige tanzlustige Blut bemächtigte sich des Terrains. Bald hatte der Tanz die Gestalt des früher geschilderten angenommen. Burschen

und Mädchen kamen zahlreich dazu. Als „Margerl“ und der „lustige Bursch“ zum ersten Male Muße hatten, länger und heimlich mit einander zu sprechen, entdeckte sie ihm, daß er diese Nacht bei mir fensterln war. Ich beobachtete beide, wie sie verlegen thaten, dann plötzlich ein helllautes Gelächter aufschlugen. „Wôs?“ hörte ich den Burschen sagen, „ea wä's gwôst? Säkrä! Höst mô für an Nôärn? 's kô nôd sä!? — Dea Heär durt is i dän Bôtt glôgn? — Jessas! Eiz mau ô ö glä daföhrennä, und kô 's Lôchä nimma r äfhean!“ rief er in höchst ergötzlicher Unruhe. Dann schlich er lachend und stotternd zu mir, den Hut verlegen über die Brust haltend. „Heär — Heär — Heär — i bins gwôst — dôs is zön Hautz'schnä! Säkrä! dôs fögis ô mäi Lôttä nôd!“ —

Brautsteuer-Transport (da Kömmäwôgn).

Drei Wochen lang nach der Hochzeit müssen junge Eheleute getrennt bei ihren Eltern leben. Während dieser Zeit wird das Meiste und Wichtigste der Brautaussteuer besorgt und angeschafft. Die junge Frau mit ihren Eltern wandert auf Jahrmärkten bei Kaufleuten herum; zu Hause sind Tischler und Schlosser beschäftigt, standesmäßige Hausgeräthe herzustellen. Ist man allseitig befriedigt, so wird der Tag der Vereinigung und Uebersiedlung bestimmt. Die schönsten vier Pferde der Gegend werden zusammengespannt vor den Wagen (Kömmäwôgn), auf den man die neuen, bunten Kästen, Tische, Bettgestelle, kurz die kleinsten und größten Geräthe für das Hauswesen sich aufschichtet nach einer Art Kunsttheorie. Ueber diesen Gegenständen wird das Brautbett befestigt, zu oberst

eine bunt bemalte Wiege. Was von Wäsche und andern Gegenständen in den Kästen Platz findet, wird da zusammengepreßt. Zerbrechliche und bestimmte andere Dinge müssen getragen werden. Zu diesem Ende bittet das junge Weib alle ihre Jugend- und Schulfreundinnen, welche noch nicht verheirathet sind, an diesem Tage zusammen und um Beistand. Man kommt nun auch gerne, der Freundin den Dienst zu leisten. Jedes dieser Mädchen wird mit einem größern oder kleinern Tragkorbe versehen, um darin einen der von der Sitte bestimmten Gegenstände bei der Uebersiedlung zu tragen. Ist vor dem Elternhause des jungen Weibes der Wagen mit seinen vier wiehernden, muthigen Pferden, die mit Blumen, purpurfarbenen Tuchlappen, und einem Geschirre voll glänzend geputzter Messingrosen an Kopf und Halse ausgeschmückt sind, zum Fortfahren bereit, und hat die scheidende Tochter weinend Abschied genommen von ihren Eltern, so schwingt sich der Pferdelenker, einen Blumenstrauß am Hut und ein Seidenband an der Geißel, auf ein Pferd, und lärmend und jubelnd umringt von einer zahlreichen Begleitung beginnt er den Zug. Hinterher kommen die Jugendfreundinnen mit ihren Tragkörben. Die Einen tragen Küchengeräthe, obenauf mit einem ungeheuren Kochlöffel, die junge Hausfrau an ihr Geschäft als Köchin erinnernd, und mahnend, daß man in ihrem Hause künftig „mit dem großen Löffel esse." Andere tragen Flachs, Getreidegarben, Gespinnst von der Hand der jungen Hausfrau, Brod, das sie selbst gebacken, theils um die Wünsche glücklicher Erntejahre, theils die Ermahnung an ihre Pflicht und den Beweis ihrer Tüchtigkeit und Kenntnisse einer Hausfrau anzuzeigen. Den Zug schließt die junge Frau, begleitet von den bei ihrer Hochzeit als Brautmutter, Kranzeljungfer

u. ſ. f. fungirenden Frauen. Ihre Eltern folgen eine geraume Zeit ſpäter nach. Von allen Seiten des Dorfes ſtrömen Zuſchauer. Die Burſchen, welche mit der jungen Frau aufgewachſen ſind, wollen anzeigen, wie ungerne ſie eine Jugendfreundin verlieren, die nach einem andern, beſonders entfernten Dorfe geheirathet hat, und ſperren am Ende ihres Dorfes durch aufgehäufte Gegenſtände den Fahrweg. Kommt nun der Ueberſiedlungszug an, und die Pferde können den Holzdamm nicht durchbrechen, ſo erlegt der Pferdelenker einen Geldtribut, den die hinzukommende junge Frau vermehrt. Raſch wird die Sperre weggeräumt, die Burſchen umgeben die Jugendfreundin, und begleiten ſie weiter. Auf dem Wege müſſen bei beſtimmten Veranlaſſungen gewiſſe abergläubiſche Sitten beobachtet werden. Hört man zum erſten Male einen Kukuk rufen, ſo greift Jedermann in den Sack und rührt das dort befindliche Geld auf, zum Zeichen, wie ſehr man die Vermehrung des Wohlſtandes der jungen Hausfrau wünſche. Der Kukuksruf gilt als verheißendes Orakel dafür. Hört man eine Wachtel ſchlagen, ſo zählt man die Schläge; ihre Zahl bedeutet die künftige Anzahl Kinder dieſer jungen Hausfrau. Schlägt die Wachtel in einer Getreideart, ſo wird dieſe die ganze Ehe hindurch die günſtigſte Ernte liefern: ſchlägt ſie auf einem Rain, ſo bedeutet es Jahre des Mißwachſes und Unglück mit Kindern. Hört man zum erſten Male donnern, ſo muß die junge Frau den nächſten ſchweren Gegenſtand faſſen und zu heben ſuchen, was ihr Geſundheit und Stärke für alle Verrichtungen ſichert. Die Einfahrt in das Dorf des betreffenden jungen Gatten verſperren wieder die Mädchen jenes Dorfes, ſcheinbar erzürnt, daß der Einen aus ihnen ein Gatte entgangen, und ein Jugendfreund allen durch eine Fremd geraubt worden. Ein Tribut öffnet wieder den

Weg. Die junge Frau ladet zugleich alle diese Mädchen in das Haus ihres Mannes. Nun wird sie auch von diesen begleitet. Einige hundert Schritte vom Hause entfernt, erwartet den Zug der junge Gatte. Er küßt sein Weib, und führt sie am Arm bis zu seiner Hausthüre. Da begrüßt sie Musik; die Eltern des jungen Gatten sprengen an der Schwelle Weihwasser über das junge Ehepaar, und begleiten es in die Stube. Die ganze Begleitung von Burschen und Mädchen beginnt nun etwa eine halbe Stunde zu tanzen; dann werden alle bewirthet, und man verläßt hierauf glückwünschend das Haus. Der Wagen wird mit Weihwasser übersprengt, und die jungen Eheleute beginnen die Möbeln im Hause zu ordnen. Indeß sind die beiderseitigen Eltern und nächsten Anverwandten zusammengekommen, und verbringen den Rest des Tages und größten Theil der Nacht mit Essen und Rathgeben über das künftige Hauswesen des jungen Ehepaares.

Die Pfingstwallfahrt ('s Pfingstwölfört'n).

In der Woche vor Pfingsten wird jedes Dorf vorzüglich durch drei Dinge belebt: durch die Anstalten zu einer Wallfahrt; durch die Vorkehrungen zum Herentusch am Vorabend des heiligen Pfingstsonntages — und durch die Proben zum Pferdewettrennen am Pfingstmontage. — Die Wallfahrt besteht in einem frommen Besuch des sogenannten „Heiligenberges" (Hälßbeär) bei Přibram in Böhmen. Ein oder mehre Dörfer unternehmen den frommen Pilgerzug zugleich, an demselben Tage aufbrechend und zurückkehrend. Veranlaßt sind bei den Meisten diese Wallfahrtsbesuche durch Versprechungen in bedrängnißvollen Lagen, z. B. in gefährlichen Augenblicken einer Krankheitskrisis an Eltern

oder Kindern. Man gelübdet mit folgenden Worten: „Hälös, hraudguldaras Heärgatmuaderl! Hälf ma r i mänä Raud! Möch mi (mä Kid) gfund, sö wöllförtö zö dia äm hälb'n Beär!" (Heiliges, rothgoldiges Herrgottmutterl! Hilf mir in meiner Noth! Mache mich (mein Kind) gesund, so wallfahrte ich zu Dir auf den heiligen Berg.)*) Die Dorfkirche oder Kapelle versammelt die frommen Wallfahrter; nach verrichteten Gebeten beginnt der Auszug, die Männer unter Leitung eines Aeltesten oder Vorbeters voraus, die Weiber und Mädchen nach, jede den Speisevorrath von Brod und anderem Mehlgebäck in einem Bündel am Rücken tragend. Ueberhaupt ist das Vertrauen auf die Hilfe der Mutter Gottes vielseitig und groß. Wallfahrtsgeschenke, wie: grellgemalte Heiligen-, meistens Muttergottes-Bilder (Bilglä), bleierne befärbte Heilige (Hälän), Kelche, Monstranzen und sonstiges Meßgeräth aus demselben Stoffe, Fingerringlein (natürlich geweihte) für Kinder u. s. w., werden in Menge vom „heiligen Berge" mitgebracht und hoch in Ehren gehalten von Großen und Kleinen. Außer der Mutter Gottes vom „Hälänbeär" hat man noch vielseitiges Vertrauen auf andere wallfahrtsbeliebte Gottesmütter. Ein Beispiel davon gibt uns gleich das Verfahren bei der Segensheilung eines Auges, in das ein schmerzender Gegenstand fiel. Erst wird das geschlossene Augenlid mit Speichel befeuchtet (in Erinnerung des Verfahrens Christi bei der Augenheilung), dann die Spitze des rechten Zeigefingers leise darauf in einem kleinen Kreise herumgeführt unter dem Segensspruch:

*) Die Mutter Gottes vom heiligen Berge ist dargestellt aufrechtstehend, gekrönt sammt dem Jesuskinde, welches sie auf dem linken Arme hält und mit der rechten Hand am Kinn streichelt. Um ihr anliegendes Kleid schlingt sich der Faltenwurf eines Mantels.

Liabô frô fôn hauâ Bôg̊n, *)
Is mâ r ăbbas i's Ôg̊n gfôlln;
Liabô frô fô Pôssâ, **)
Dauma's wiedâ r ôssâ;
Liabô frô fôn hălăn Bluat, ***)
Môchmâ mâ Ôg̊n wiedâ guat!

(Liebe Frau vom hohen Bogen,
Ist mir was in's Auge geflogen;
Liebe Frauen Passau's,
Thu' mir's wieder heraus;
Liebe Frau vom heiligen Blut,
Mach' mir mein Aug' wieder gut.)

Im Allgemeinen sprechen folgende Zeilen das Vertrauen zur Mutter Gottes aus:

I hôn a Fôträuâ
Af unâ liabô Fräuâ,

---

*) Dieses Gnadenbild stand einst am Fahrtwege auf dem Hochbogen (einer bedeutenden Bergwand des Böhmerwaldes, die aber schon zu Baiern gehört). Ein holzfahrender Bauer, den das Gnadenbild im Weiterfahren etwas irrte, hieb mit einem Beile darnach und spaltete der Mutter Gottes den halben Kopf. Augenblicklich erstarrte er und konnte mit seinem Fuhrwerk nicht mehr von der Stelle. Das Gnadenbild befindet sich jetzt in der Klosterkirche von Neukirchen (einem bairischen Marktflecken am Fuße des „Hochbogen") und wird hoch verehrt. —

**) Muttergottes-Gnadenbild von Passau; nähere Legendenangaben davon konnte ich nicht erfahren.

***) Muttergottes-Gnadenbild von Klattau. Von diesem erzählt man, daß es berühmt wurde, als es, von einem frevlen Steinwurf getroffen, blutete, zu großem Staunen des Volks und zur Zerknirschung des Thäters.

Ǒuǒ Tö und ǒuǒ Stund;
Sǒ geimǒ nöd z' Grund! —

Ich hab' ein Vertrauen
Zu unser lieben Frauen,
Alle Tag' und alle Stund;
So geh' ich nicht zu Grund!)

Der Hexentusch ('s Härnǒstusch'n).

Burschen und Knaben sind indeß für ein eigenes Fest beschäftiget, das man Hexentusch nennt ('s Härnǒstusch'n). Jeder dreht sich nach Verhältniß seiner Kraft große oder kleine Stricke, die gegen das eine Ende hin fast als Schnur auslaufen. Daran knüpfen sie eine wirkliche Schnur von Flachs- oder Seidengespinnst, und schwärzen dann beide Enden mit Räderschmiere, um ein vortheilhaftes Gewicht in die Verrichtung zu bringen. An einem Peitschenstock befestigt, gibt das ihre sogenannte „Pätschn," was eine ungewöhnlich große Peitsche bedeutet, deren einziger Zweck es ist, den Knall auf möglich hohen Grad zu steigern, der auch oft Staunen erregt. Die starken Burschen, auch junge Männer nehmen Theil, einen Tusch mit solcher Riesenpeitsche zu exerciren. Mit beiden Händen wird der Peitschenstock gefaßt, durch Ausfahren rechts und links die Peitsche so gezwungen, über dem Haupte zauberhafte Verschlingungen zu machen, und sie mit tüchtigem Knalle (oft einem Gewehrschuß an Stärke gleich) aufzulösen. Diesen Tusch führt jeder so lange aus, bis ihm die Arme zu ermatten beginnen, wo er dann den Schlußknall so bewirkt, daß

er, um die letzte Verschlingung der Peitsche zu entwirren, die Peitsche heftig auf den Boden rechts neben sich niederhaut. Die Vorwoche der Pfingstfeiertage läßt von jedem Dorfe her diese „Pätschn" hören, und Knaben mit kleinen Geißeln helfern und kneifen dazwischen. Gegen Abend eines jeden Tages, wo das beendigte Tageswerk Zeit gestattet, hört man diese Exercitien eifriger und anhaltender als zu andern Tageszeiten, denn jeder Bursch muß vorm Schlafengehen noch auf's „Mängerl" (der Rasenplatz vor Bauernhäusern) — und „d' Pätschn probian." — Man kennt genau die vortheilhaften Stellen des Wiederhalles, die auch täglich eine Schar Probehaltender versammeln. Einer nach dem Andern betritt die geeignetste Stelle und tuscht sich müde. So ergibt sich die Meisterschaft eines oder mehrer Burschen, die man stets mit Entzücken auf dem Probeplatze erscheinen sieht. Das eigentliche Tuschfest feiert die Jugend in der Nacht vor dem Pfingstsonntage, und soll das Verjagen aller Hexen aus Wohnungen, Ställen und Scheuern zur Folge haben. — An einem solchen Abende war's, als ich einst noch ein Dorf zu erreichen eilte. Längst schon klang es aus der Ferne wie heftiges Flintenfeuer feindlicher Truppen, und ich stand auf einer Anhöhe horchend still, aufgeregt und eigenen Träumen ergeben; denn vor mir, im Nachtdunkel versunken, nur durch wenige matte Lichtschimmer verrathen, lagen mehre Dörfer, aus denen ein ununterbrochenes Knallen allseitig näher und stärker, oder ferner und schwächer klang. Dazwischen erhob sich Stimmenjubel, Jauchzen und Gesang. Mir verschwamm der Effekt im Ganzen, bei einiger Nachhilfe der Phantasie wie Schlachtlärm und Gewehrfeuer. Siegesjubel, Schreien der Flüchtlinge, hie und da noch heftiger Widerstand — die flackernden Fensterlichter, des

Schießens blitzende Boten — das Auflachen der Weiber und Jauchzen feiner Knaben- und Mädchenstimmen, fliehender Dorfbewohner Klageschreien und Wimmern — das Anschlagen gehetzter Hunde, die Kunde vom letzten Schützlingseifer der treuesten Hauswächter, die heulend eine Kriegerschar von der Schwelle zu wehren eifern. — Ich stieg mit einer Art Grauen nach der Schlachtscene; denn der Wiederhall in den kleinen Wäldern um mich erfüllte diese mit dem Lärmeffekt hervorbrechender feindlicher Hinterhalte, und allseits stürmte Gefahr scheinbar auf mich ein. Mit meinem Nähern an das erste Dorf vereinfachte sich das Lärmen. Weiber und Kinder gingen nach Hause, denn nur die Zeit der ersten Dämmerung war ziemend ihrer Gegenwart im Freien. Das Abendläuten verlöschte die ganze Scene plötzlich, und ich erreichte bereits das Dorf, ohne Tusch und Lärm zu vernehmen. Beim ersten Hause sah ich einen Mann frischen Rasen vor Stall- und Hausthüre legen, und Weihwasser herumsprengen unter der lauten Zauberformel:

Fluigt's dafö Nöͤchtgöid und Häͤrnâ!
D' Pätschnâ tuschet eng öͤs,
D' Engl tädet eng zmäͤrnâ
I mân guͤat gwäͤtn Höͤs. —

Nicht weit davon stand ein kleines, hölzernes Haus, mit kleinen Fenstern und ganz, fast bis unter das flache Dach von gespaltenem Holz umschichtet. Als das Abendläuten zu Ende, und keine Störung der Andacht mehr zu besorgen war, knallten plötzlich um dieses Haus bei zwölf derbe Burschen, die sich in Distanzen herumgestellt hatten, lange, ohne Ermüdung zu beachten, und betäubten mich Nahestehenden so, daß mir

lange darnach die Ohren klangen, und eine gellende Stimme, die jetzt aus einem Fenster scholl, fast keinen Eindruck auf mein Gehör machte. Die Bewohnerin des Häusleins galt für eine Hexe in der Gegend, und der Tusch sollte ihr die Macht (Kühe zum Blut- statt Milchgeben zu vermögen — in Feldfrüchte Brand- und Afterähren zu zaubern — mit Nebel hinter ihr und vor ihr, unsichtbar herumzuschweifen u. s. f.) in Zukunft benehmen. Sie aber eiferte wild mit fliegendem Haar aus dem Kammerfenster, bis sich die „Pätschnhelden" entfernten. —

Die Pfingstsamstag-Nacht.

(Fortsetzung.)

Bald, wenn die Nacht weiter vorgerückt ist, erstirbt das Knallen allmälig und die am längsten den Schauplatz behauptenden Burschen gehen stille, scheinbar nach Ruhe und Schlaf verlangend, auseinander, kaum hier und dort einmal jauchzend. Doch haben sie ganz andere Schelmenstücke beschlossen, als sie bereits an verrufenen alten Weibern verübt haben. An einem bestimmten Platze versammeln sie sich vor Allem, damit sie sich berathen („dös Röth schlögnt"), wie sie sich vertheilen und über die Mittel, welche sie für ihre Schelmenabsichten anwenden sollen. Es handelt sich darum, das Hausgeräthe jeder Art, welches man eben mit aller Vorsicht an diesem Abend in den Häusern verwahret, herauszukriegen und mitten in dem Dorfsumpf, oder auf einem andern schwer zugänglichen Platz zusammen- und hoch aufzuschichten, wohl achtend, daß ja jeder Schaden der Geräthe verhütet werde. Selten bleibt ein

Haus bei aller sorgfältigen Verwahrung den Burschen unzugänglich in dieser Nacht, weil die eigenen Haussöhne und Knechte zu Verräthern und Helfershelfern werden. Haben die Burschen mit bewundernswerthem Eifer die höchstbeschwerliche Arbeit (denn sie schleppen Fässer, Bettgestelle, ja leere Leiterwagen herbei) endlich vollendet, so bleibt eine Wache bei den aufgehäuften Geräthen zurück, theils um zu verhüten, daß etwas entwendet oder von den Eigenthümern vor Tagesanbruch heimlich zurückgeholt werde. — Nach Mitternacht werden die Ställe ganz sachte geöffnet, und das Vieh ohne Geräusch auf die Weide getrieben. Mit Tagesanbruch kehrt man damit wieder zurück. Man spart einen Platz fetter Weide eigens für diese Nacht. Am Morgen des Pfingstsonntages entsteht großer Tumult um die aufgehäuften Hausgeräthe. Unter Scherzen und Neckereien werden die einzelnen den Eigenthümern zurückgegeben. Man hat eigene Redeformeln, wie:

Eigenthümer (der ein kleines Faß vermißt).

Häz, Säparamentä! wŏ is mä Fäßl? —

Mä Fäßl! Mä Fäßl!

Wachhabender Bursch.

Nä'z, Wŏdä, wŏs wä dŏs? A Fäßl? —

A Fäßl? A Fäßl?

Eigenthümer.

Nŏ hea damit! 's Fäßl hea! Wä's zŏn dakreign?

Wachhabender Bursch.

Nä, Wŏdä, kŏä Fäßl! eng keat ŏ dŏ Weign!

Eigenthümer.

Pŏz Wŏdä und Dörschlŏ und Stutzn,
Mä Fäßl, sist frißa dŏ mit Stingl und Putzn!

Wachhabender Burſch.

Nō, nō! Sätz rauō und taut's nōd ſō wild,
A Schöißl höd öftmōl 'n Bōweih ſchō gſtilt!

Nach dieſen Worten reicht der Burſch (in dieſem Fall das Faßl) herunter. So wird jeder Gegenſtand einzeln begehrt und zurückgegeben. Findet ſich ein zweideutiger Gegenſtand vor (Nachtgeſchirr od. dgl.), ſo meldet ſich wohl ſelten der Beſitzer, und die Laune der Burſchen ergötzt die lärmende Zuſchauermenge. Solche Gegenſtände werden in der folgenden Nacht zurückgeſtellt und man findet ſie vor den Fenſtern oder am Beſtimmungsorte wieder. —

Das Pfingſtwettrennen ('s Pfingſt'trennā).

Die Pflege der dazu beſtimmten Pferde wird lange vor Pfingſten der Eigenthümer wärmſte Sorge. Die erwählten Reiter (Söhne oder andere Burſchen) müſſen entweder ſelbſt in der Pfingſt-Vorwoche täglich einen Proberitt damit machen, oder durch Andere machen laſſen. Zweimal wird Hauptprobe gehalten, wornach ſich meiſtens ziemlich ſicher der Erfolg des Wettrennens errathen läßt. Doch wird ſelten dadurch ein Reiter ganz entmuthigt, daß ſein Proberitt weniger günſtig war; ſeine Entſchuldigungen ſind vielfach, und ſeine Pferdepflege wird um ſo eifriger. Am Pfingſtmontage verſammeln ſich die Reiter in jenem Dorfe, in deſſen Nähe der beſtimmte Rittplatz ſich befindet. Der Rittplatz iſt ein Brachfeld oder eine Gemeinweide. Zuſchauer ſtrömen von allen Seiten herbei, nicht nur Dorfbewohner, ſondern auch Herrſchafts-

beamte, Provinzstädter und Herren jeder Art. Im Wirthshause ist der Sammelplatz. — Hier klingt heitere Musik für die Ohren, und fallen beachtenswerthe Dinge in die Augen. Eine Fahne, woran die Preise für die Reiter hängen: ein roth- oder blauseidener Westenstoff für den Preisritter; ein karminrothseidenes Halstuch für den zweiten Preisempfänger; ein schöner Hosenträger nebst Strauß von Kunstblumen, der an der Spitze der Fahnenstange prangt, ist bestimmt dem Dritten in der Ordnung. Der Vierte erhält eine unbedeutende Summe an Geld. (Zum Einkauf dieser Dinge und um die sonstigen Ausgaben zu bestreiten, erlegen die Reiter einige Tage vor dem Wettreiten eine Geldsumme.) Unter den Reitern figurirt die komische Person (da Gschbäasmächä). Nicht nur er ist ergötzlich kostumirt, sondern man hat ihm auch das erbärmlichste Schindluderpferd der ganzen Umgegend zugeführt. Als ich einem solchen Wettreiten beiwohnte, sah dieses Pferd solchermaßen aus: wo es den Kopf hatte, da war ein H — von Stroh nachgemacht, und hinter dem Schweife desselben sahen die verschämten Augen hervor; und wo die Mähre wirklich den H— hatte, dort war ein künstlicher Strohhals und Strohkopf angebracht. Mittelst einer Leiter bestieg der „Gschbäasmächä" seinen Hengst, während drei bis vier Mann von der entgegengesetzten Seite sich mit den Händen an die Rippen des Pferdes stemmten, um es aufrecht zu erhalten während des Besteigens. Ein betäubendes Gelächter zerriß die Luft, als der Hengst mit seinem Reiter einige ehrenrettende Sprünge machte, und mit den Vorderfüßen aufstieg, denn es mußte den Zuschauern scheinen, als bäume es sich mit dem H — und laufe mit ihm voraus. Die Belohnung des Spaßmachers sind gewöhnlich zwölf Päckchen Rauchtaback, oder wenn er

will, eine gleiche Quantität Schnupftaback. Die ordentlichen Reiter tragen auf dem Kopfe eine lederne Mütze, die nicht viel mehr als den Wirbel bedeckt, ein nur locker geschlungenes Halstuch, haben keine Jacke an, sitzen ohne Sattel auf dem Pferd, ihre Weißstrümpfe hängen ungeknüpft bis an die Schuhe hinab. Das Pferd ist an Zaum, Mähne und Schweif mit rothen Seidenbandmaschen geschmückt. Ein leichter Zaum dient dem Burschen als Lenkungsmittel. Unter fröhlichem Spiel der Musik beginnt die Reiterschar ihren Aufbruch, und die Zuschauermasse wälzt ihre bunten Haufen nebenher über Hohlweg, Hecken und Zäune; die Weiber schäkern und schreien ihre fröhlichen Launen in die Luft; die Männer streiten, rauchen, wetten trotz Engländern, und das leidenschaftliche Sprechen und beeilte Gehen macht Alle fast athemlos. Manche leidenschaftliche Aeußerung ergießt sich in dem bekannten Texte:

Laud is, wenn d' Hrôssâ schei gstrôckt,
Kröd äß wenn's Nôchtgöid heid gschrôckt,
Ähô'nt und pfälgschwing hi fluig̊nt,
Und eng d' Hrôdâ sô fürassô buig̊nt;
Wei eng dö 's Nôs'nlô schnurrt!
Wei eng dôs Täiflsrôs pfurrt!
Wei sô da Hrôdâ höisarô keärt!
Gschwinkâ fürô sâ Räpperl meärt!

(Schön ist's, wenn die Pferde schön g'streckt,
Gleichwie vom Nachtkobold g'schreckt,
Einhau'n und pfeilschnell her fliegen,
Und sich die Reiter vorwärts biegen;

Wie euch da 's Naſenloch ſchnurrt!
Wie euch das Teufelsroß pfurrt!
Wie da der Reiter, heiſer vom Schrei'n,
Schneller zwingt 's Rapperl zu ſein!)

Um den Rittplatz iſt weit umher die Gegend bunt von Zuſchauern beſät. Bis an die Stelle, wo ſich die Reiter poſtiren, begleitet dieſe Muſik; das Ziel iſt durch dünne Strohſpur markirt, worüber hinweg der letzte entſcheidende Sprung der Pferde gehen muß. Wenn die Reiter die möglichſt ruhige Stellung angenommen haben, regt ſich auch kein Laut mehr unter den Zuſchauern, Alles ſtarrt regungslos nach der Reiterfronte, die Pferdeeigenthümer erblaſſen, gleich wie die Angehörigen der reitenden Burſchen von ängſtlicher Erſtarrung heimgeſucht werden, und Niemand erwartet ohne Spannung den Moment, wo das Feuer der Flinte blitzt, und der Knall die Pferde aufſchreckt, und plötzlich unter Peitſchenhieben und Schreien abgejagt wird. Dieſer Augenblick bringt fieberhafte Bewegung in die Zuſchauer. Einige wollen ihren Pferden vorwärts helfen, und ſtarren darnach hin, mit vorgeſtreckten Händen, die rechte Fußſpitze vorwärts biegend und in den Boden grabend; andere ſummen heftig durch die Naſe, mit den Fingern krabbelnd über die Hoſe; viele ſchreien ein ohrzerreißendes: „Wiah! Wiah! (Vorwärts!) Räpperl! Bräil! (Braunes) Schimmerl wiah! Firl! Hö zau! (Hau zu!) Frönz wiah dö (Franz wehr' Dich)! 's mö höt 's Eaſt (meins hat das Erſte, Beſte)! u. ſ. f.; wieder einige hauen ſich mit den Händen über die Schenkel, als ſäßen ſie ſelbſt zu Pferde, und laufen hinter dieſen her; im Enthuſiasmus ſah ich Einen, deſſen Pferd dem vorderſten ſehr nahe war, wie er mit einem dünnen

Stabe die Umstehenden auf die Köpfe hieb, und als man aus seiner Nähe wich, stand er allein da, ein schnurrendes Rad schlagend mit dem Stabe. Knaben bilden sich entzückt ein, Pferde zu sein, beißen in die Zügel, schnauben, und laufen wiehernd nach dem Ziele. Murren, Geschrei und Rauschen wird von allen Seiten laut; zusammen fließt die bunte Zuschauermasse um das erreichte Ziel. Jedermann sucht dem Preisbetheilten nahe zu kommen, der nun, die Fahne in der Hand, jauchzt und aufspielen läßt. Lob, Tadel, Freude, Zorn äußert sich nun, und in dumpfes Lärmen löst sich die Wirkung der Scene auf. Doch plötzlich knallt ein zweiter Flintenschuß, und der „Töwäghrädâ" oder „Gschböaßmôchâ," oder Nôstschäſſâ" beginnt nun allein seinen Lauf. Sein Roß läuft mit Anstrengung aller Kräfte etwa zwanzig Schritte, dann steigt der Reiter ab, füttert, und ergötzt einige Zeit die Zuschauer. Wenn er am Ziele anlangt, beginnt er einen heftigen Streit mit dem Preisritter um die Fahne, bis ihm sein Lohn anderer Art zugesagt ist. Unter Musik, Jauchzen und Lärmen feiert man den Triumphzug nach dem Dorfe. Nach kurzem Tanze reiten die Burschen durch das ganze Dorf unter Musik, sprengen einige Male um jeden Bauernhof, während die komische Person mit einem großen Tragkorb am Rücken die Hausfrau bestürmt mit den Worten:

„Bären schôt's ôſſô dur d'Fenzaschä'm,
Kint's ôs dö hôätheärzô blä'm?
Hrädnt ums Hôs öne Sôdl und Wöiâ —
Tädet eng hruiâ, hâts! Keichäl und Öiâ?"

(Bäurin schaut durch die Fensterscheiben,
Könnt ihr da hartherzig bleiben?

Reiten um's Haus ohne Sattel und Zaum —
Geizt ihr mit Kuchen und Eiern? Wohl kaum!)

Die gesammelten Kuchen und Eier speisen die Burschen im Wirthshause. Hierauf beginnt regelmäßiger Sonntagstanz. —

Eine lustige Burschennacht.

Eine originelle Seite gewinnt das Volksleben am Böhmerwalde durch die lustigen Streifereien der Burschen Nachts in den Dörfern. Die Montag- Dienstag- Donnerstag-Nächte werden seltener und mit weniger Aufwand der Unterhaltungsgabe von Seite Einzelner gefeiert. Doch wenn auch in solchen Nächten keine bedeutende Versammlung und Unterhaltung der Burschen Statt findet, so wird man gewiß häufig Einzelne jauchzen und singen hören; denn der Weg bis zum Liebchen, der allnächtlich, wenn auch einsam, gewandert wird, muß mit Rosen bestreut werden. Diese Rosen sind Gesang, Jauchzen, Pfeifen einer Melodie mittelst der bloßen Lippen oder einer Mundharmonika*). Freitagnacht, Norma. Die Mittwoch- und Samstagnächte sind die herkömmlich festgesetzten, wo man sich zahlreich versammelt, lärmt, jubelt, singt, Possen liebt und treibt, wo man die empfindlichsten Verlegen-

---

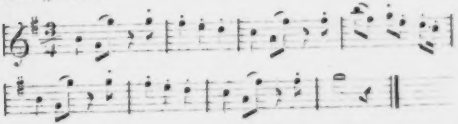
*) Sonst, vor dem Bekanntwerden mit den Mundharmoniken, waren in diesen Gegenden die Rohrpfeifen allgemein gebraucht; sie bestanden gewöhnlich aus eilf Rohrstücken, die ihre bestimmte Stimmung von der Mitte (dem Orte des tiefsten Tones) gegen die beiden Enden hin hatten. Man besaß die Fertigkeit, jeden Ländler darauf zu spielen.

heiten und ausgelassensten Tollheiten erlebt. Zu diesen beiden letzten darf man auch (aber mit vielen Ausnahmen) die Sonntagsnächte rechnen. Diese Eintheilung behält während des längsten Theils des Jahres wenig abweichende Geltung. Am treuesten hält man sich an diese Ordnung im Winter, wo die Strenge der Witterung dem jugendlichen Blute weniger brausenden Uebermuth zuläßt, und zu Zeiten, wo allzustrenge Tagesarbeiten den Körper der Burschen sehr erschöpfen, wie z. B. während der Ernte. Im Frühlinge aber und während des Sommers vor der Ernte, wie nach mehren besonders arbeitfreien Tagen gilt gar keine allgemeine Regel. Da wird jede Nacht, oft bis zum hereinbrechenden Morgenroth, auf die lustigste Weise durchschwärmt. Aber auch da bleibt jede Freitags- eine Ruhenacht. Ich will eine solche lustige Burschennacht, wie ich sie diesen Sommer (1842) als ungesehener Beobachter belauschte, nachfolgend schildern. — —

Es war gerade Sonnabend, die meiste Ernte vorüber. Gleich nach Sonnenuntergang verließ ich das Dorf. In den meisten Häusern nachtmahlte man eben bei Spanbeleuchtung. Indem man aber hier bei Tische aufgeräumt war und scherzte und lachte, kam ich auch manches Haus vorüber, wo man, bereits gesättigt, schon das Nachtgebet begann. Da man fast überall während dieser nothwendigen Abendverrichtungen die Fenster geöffnet läßt, so vermengten sich Scherz und Gebet in meinen Ohren zu einem unverständlichen Gemenge von Lauten. Kaum war ich aus dem Dorfe, und im Versuch, eine leichte Anhöhe zu ersteigen, so begann die Dorfglocke zum Abendgebet zu mahnen. Durch die Dämmerung der stillen Luft schwebten nach und nach die Glockentöne aus allen umliegenden Dörfern um mich zusammen, und verhallten ebenso nach und

nach wieder. „Liebliche Abenddämmerung! Holder Klang voll Gottvertrauen! Du Ende aller Dinge!“ — und so weiter, was man sich denkt. Ich wollte auf der Anhöhe abwarten, bis mich irgendwo beginnender Gesang oder Jauchzen der Burschen wieder in das Dorf locken würde. Bald war das laute Leben in den Häusern erloschen, die Lichter ausgegangen. Ueber den vier großen Linden um die Kapelle glimmte der unruhig-heitere Abendstern bereits. Beim längern Betrachten aller Bäume, Häuser und anderer größeren Gegenstände merkte ich deutlich die Wirkung, wie die tiefere Dämmerung denselben jenes Verschwimmen zu einer gewissen Rundform mittheilte. An den vier Linden war die Wirkung auffallend und gab nach und nach Charakter. Je mehr die Durchlichtung der Aeste sich verlor, und das Zurückschmelzen der vorspringenden Zweige an die Kernform der nebeneinander stehenden Linden überhand nahm, bildete sich auch auffallender ein regelmäßiger Mönchskopf heraus. Zwei große Aeste gegen Westen vorspringend und dann abwärts hängend stellten eine Adlernase vor, wie sie im Verhältnisse zu dem tonsirten Scheitel und der Völle des übrigen Gesichtes gerade groß und entsprechend genug sein mußte. Weil die Aeste der Linden von den Stämmen einige Länge herab verdeckten, so schien der Kopf mittelst eines kurzen Halsstumpfes auf der Erde zu sitzen. Und auf diese Täuschung sehend, bildete sich meine Einbildungskraft die verhältnißmäßige Körpergestalt nach Breite und Tiefe des umliegenden Bodens dazu — jene Anhöhe die rechte Schulter — Brust und Bauch — — horch! da jauchzten zwei Burschen im Dorfe, und schnell Platz und Gedanken verlassend, eilte ich in das Dorf hinab, den Stimmen der Burschen nach, welche von Westen nach Osten ihren Weg durch das Dorf gingen. Und kaum

angelangt, jauchzten die zwei Burschen schon an dem letzten östlichen Hause. Wie ich ihnen ganz nahe kam, ohne bemerkt zu werden, erblickte ich im Lichte des eben aufgehenden Mondes zwei Burschen, welche sich auf dem grasigen Platz vor dem Hause neben einem Haufen Reisig hinstreckten. Der Eine stützte sich auf die linke Hand, fast eine sitzende Haltung annehmend und führte mit der rechten eine lieblich tönende Mundharmonika zwischen den Lippen hin und her, folgende Melodie spielend:



Der andere Bursch, platt auf den Rücken hingestreckt, jauchzte:

Ju ju ju ju . . . . . hu!

Die Harmonika wiederholte die vorige Melodie, dann sangen beide zu derselben folgende Texte:

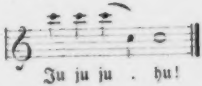
Sô weng, wôs kôâ Wässerl
Genǵâ Beär kön hrinnâ,
Sô weng könô di ôs mân
Heärzäl bringâ.

So wenig ein Bachlein
Den Berg hinauf dringt,
So wenig mein Herz Deinem
Bild sich entringt.

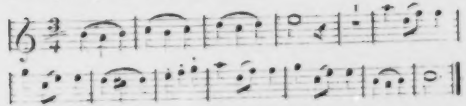
Gi mā kōā Schmōzerl mēā
Āf mānĕ Wōng;
As is ŏ a fōlschĕ Lēa,
Dŏat nŏd lōng.

Gib mir kein Bußerl mehr
Auf meine Wang';
Ist ja eine falsche Lieb',
Dauert nicht lang.

Beide:

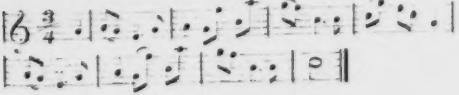


Noch antwortete ihnen keine andere jauchzende Burschenstimme im Dorfe. Sie rückten aber näher zusammen, und indem sie leise zu einander sprachen, blickten beide nach dem nahen Hause. Hierauf entfernte sich der Eine, schlich am Gartenzaun hin über den Bach nach der Scheune. Da rückte er ein Brett mit Leichtigkeit weg und stieg hinein. Der andere Bursch blieb liegen, auf der Harmonika bald vorige Melodie wiederholend, bald folgende spielend:



In wenig Augenblicken darauf stieg der erstere wieder aus der Scheune, zog geräuschlos eine Leiter nach sich, schob das Brett wieder passend vor die entstandene Spalte, und kam zurück Als er am hölzernen Balkon die Leiter festlehnen wollte, hörte

er seinen Freund warnend zischen. Er hielt inne und dieser lief auf den Zehen hinzu. „Wöärt! Städ! Dea Säkarä wenſlt wieda r um häd! Is a wieda weiä brunstô's Nôchtgöid, und kô nôd heauä!" (Warte! Still! Der Sakrmenter schleicht wieder herum heute! Ist wieder wie ein Gespenst, ein laufiges, und kann nicht ruhen!) Er meinte den Hausbesitzer, der eben mit einem Licht durch die Kammer ging. Als dieses verschwand, lehnten beide hastig die Leiter an den hölzernen Balkon, Einer kletterte hinauf und sprang auf die Balken, worauf er an der Wand hinschlich, bis er an einem Fenster hielt und leise klopfte, indem er rief: „Nänô! Nänerlo! Heast? Heast ä nôd?" Mehr konnte ich nicht verstehen, denn das Mädchen mußte ihn jetzt gehört haben und leise mit ihm sprechen. Der andere Bursch hatte indeß die Leiter zum Reisighaufen getragen und neben sich gelegt. So lag er ganz ruhig, ohne dem Jauchzen, welches jetzt von verschiedenen Seiten einzeln zu hören war, zu beantworten. Seine ganze Beschäftigung bestand im einförmigen Niederschlagen neben sich mit einem Stocke. Gegen die Südwestseite des Dorfes schienen sich die jauchzenden Burschen zu sammeln. Fernes Lärmen und Lachen machte bald die Versammlung unläugbar. Nachdem man allgemein bald durch Jauchzen, Pfeifen, bald durch nachgeahmtes Krähen eines Hahnes oder Werfen nach bretternen Scheuerwänden seine lustige Tollheit bemerkbar gemacht hatte, vereinten sich alle Stimmen, seltsam gemischt zu einer harmonischen Wirkung in folgender Melodie:



Krähen, Jauchzen, Schnalzen mit der Zunge folgte darauf im wunderlichsten Chaos. Ich wollte die lärmende Schar in der Nähe beobachten, und eilte aus meinem Versteck an der Mühle vorüber bis hinter das nächste Haus bei dem Aufenthaltsplatze der Burschen. Sie standen, ungefähr ihrer Zwölf an Zahl, in einer zwanglosen Gruppe, in ihrer Mitte Einer, der die Mundharmonika blies. Dieser wiederholte eben die obige Melodie, welche man so begleitete, daß man jeden Takt dreimal stark mit der Zunge schnalzte oder eben so oft mit den hohl gehaltenen Händen klatschte. Wenn der Blaser zu Ende war, führte jeder eine lärmende Narrheit aus, dann sang man zur Melodie mehre Texte, wie:

Da Gucku is g'schäckat,
Höd öwäl blö Feiß —
Und wei is denn dö himmlischö
Liaschöft sö seiß!

Der Kukuk ist scheckig,
Hat immer blau' Füß' —
Und wie ist doch die himmlische
Liebe so süß! —

I bin hölt a Büawäl,
I füa hölt a Lö'm,
Und i bin nö mäi Löttä dö
Köän Deändlä glöğn. —

Ich bin halt ein Bürscherl,
Ich führ' halt ein Leben,
Lag bei keinem Mädchen noch
Mein ganzes Leben!

Durt hintn im Wôld
Is a Wässerl schei kôld —
In a ôllaleists Deânal
Fôliabt ma sô bôld.

Dort hinten im Wald
Fließt ein Bächlein so kalt —
In ein allerliebsts Mädchen
Verliebt man sich bald.

Mâ Schözäl, dôs höd mô
Wei sist nimma gean;
Wea 's Häuserl fôkaffa
Und Ôâsiedlâ wean.

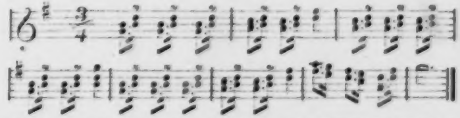
Mein'm Schätzlein, dem geh' ich
Wie sonst nimmer ein;
Will 's Häuserl verkaufen,
Und Einsiedler sein.

I segs schô; i segs schô,
Dôs geit ma nôd zôm;
Dôß i Zwöasiedlâ wean kô,
Geiwô äf Rôm!

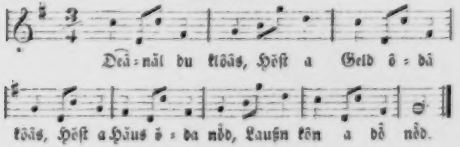
Ich seh' schon; ich seh' schon,
Ich schwimm' gegen Strom;
Daß ich Zweisiedler werde,
Wandr' ich nach Rom.

Während des Gesanges verketteten die Burschen sich in einen Kreis, indem Jeder zwei andern seine Arme um den Hals schlang. So bewegten sie sich zugleich nach dem Takte.

Der Harmonika-Spieler begann jetzt, um vom Platze zu kommen, folgendes $\frac{3}{4}$ taktiges Musikstück, welches gewöhnlich gespielt wird statt eines Marsches bei Hochzeiten, wenn man die Gäste in das Haus des Bräutigams oder der Braut zusammenholt, oder nach der Kirche zieht, und überhaupt, wenn die Musik im Freien Jemand begleitet:



Hinter dem Blaser traten, klatschten, jauchzten die Burschen taktmäßig drein, theils noch zusammenhängend, theils aufgelöst. Man näherte sich wie durch Verabredung, nachdem man das nächste Haus unbeachtet gelassen, dem zweiten Hause, hielt davor an und einige riefen: „He, Nönäl, schläfst schö? Nö, schläfst schö?“ (He, Annerl, schläfst schon? Wie, schläfst schon?) Dann sangen alle folgende Melodien:



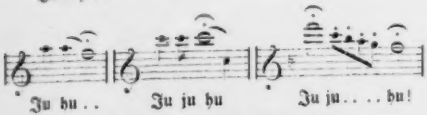
Vom Deänäl ir'm Fenzerl
Mau 's wöärm össa gei;
Sist länt ë y' Nächt 's Büawäl
Nöd sö löng frei.

Beim Mädl ihrem Fensterl
Muß's warm heraus geh'n;

Wie könnt' bei der Nacht sonst
Der Bursch so lang steh'n!

(Harmonika, Solo.)

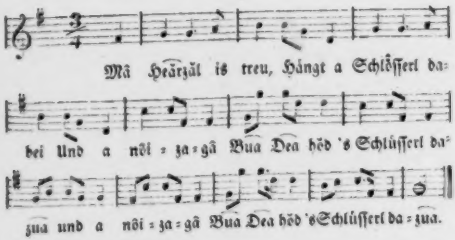
Jauchzen:


Ju hu . .
Ju ju hu
Ju ju . . . . hu!

(Nach der obigen Melodie):

D' Stean sân âm Firmament,
Ôwahôl'm Hôs —
Und dea Bursch, dea ma b'stimmt is,
Dea kimt ma nôd ôs.

Sterne am Firmament
Steh'n über'm Haus;
Der Bursch, der bestimmt mir ist,
Kommt mir nicht aus.


Mâ Heärzäl is treu, Hängt a Schlôsserl da-
bei Und a nôi = za = gâ Bua Dea höd 's Schlüsserl da-
zua und a nôi = za = gâ Bua Dea höd 's Schlüsserl da = zua.

Du Heärzagâ Schötz,
Um dâ Leiberl is schôd,

Döß kää Heärzäl drin is,
Wös rächt äfrichd is — rep.: Döß kää ꝛc.

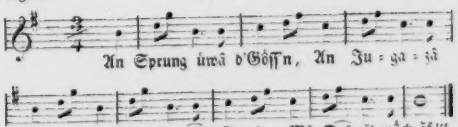
Du herziger Schatz,
Um dein Leiblein ist schad,
Daß kein Herzlein drin wohnt,
Das mich aufrichtig schont' — rep.: Daß kein ꝛc.

Dieses Singen und Lärmen, das die Stelle eines Ständchens vertritt vor jedem Hause, worin ein Mädchen schläft, wurde plötzlich durch den Mordjoschrei eines Burschen unterbrochen, der: „A Diab!*) Säkarä, a Diab!" schreiend, einen Knittel vom nahen Holze ergriff, und um die Ecke des Hauses fortstürzte. Augenblicklich hatten sich auch alle übrigen Burschen auf diese Weise bewaffnet, und sprangen in wilden Sätzen nach, um den Dieb zu fangen. Bald erblickte ich wirklich Jemand von der andern Seite um das Haus fliehen, die Burschen lärmend und keuchend hinterdrein: „Hölt! Fängts'n! Hi mau a sä! Diab! Lump! Wean dö glä hö'm! Säkarä, wöärt!" Jetzt kollerte plötzlich der Flüchtling unter lautem Gelächter auf die Wiese hin, und wälzte sich so lachend eine Strecke fort. Im Schwung des Laufes konnten sich die vordersten seiner Verfolger nicht augenblicklich zurückhalten; sie stürzten über ihn, und hielten zwar den Flüchtling, aber keinen Dieb im Arm. Ein allgemeines Gelächter erschallte. Schnaufend drängten sich Alle zusammen um den gefallenen Gefangnen. „Der Hallunk! Der Schleicher! Der listige, geheimthuende Schlingel!" Dieser Gefangene war Niemand sonst, als ein

* Ein Dieb.

Bursch, Kamerad aller, die um ihn standen; vor einer halben Stunde schützte er leichtes Unwohlsein, Schläfrigkeit, üble Laune vor, die ihn abhielten, an der nächtlichen Wanderung heute Theil zu nehmen. Deßhalb entfernte er sich, sagte von weitem nochmals „gute Nacht!“ zurück, ging wirklich, und schien damit Ernst zu machen, wovon er sprach, daß er sein Bett suchen wolle. Indeß war nichts weniger als das der Fall, wovon er sprach. Er liebte seit einiger Zeit ein Mädchen im Hause, wo man ihn jetzt ertappte, und wollte damit den Geheimnißvollen spielen. Als die Burschen ihr Ständchen vor dem Hause sangen, hing er ganz mäuschenstill am hölzernen Balkone, und wollte eben, als sich jene zu entfernen schienen, eilig entschlüpfen. Das war der Augenblick, wo man ihn erblickte und verfolgte. Jetzt nahm man ihn lärmend in die Mitte und zwang ihn wie einen Verbrecher die nächtliche Wanderung mitzumachen. Nun folgte er auch ohne Widerstreben und sang und jubelte trotz dem Fröhlichsten. Eine marschartige Melodie, auf der Mundharmonika gespielt, bewog die lustigen Burschen jubelnd weiter zu eilen. Eine seltsame Erscheinung machte aber plötzlich Alle stutzen. Der Mond stand eben hinter einer dichten Wolke und warf bedeutendes Dunkel über die Gegend. Die Wand des nächsten Bauernhauses schien durch und durch helle Glut. „Hilfäkrä! 's Schaustänröferlhös brint!“ schrieen einige, zu Hilfe stürzend. Doch erkannten sie freudig verwundert bald, daß ein phosphorescirender Stoß faulen Holzes ihr Auge getäuscht habe. Der Hausbesitzer hatte dasselbe am vorigen Tage erst aus dem Walde geführt. Erst ein Gegenstand des Schreckens, wurde das phosphorescirende Holz nun ein Gegenstand scherzhaften Uebermuthes. Jeder Bursch ergriff ein Scheit, und wie mit einer Fackel durch die Luft

fahrend, sprangen und tanzten sie, wo sich nur Raum dazu bot. Einige ließen auch gleich ihren Einfall laut werden, die Liedchen ein wenig in Angst zu jagen. Der Eine führte auch seinen Vorsatz sogleich aus. Er stand mit der netten Magd des Hauses vertraut. Wie ein Kater erkletterte er geübt die Höhe eines Bodenloches, in dessen Nähe er das schlafende Liedchen wußte, rief: „Nönäl! Nönälö! Heast!“ nachdem er ein Stück scheindar glimmenden Holzes auf ihre Bettdecke hineingeworfen hatte. Die Angerufene erwachte: „Jessas! mä Bött brent!“ schrie sie, und sprang im Hemde davon. Lachend beschwichtigte sie der Bursch und wollte sie bewegen, in's Bett zurückzukommen, allein der eben wieder hervortretende Mond, dem einige Lücken des Daches Gelegenheit gaben, bedeutende Helle um die Nähe des Bettes zu verbreiten, hinderte das Mädchen an der Rückkehr in das Bett. Es blieb so lange geschämig im Hemde in einen Winkel gedrückt, bis der Bursch, „gute Nacht“ sagend, herunterstieg, und sich zu den lachenden Kameraden gesellend weiter zog. Gesang gewann nun wieder volles Vorrecht, indem man mit folgender Melodie begann:



An Sprung ùwä d' Göff'n,
An Jugazä dräf,
Und an Schnäglä föa 's Fenzä
„Mä Deänäl möch äf!“

Einen Sprung über'n Weg,
Einen Jauchzen darauf,
Einen Mundschnalz vor's Fenſter —
„Mein Mäderl mach' auf!"

Zwôa r Äntlâ im Wôſſâ,
Zwôa Fiſchlâ r im See — —
Dô Liaſchôft geit intâ,
Geit nimmâ in d' Höh!

Zwei Entlein im Waſſer,
Zwei Fiſchlein im See — —
Die Liebſchaft geht unter,
Geht nimmer in d' Höh'!

I bin a Fleiſchhôka'sknecht,
Und mêchs kôân Deânlâ recht,
Weil i glei jedô Kâu
Ôpôkâ dau!

Ich bin ein Fleiſchhauersknecht,
Mach's keinem Mädel recht,
Weil ich gleich jede Kuh
Angreifen thu'.

Dôs Steigl, wôs i gſtign bi,
Dôs ſtâgô nimmâ, —
Und dôs Deandl, wôs ô gliadt hö,
Dôs liawô nimmâ.

Die Trepp' ſtieg ich auf und ab —
Ich ſteig' ſie nicht mehr;
Das Mädl, das ich g'liebt hab' —
Ich lieb' es nicht mehr.

Ôs deaftsmâ kôân Wäbrun äf
Mâ Grö mia sprengâ,
Dräf wiad ö mân Beiwlâ sâ
Ögerl hrengâ.

Dürft nicht mit Weihbrunn mein
Grab mir einst segnen,
Drauf wird ja des Liebsten
Sein Aeuglein regnen.

Ein Theil eines Lanner'schen Walzers überraschte mich jetzt auf der Harmonika.

Er brachte die beste Wirkung unter den Burschen hervor. Man kannte ihn erst seit der letzten Musik im Dorfwirthshause, wo man ihn zum ersten Male hörte. Dieser rief dem Blasenden sogleich noch einen zweiten in's Gedächtniß:

Man sprang und klatschte taktmäßig dazu. Ein kurzes, heftiges Bombardement mit Steinen auf ein nahes Bauerndach folgte. Da man aber eine verweisende Stimme eines Greises aus dem Fenster des nächsten Hauses vernahm, ergriffen Alle scherzend die Flucht und kamen so bei jenem ersten östlichen Hause an, wo ich die ersten zwei Burschen fand, von denen

Einer mittelst der Leiter auf den Balkon stieg, der Andere neben dem Reiserhaufen einschlief. Hier setzte man sich rastend auf die Wandbank vor dem Hause (äf da Gred). Doch wie eine Schar rastloser Vögel, die sich niedergelassen hat, aber bald hier, bald dort in kleinem Zwiste aufflattert, neckten sich die muntern Burschen, jetzt zwei zu zwei über den Hof, um das Haus sich verfolgend, jetzt versuchend, seinen Nebenmann von der Bank wegzudrängen. Wer nicht mitlärmte, sah lachend zu, oder pfiff mehr gleichgiltig eine Melodie. Auf einmal machte ein Lärm auf dem Boden des Hauses alle Burschen ruhig und aufmerksam. Das war der Wortwechsel zweier Männer. Jetzt flogen die Scherben des Bodenfensters klirrend herab und zwischen wilden Donnerworten der Männer tönte eine klagende Weiberstimme. Vom Reisighaufen her stürzte der früher erwähnte Bursch mit der Leiter, setzte diese an den Balkon und rief: „Michl! i bin dö, stäg öwä!“ Die Balkonthüre sprang auf, eilig heraus kam der Gerufene und fiel mehr die Leiter herunter, als er kletterte. Hinter ihm erschien wild räsonnirend der Hausbesitzer. Wißbegierig, obwohl Alles ahnend, eilten die Burschen um den Geretteten zusammen. Dieser erzählte, wie es ihm gelungen sei, vor etwa einer halben Stunde die Balkonthüre zu öffnen, und bis zum Bette des schlafenden Liebchens zu dringen. Der Hausvater, längere Zeit schon argwöhnend, habe unglückseliger Weise die Nacht über aufgepaßt und ihn jetzt im höchsten Zorn überrascht. In der folterndsten Verlegenheit habe er dem Hausvater gesagt: „Säts städ, Vôdä — i bin engä Tôd“ — (Seid ruhig, Vetter — ich bin euer Path'); aber jener habe wüthend geantwortet: „Tôd ödä Drêg!“ (Path' oder Dreck) und ihn an der Brust gefaßt. Nach einigen Augenblicken des Ringens

und Schreiens sei es ihm endlich gelungen, sich loszumachen und zu entkommen. Seine größte Sorge blieb nur um das Mädchen. Als sich aber bald der polternde Hausvater wieder stille verhielt, lachte er selbst mit den Burschen über die Geschichte. — Bei dieser Gelegenheit wurden mehre ähnliche Abenteuer erzählt, von denen einige hier stehen mögen. — Der Eine erzählte, wie er einmal durch das Dach zu seinem Liebchen gelangen wollte. Als er bereits Dachsteine und Schindel beseitigt hatte, habe er beim Einsteigen ein Geräusch gehört, und einen Lichtschein von der Stiege herauf verbreiten gesehen. Stutzig darüber habe er sich ganz still gehalten. Aber seine Lage sei höchst peinlich geworden, theils weil er, mit den Händen sich an einen Dachbalken haltend, mit dem übrigen Körper auf den Boden hineinhing, theils weil er den alten, brummigen Hausvater mit einer Laterne die Bodenstiege heraufkommen sah, um eine Mausfalle zu suchen. Dieser kam den Boden kreuz und quer, in jeden Winkel, endlich auch an den Burschen, ohne ihn aber zu bemerken, bis dessen Füße ihm die Mütze vom Kopf streiften. „Lau eiz — wôs wä denn dôs?" (Ei — was wäre denn das?) sprach der Alte und blickte auf. In diesem Augenblicke wich dem erschrockenen Burschen alle Kraft aus den Händen; diese ließen vom Dachbalken los und der Bursch sprang neben dem Alten herunter, und schlug ihm die Laterne aus den Händen, daß das Licht verlöschte. Der Alte schrie Zetter über Diebe und Mörder, allein bis das aufgelärmte Haus Licht brachte, war der Bursch durch die Bodenthüre entkommen. — Ein Anderer begleitete einmal seinen Freund nach einem weit entlegenen Dorf, wo dieser sein Liebchen hatte. Gegen Mitternacht kamen sie an und der verliebte Freund bat seinen Begleiter, bis er herunter-

zeigen würde, vor dem Hause Wache zu halten. Dieser streckte sich auf einen Holzstoß hin und schlief ein. Nach einigen Stunden kam der verliebte Freund herunter, und eilte, ganz seinen Begleiter vergessend, davon, zu sehr des Glückes voll, weil ihn das Liebchen erhört hatte. Der Bursch auf dem Holzstoße schlief fort; — es dämmerte; — es kam das Morgenroth; — es ging die Sonne auf; — der Bursch auf dem Holzstoße schlief fort. Endlich kommt das Liebchen seines Freundes, um Holz zu holen. Der Schläfer fühlt sich gerüttelt und hört erwachend die ängstlichen Worte: „Wenzl! Jessas, bist a du nö dö?“ *) Entsetzt springt der Bursch auf — heller Tag! — er in schlechten Kleidern! — es ist Sonntag! — zwei volle Stunden bis zu seinem Elternhaus! — welchen Weg er zurückeilen will, überall durch bekannte Orte unter den Augen bekannter Menschen! Was war zu thun? Er mußte auf den Heuboden des Hauses, und da den ganzen Tag, heimlich gespeist und getränkt vom Liebchen seines Freundes, in der einsamsten Lage zubringen, bis ihm der einbrechende Abend die Rückkehr gestattete. — Ein Familienvater war seiner Tochter seit längerer Zeit auf der Spur einer Liebschaft. Sie läugnete zwar nicht gerade ihre Liebe, aber den Burschen wollte sie durchaus nicht verrathen, weil sie fürchtete, der Vater dürfte vielleicht dem Burschen wegen zu geringer Wohlhabenheit strenge jede Verbindung mit ihr untersagen. Oefters war es dem Vater schon gelungen, den Burschen Nachts am Balkon zu erblicken, doch entschlüpfte ihm dieser immer, so oft er Anstalt machte, ihn abzufangen. Vor wenig Tagen erst blieb ihm ein entscheidendes Kennzeichen in den Händen, nämlich der Sonntagshut des Burschen, der ihn

*) Um Gotteswillen! bist Du auch noch da, Wenzl?

beim Entspringen verlor. Nach dieser Entdeckung bedachte der gute, nachsichtsvolle Vater den Fall mit aller Milde der Gesinnung, und beschloß, seine Tochter dem Burschen zu geben. Aber einen wunderlichen Einfall wollte er ausgeführt sehen, um doch eine Genugthuung für die Verschwiegenheit der Tochter zu haben. Er ließ am folgenden Morgen das ganze Dorf zusammenkommen und versprach seiner Tochter den Burschen zum Mann, wenn sie auf einer Stange den Hut durch das Dorf tragen und vor Aller Augen dem Burschen überreichen würde. Nach vergeblichen Bitten trug das Mädchen endlich wirklich den Hut zum allgemeinen Ergetzen der Zuschauer durch das Dorf und überreichte ihn dem Geliebten unter Thränen der Scham und Freude. — Ein Bursch mußte bei seinem ersten, schüchternen Versuche, beim Liebchen zu „fensterln," folgendes Abenteuer bestehen. Er hatte sich schon längere Zeit her genau umgesehen, wo er am leichtesten und sichersten bis zum Bodenloche klettern könnte, durch das er das Mädchen anreden mußte. Aber diese Anstalten begünstigten sein Unternehmen das erste Mal nicht, weil er nicht dazukam, sie zu benützen. Indem er nämlich in der bestimmten Nacht gerade daran war, zum Bodenloch zu klettern, vernahm er plötzlich ein eigenthümliches Geräusch und die Stimme des etwas ungestümen Hausvaters in der Nähe. Um einen Augenblick unentdeckt zu bleiben, kletterte er wieder eilig herunter, und versteckte sich in den nahen leeren Schweinstall. Allein zu seinem Schreck bemerkte er, daß der kommende Hausvater eben junge Schweine, die er in einem entfernten Dorfe gekauft hatte, nach Hause treibe. Zum Entspringen, ohne sich zu entdecken, war es zu spät, denn schon sprang die Stallthüre auf, und die grunzenden Schweine stürmten wild durch einander hinein. Der

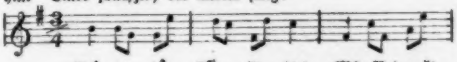
Bursch streckte sich der Länge nach in den Futtertrog. Der Hausvater sperrte die Thüre ab und schien sich zu entfernen. Halb aufgerichtet horchte der Bursch den sich entfernenden Fußtritten und glaubte aus dem Stalle zu entkommen, wenn der Hausvater in das Haus sich begeben hätte. Allein dessen Schritte näherten sich plötzlich wieder. Ein Geräusch über seinem Haupte erschreckte den Burschen — und im nämlichen Augenblicke goß ein suppenähnlicher Saufraß seine Fluthen über ihn nieder. Schnaubend und blasend, wie Einer, der bis über die Ohren in einen Sumpf gefallen ist, kollerte der Bursch aus dem Futtertrog heraus unter die hungrigen Schweine, die leckend und nagend über ihn herfielen. Aber jedes andern Hilfsmittels beraubt, mußte er seinen Ausweg durch die Thüre nehmen, obgleich der Hausvater davor stand. Mächtig erschreckt, wich dieser einige Schritte zurück, als er plötzlich aus dem Schweinstalle einen teig- und wassertriefenden Menschen entspringen sah. Zu spät erholte er sich, den vermeintlichen Dieb zu verfolgen. — Diese und ähnliche Erlebnisse kamen an die Reihe. Als man fortfahren wollte, solche Geschichten zu erzählen, hörte man einen Burschen in der Nähe jauchzen. Sogleich erkannte man ihn und jauchzte ihm entgegen. Der Bursch beeilte sich näher. Seine ersten Worte waren ein Aufruf, ihm zu folgen, wenn man eine komische Scene mit ansehen und hören wolle. Man folgte ihm neugierig. Auf dem Wege erzählte er, wie er seinem künftigen, brummigen, alten Schwiegervater einen kleinen Aerger verursachen wolle, und daß er bereits Anstalten dazu gemacht habe. Der Alte war nämlich ein starrer Ordnungsfreund und etwas geizig. Es war eben Mitternacht, gerade die Stunde, wo er vom Besuch eines alten Nachbars regelmäßig nach Hause ging.

Der Bursch hatte ihm auf dem ganzen Wege bis zu seinem Hause Holz gestreut, so daß er immer nach einigen Schritten ein schweres Scheit finden mußte. Den Monolog des Alten zu hören, spannte das höchste Interesse der Burschen. Der Alte kam, die Hände überm Rücken, gedankenlos vor sich hinschreitend und dann und wann ein unverständliches Wort brummend. Jetzt stieß er auf das erste Scheit — „Lau, dö liegt a Schädl Hölz; wea höd dôs wiedâ fölöan? Dô Läd gô'mt hôld nôd Ôcht! Dôs is ö! Sô öchtnt ninx — dôs is! Sô wissnt nôd, wôs hômant, wenns a Schädl Hölz hômant — dôs is!" (Ei, da liegt ein kleines Scheit Holz; wer hat das wieder verloren? Die Leute geben nicht Acht! Das ist's ja! Sie achten nichts — das ist's! Sie wissen nicht, was sie haben, wenn sie ein kleines Scheit Holz haben — das ist's!) Er hob das Holz auf, trug es wie ein Kind auf dem Arm und räsonnirte und klagte und richtete gute Lehren an seine einzige Tochter, obgleich sie zu Hause — — „Nô lau, dö hôts ôs! Dö liegt wiedâ r ôâs!" (Nun seht einmal, da haben wir's! Da liegt wieder eins!) Er stand wieder vor einem Scheit Holz. „Nô, sô mächt i dôch wiss'n, wôs denn dôs wă? Wei kô ma denn zwöa Schädâ fôluis'n, und ninx mirkâ? Dö deaft ö dôch da greißt Stean öwâföll'n, sô mirkadô dôs nôd bôssâ, wôs zwöa Schädâ fôluis'n! — Nô, i hôs âf!" (Nun so möcht' ich doch wissen, was denn das wäre? Wie kann man denn zwei Scheite verlieren und nichts merken? Da dürft' doch der größte Stern herunterfallen, so merkt' ich's nicht besser, als zwei Scheite verlieren! — Nun, ich heb's auf!) Er hob's nun auf und setzte seine Lehren an seine Tochter fort, indem er wohl einschärfte, vor Allem Schlendrian, Leichtsinn im Hauswesen — — „Nô lau, dö hôts ôs!" (Nun

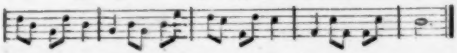
so — da habt ihr's!) Er stand vor dem dritten Scheit. „Sō möcht i dōch wiss'n — dōs kannt ō mā Hōlz ā sā! Nō jō, dōs wā 's rächt! Wea — nō lau, gits denn kōā bealauß Burschā nōd?" (So möcht' ich doch wissen — das könnte ja mein Holz auch sein? Ja, das wär' 's Rechte! Wer — ja nun, gibt's denn kein heilloses Burscher nicht?) „Segsta's, Annamial? a sō möchtma's 'n Lādn, wenn ma ninrnutz is! Dō Lumpn!" — (Siehst Du, Annamirl?*) so macht man's den Leuten, wenn man nichtsnutzig ist! Die Lumpen! —) Einige Schritte weiter: „Nō lau, dō hōts ōs! Sōg i's denn nōd? Dō liegt schō wiedā r ōās! 's hōts Neāmad tō, wōs dēs Burschat — i kenn's ō, dō Schlifft'n — — Nō lau, dō hōts ōs, dō liegt wiedā r ōās, und durt wiedā — jō nō — und mā Hōlz is, dō frōg i gēā nimmā! jō derrr — Taist hōts wiedā r um mā Hōs khēd! Jō i seg's schō — i mau mā Töchtā hāratn lauß'n, sist is kōā Hrau — i seg's schō! Da Girgl wiad wōl nōd dabā gwōst sā? Dōs wā east 's rächt! Dem gāwō ō sist gean mā Hōs und mā Deandl; — ēwā ea r is nōd dabā gwōst!" (Nun da seht — da habt ihr's! Sag' ich's nicht? Da liegt schon wieder eins! 's hat's niemand gethan, als das Burscher — ich kenn' sie ja, die Schelme! — — Nun da habt ihr's, da liegt wieder eins! und dort wieder! — ja nun — und mein Holz ist's, da frag' ich gar nicht mehr! ja der Teufel hatte sie wieder da um mein Haus! Ja, ich seh' schon — ich muß meine Tochter heirathen lassen, sonst ist keine Ruhe — ich seh's schon! Georg (eben der Bräutigam seiner Tochter und Urheber der Posse) wird wohl nicht dabei gewesen sein? Das wäre erst 's Rechte!

*) Seine Tochter.

Dem gäbe ich ja sonst wohl mein Haus und mein Mädl; — aber er war nicht dabei!) Die Burschen konnten ihr krampfhaftes Lachen nicht mehr zurückhalten und kollerten im nahen Garten keuchend auf dem Grase herum. Das Finden und gesteigerte Räsonniren des Alten dauerte fort bis zu seinem Hause, und als er das Holz auf den Stoß vor dem Hause gelegt hatte, und einen der Burschen jauchzen hörte, drehte er sich um und rief: „Hô nôs nôd gsôgt — lau durt gurzt schô ôâna ra͡!" (Sagt' ich's nicht? — Dort jauchzt auch wirklich Einer!) — Nachdem sich die Burschen genug belustigt hatten, wurde Einer nach dem Andern schweigsam. Schlaf überwältigte sie und sie blieben schlafend im Grase des Gartens liegen. Nach Verlauf von einer Stunde erwachten sie wieder, die Mundharmonika machte sie aufgeräumt, aber die wenigsten schienen Lust zu zeigen zum ferneren gemeinschaftlichen Herumstreifen, sondern die meisten sagten: „Gua͡tô Nôcht, Baumâ!" (Gute Nacht, Burschen!) und zerstreuten sich hierhin und dorthin. Einer jauchzte, der andere sang:



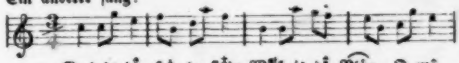
Blô is dô Fä = gäl = blei, Mâ Bei = wäl



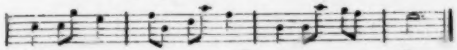
Mög mô nei, Mög mô go͡a nei am Tö ô = môl da = nö!

„Aft Nôcht!"

Ein anderer sang:

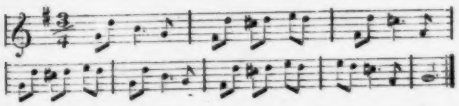


Grei is dô Hô = la = stô'n, Wäß is dô Blu͡a, O mâ



Bu͡a = wäl di hô = nô = gea͡n, Wei is denn di͡a?

Nach einer andern Seite hin pfiff die Mundharmonika:



Und dieſe Melodie erfaſſend ſang ein Burſch folgende Texte dazu:

Wenn 's Wirthshŏs d' Kircha wă,
's Deandl da r Ôltŏr,
Und ſŏ măchtĕ a Pfŏara ſă
Răcht gean zwĕa Jör.

Wär's 's Wirthshaus die Kirche,
Und 's Mädl der Altar,
So möchte ich Pfarrer ſein,
Gerne zwei Jahr.

Mă Beiwl leißĕ nŏd,
Leiwă mă Lŏ'm;
Und ſŏ deaftmă mă Wŏdă
Kŏă Hăratsguat gŏ'm.

Mein Bürſchlein ließ' ich nicht,
Lieber mein Leben;
Und ſo dürft' mir mein Vater
Kein Heirathsgut geben.

Mă Hearz is friſch,
I lŏgs ŏffa r ăm Tiſch,
Und lau tuif enŏ grŏ'm:
Ŏ mă Schötz mŏgſt mŏ hö'm?

Mein Herzlein iſt friſch,
Ich leg's her auf den Tiſch,
Und laß tief hineingraben:
„Meinen Schatz muß ich haben!“

Hierauf wurde es allſeitig ganz ſtill. Einige ſuchten ihr Bett, die meiſten gingen erſt „fenſterln“ oder „äf's Schrä.“ Nach einer halben Stunde meldete ſich hier und dort noch Einer, pfeifend oder jauchzend und begab ſich vom Liebchen weg nach Hauſe. —

Ein Ernte-Scherz (d' Höwägêas*)).

Die Auftritte des letzten Erntetages ſind nicht ſelten ſehr ergetzlich. Es darf ſich nur treffen, daß zwei Hausbeſitzer noch gleichviel Getreide einzuführen haben, ſo kann ein Gefecht um das Leben nicht mit größerer Anſtrengung geführt werden, als der Kampf um die Ehre, nicht der letzte geblieben zu ſein. Jeder zahlt Arbeiter, ſo viele er auftreiben kann, leihet Wagen, Geſpann und befeuert durch Bier, Verſprechungen, Scherz u. ſ. f. Alles um ſich. Die Wagen unter ihren Ladungen knarren und fliegen; die Garben werden ohne Ordnung auf die Tenne der Scheuer geworfen, um ſofort eine neue Fahrt beginnen zu können. Die letzte Fuhre, welche die beiden wetteifernden Hauswirthe nach Hauſe führen, gleicht einem römiſchen Wettrennerwagen in der Laufbahn. Das ganze Dorf

---

*) Höwägêas (zuſammengeſetzt aus Hôwan = Hafer, und Gêas = Ziege, Geis), weil Hafer immer das letzt einzuführende Getreide iſt.

wird Zuschauer. Alles jauchzt, treibt an, ermuthigt, lacht. Weh! da liegt oft der Wagen des Einen umgestürzt, und der Hoffnung beraubt, Sieger zu werden; während der Andere nun jubelnd und gemächlich, von seinen Arbeitern umringt, im Triumphe nach Hause zieht. — Der besiegte Hausbesitzer muß sich eine Posse gefallen lassen, welche ihm die Burschen zufügen. In der folgenden Nacht nämlich schleppen diese so viel Stroh zusammen, als sie bekommen können, besteigen in Stille des Bauers flaches Hausdach und setzen da eine ungeheure Strohfigur zusammen in Gestalt einer Ziege, die von einem Ende des Daches zum andern reicht. Auf die Ziege setzen sie einen kolossalen Strohmann, repräsentiren sollend den Hausherrn, in der einen Hand eine Geißel, in der andern einen Knittel haltend. Wenn die Statue völlig aufgestellt ist, bleibt ein Bursch als Wache auf dem Dache zurück, während die andern gegen Tagesanbruch die Dorfbewohner wecken mit den Worten des Spottgedichtes:

Äf! Äf! segt's — d' Höwägäas steit!
Wia hömä dŏ gönz Nŏcht uis gmeit,
Und gfärwat, und kichä und g'füllt,
'n Bŭk'n äf's Tö äffŏ d' Höwägäas gstillt. —
Gschwing äf eiz, und schŏts eng's Wunädia r ŏ,
Sist gögt eng's da Bŭk, föas Tö wiad dafŏ! —

(Auf! Auf! seht — es steht die Hafergeis!
Wir haben die ganze Nacht uns geplagt in Schweiß,
Gethan, gekichert und ausgefüllt,
Die Geis dem Beiten auf's Dach gestellt. —
Schnell auf jetzt, und auf das Wunderthier geschaut!
Sonst jagt euch's der Beit davon, eh' der Tag graut. —)

Da strömt nun vor Tagesanbruch das Dorf zusammen, umringt lachend und lärmend das Haus, mit dem Wunderthier auf dem Kopfe, und verläßt es nicht, bis der Hausherr zum allgemeinen Ergetzen mit seinen Knechten die Zerstörung der Ziege beginnt, und deren Reiter vernichtet, unter Zuruf der Menge:

Wea nöd äffsteit und ärwat und gögt,
Dea wiad, merk da's, mit da Höwägäas plögt!

(Wer nicht aufsteht und strebet und jagt,
Der wird, merk' Dir's, mit der Hafergeis 'plagt!)

Der Carneval (da Fôschen).

Ergetzliche Scenen veranlaßt der Fasching in einem deutschen Dorfe. Jedermann erlaubt sich einen unschädlichen Scherz, und ist gewiß, daß er nicht mißverstanden und übel aufgenommen wird. — Ein junger Dorfbursch nimmt einen Geiger, durchzieht mit Musik das Dorf, durchstöbert Stuben und Stübchen, alle uralten Mütterlein, die gesund und noch heiter sind, hervorholend, die ihm auch lachend und scherzend folgen, unter großem Zulauf des Volkes. Hat er sie beisammen, so beginnt er allerlei Streiche auszuführen. — Ich sah einst zu, wie ein solcher Bursch im tiefen Schnee eine Bahn kehrte und die Mütterlein aufforderte, ihm zu folgen. Das thaten sie auch. Plötzlich hielt er inne und begann mit einem Mütterlein im Schnee einen Tanz; allein wie groß war ihr Schrecken, als sie unter ihren Füßen Glatteis fühlte, und sich dem muthwilligen Burschen nicht entwehren konnte, der absichtlich lustige

Sprünge machte. Seinem Beispiele folgten alle übrigen herumstehenden Burschen, und es begann unter großem Gelächter der Zuschauer der Tanz des vorigen Jahrhunderts mit dem jüngsten allgemein zu werden. Für die erlittene Angst wurden hierauf die Mütterlein durch eine gute Schmauserei entschädigt. — — Abends sitzt oft eine Familie ruhig im Gespräch in der warmen Stube um einen Tisch, da beginnt es plötzlich draußen zu klirren und poltern, und ein scheußliches Gesicht schaut zum Fenster herein; drauf daneben noch eins, ein drittes, und in kurzem ist das Fenster über und unter dem ersten voll Fratzen. Die Kinder flüchten in einen Winkel, während ein Gepolter an der Hausthüre Einlaß begehrt und Musik erschallt. Ein Maskenzug tritt ein. Um aber eine Anschauung solcher Verkappungen zu geben, will ich eine männliche und eine weibliche Maske beschreiben. Erstere hat eine ungeheure, aus Stroh geflochtene Bischofshaube, oder einen Kopfpolter mit Sturmband auf dem Kopfe, und um das Kinn befestigt. Statt der Larve beschmiert man sich das Gesicht mit Eierweiß, und bläst dann mit hineingehaltenem Antlitz in einen Mehlkasten, so daß ein Mehlteig dasselbe überzieht und unkenntlich macht. Dazu nimmt er ein Hemd über die gewöhnliche Kleidung. — Die Weibermaske hat einen ungeheuern Kittel aus Flachswerg, aus demselben Stoffe eine Brust von erstaunlichem Umfang, und aus Stricken eine Lockenperrücke. Eine weibliche Maske wird immer durch einen großen Dorfburschen vorgestellt. Beginnt ein Tanz, so wählt sich dieser die kleinste Männermaske, der mit seinem Kopfe unter ihrem Busen wie unter einem weitvorspringenden Felsenhange steht. Die lächerliche Composition eines solchen Paares wird dadurch erhöht, daß die Tänzerin ihren Tänzer unter der

Brust an beiden Ohren faßt. Man pflegt auch manche lächerliche Gewohnheiten in Tracht und Geberden alter Männer und Weiber nachzuäffen, und gerade da, wo die Verspotteten gegenwärtig sind. Diese lachen dann am meisten selbst über ihren Doppelgänger. — Großen Spaß verursacht ein Maskenzug um oder nach Mitternacht. An einer Hausthüre wird leise geklopft, und eine Stimme fleht um Einlaß. Der arglose Bauer eilt im Hemde, den vermeintlichen Wanderer einzulassen. Wie er aber die Thüre öffnet, erblickt er einen Schwarm Masken, und es fällt auf ihn der Lichtschein vieler Laternen. Der geschämige Mann will der Beleuchtung entgehen, fühlt sich aber schon ergriffen, und muß in der Stube einen Tanz in seinem einfachsten Kostume mitmachen. Indem hat sein Weib den Lärm richtig erklärt, und schaut kichernd und verlegen durch die etwas geöffnete Kammerthüre zu, wie ihr behemdeter Gespons zu den entsetzlichsten Sprüngen veranlaßt ist. Um aber kein Aergerniß zu geben, darf nie ein Kind zugegen, und der maskirte Bursch nicht unter achtzehn Jahre alt sein. Gewöhnlich führen eine solche Scene nur Männer aus, um einen brummigen Phlegmatiker zum Tanz zu bringen. Allein wenn ihm dieser auch eine Tortur ist, so fühlt er sich durch den zugefügten Streich doch nicht beleidigt. —

Es herrscht während des Faschings lebhaft die Sucht, irgend eine Ueberraschung, einen Scherz, einen kleinen Schrecken in oder außer dem eigenen Hause zu veranstalten, daher auch der Vater vor dem Sohne, der Knecht vor seinem Herrn, kurz Niemand vor einem Anderen behutsam genug sein kann. — Einst traf ich eine Familie sammt Knecht und Mägden beim Abendessen. Man war arglos und aufgeräumt. Die erste Magd, welche den neben ihr aufgesteckten Span, daß er hell

und ohne Rauch brenne, bald zu heben, zu senken oder umzuwenden, und in die unterstellte Wasserwanne abzuräuspern hatte, löschte durch scheinbares Ungeschick plötzlich das Licht aus, indem sie den Span ganz aus der Klemme in die Wanne hinabstieß. Sie ging in die Küche, um aus dem Ofen Licht zu holen; beim Hereinkommen hielt sie die Hand vor das Licht, so daß Schatten auf die Stelle fiel, wo die Knechte saßen, und als sie an den Tisch kam, entfernte sie plötzlich die Hand vom Lichte. Mit einem Schrei stoben Weiber und Kinder vom Tische weg — denn eine entsetzliche Maske saß zwischen den Knechten. Die Männer blieben ruhig und aßen von der guten Mehlspeise, die man eben vorgesetzt hatte, in Gesellschaft der Maske fort, ohne diese bemerken zu scheinen, während diese jeden Versuch der Weiber, dem Tische zu nahen, durch Auffahren und Grimassen vereitelte, und Geschrei und Gelächter nicht wenig vermehrte. In der Maske aber stak der junge Nachbarsohn, dem man die gute Mehlspeise angerühmt hatte, welche für den Abend auf den Tisch kommen sollte. Durch Neckereien, von dem Genusse ausgeschlossen zu sein, im Stillen veranlaßt, verabredete er mit den Knechten und der lichtbesorgenden Magd heimlich das Einverständniß, huschte vor dem Nachtessen ungesehen in die Stube und unter den Speisetisch, nur das Auslöschen des Lichtes erwartend, um hervorzutauchen, und gleich einem Gespenste unerwartet zwischen den Knechten dazusitzen. —

Der Argwohn, der zur Faschingszeit überall eine Posse sucht, ist oft selbst an einem lächerlichen Auftritte schuld. Tritt zum Beispiel ein Bettler in die Stube, so besieht ihn die Bäurin mit bedächtig prüfenden Augen, zögert mit der Gabe (denn es könnte der schelmische Nachbar sein), und umgeht

ihn mit der Miene des Zweifels und Glaubens, indem sie verlegen lächelt, nicht gerne sich täuschen ließe, und gern doch, wenn es ein wirklicher Bettler wäre, die Gabe nicht versagte. — „Mâiz! — — Mâiz! Glȯ̊bt's i kenn' eng nȯ̊d? Dau nô wȯ̊g 'n Haud — bist's schô, den i môi! — Mȯ̊ denn nȯ̊d? Ahm! Mȯ̊ denn nȯ̊d? A Stickäl Broud kôst ö hö'm! — Jekassi! Du kântst ma gstȯ̊ll'n wean! Eiz gei bȯ̊l! Nô, wȯ̊s is denn? Dö hȯ̊ts a Broud — dȯ̊s höd da Gschböas fȯ̊teit." — (Geht! — — Geht! Glaubt ihr, ich kenn' euch nicht? Thu' nur weg den Hut — bist schon, den ich meine! — Warum denn nicht? Hm! Warum denn nicht? Ein kleines Stück Brod kannst ja haben! — Ei! Du könnt'st mir gestohlen werden! Jetzt geh' bald! Nun, was ist's auch? Da habt ihr Brod — das hat der Spaß verdient. —)

Der Bettler starrt die Redende an, und weiß keine Erklärung für solche Ansprache, als daß die Bäurin eine Närrin sei. Kichernd aber haben ihr die andern Hausbewohner zugehört, und stürmen endlich unter lautem Gelächter herbei. Viel theilt folgendes Volksgedicht über den Carneval in wenig Zeilen mit:

Wea kânt sȯ̊ im Fȯ̊schen dakennâ?
Äu! d' Mônâ und Baumâ sân Nöärn!
Segt's durtn ân Mäschkarâ hrennâ?
Und heat's ȯ̊s dz Nȯ̊cht pauß'n und schöärn?
Durt springânt's föa d' Tia hi und keärnt,
Durt hupfânt's vȯ̊l Zris um und meärnt,
Durt segtmâ dur d' Fenzâschä'm hrȯ̊kâ
A Löärfâgfris, dȯ̊s uis mȯ̊cht schrȯ̊kâ —
Ui! Hȯ̊snâ r und Kidln, dem Täiß z'schlächt,
Sân dȯ̊ch füar an Mäschkrâ nô rächt.

(Wer könnt' sich im Fasching auskennen?
Seht! Männer und Burschen sind Narrn!
Seht ihr jene Maske dort rennen?
Und hört sie Nachts pochen und scharrn?
Vor Thüren hinspringend schreien sie Zetter,
Ganz Lumpen und Fetzen erregen sie Wetter,
Dort sieht man durch Fenster sich strecken
Eine Larvenfratze, die uns möcht' schrecken —
Ah! Hosen und Kittel, dem Teufel zu schlecht,
Sind doch einer Maske noch recht!)

An den Faschingsfeiertagen ist ordentlicher Tanz, bisweilen von Masken unterbrochen. Oft geschieht es selbst, daß mehre maskirte Burschen auf einem Pferde in die Wirthsstube reiten gleich den sieben Haimonskindern, und die Mädchen von einem Stubenwinkel in den andern jagen. — Am Faschingdienstage gebühret den Mädchen die Oberhand. Sie wählen selbst ihre Tänzer und zahlen Musik und Getränk. Ihre Geldsteuer wird folgendermaßen erpreßt. Man stellt einen Sessel inmitten der Tanzstube, darauf einen Teller. Jeder Bursch ergreift eine Tänzerin, und tanzt um den Stuhl, bleibt dann vor demselben mit ihr stehen, und fordert Geld. Der erste Aufruf wird ohne Weigern befolgt; allein der Bursch drängt wiederholt und so stürmend, bis er bei reicheren Mädchen oft zwei Gulden C. M. herausgelockt hat. Wenn das Geld gesammelt ist, wird davon die Musik gezahlt, Getränke gekauft (mehr Branntwein als Bier) und jeder Gegenwärtige damit bewirthet. —

Ueberdieß findet man in einzelnen Ortschaften auch noch besondere und verschiedene Bräuche, z. B. daß am Fasching-Dienstage jedes Liebchen irgend ein gutes Mehlgebäck (z „Wä-

kerl" — oder „an mir'n Zältn" — „Flöckn" — „Keichäl" o. a. dgl.) in Bereitschaft halten muß, um damit den Liebsten, der sie zum Biere führt, daselbst zu beschenken.

So bleibt wohl im Allgemeinen der Geist der Faschings-Unterhaltungen überall und jährlich derselbe, und nur im Einzelnen trifft man nach Verschiedenheit der heitern Einfälle verschiedene Scenen der Unterhaltung während des Landcarnevals am Böhmerwalde. —

Das Kirchweihfest (da Kirdâ).

Das beliebteste Fest im Jahre ist das Kirchweihfest. Drei Nachmittage und Nächte nach einander wird getanzt; Jedermann muß da, wenn nicht ganz, doch größten Theils neu gekleidet sein; die Küche versorgt den Tisch mit verschwenderischer Fülle; überall lärmt Freude und ländliches Glück. Wie zu den Pfingstfeiertagen Kuchen (Keichäl), zu Ostern gefärbte Eier (hraudô Öiä) an der Ordnung sind, so bäckt man zur Kirchweih sogenannte „Flöck'n" — d. i. Brode, die an Umfang einem großen Teller gleichen, an Dicke nicht 1½ Zoll überschreiten, und auf der Oberfläche mit Lebzelten, Mandeln, Weinbeeren ꝛc. bedeckt sind. Ueber den Kirdâ sprechen sich folgende Verse eines Volksgedichtes am genügendsten aus:

„Heärgötl! wei is âm Kirdâ sô schel,
Wiad 'n gönzn Tô gössn, gurzt und gsungâ,
Deaf mâ drä Tä zôn Spielladn gei,
Is zô kôân Schlöffâ r und Öärbatn zwungâ,

Is eng ân Neidn sâ Gwôntâ r eaſt nui,
Glönznt eng d' Strößn — ö jekkaſt ui! —
Döß du sôa Strößn kôân Haud nöd ſägſt,
Ständſt ă ſôan Haud durt'n znägſt.
Kirdâ! r ö Kirdâ! wei hömâ dö gean,
Wei weamâ nö dia ſö tröard wean!
's Gwôntâ wiad zriſſn ſâ, d' Flöckn ſân nimmâ,
Heatmâ wei löng kôân Spielmö meâ ſtimmâ. —

(Herrgottlein! wie iſt die Kirchweih ſo ſchön,
Wird den ganzen Tag 'geſſen, g'jauchzt und geſungen,
Darf man drei Tag' zu den Spielleuten geh'n,
Iſt nicht zu Schlaf und zur Arbeit gezwungen,
Sind eines Jeden Kleider erſt neu,
Glänzen die Sträuße — o jemine ei! —
Daß man vor Strauß den Hut nicht ſehen kann,
Stündeſt Du auch dem Hut zunächſtan.
Kirchweih! o Kirchweih! wie lieben wir dich,
Biſt du vorüber, wie betrübt man ſich!
's Kleid wird zerriſſen ſein, d' „Flöckn" ſind hin,
Kommt's Stimmen wie lang keinem Spielmann in Sinn! —)

Jeder Burſch bekommt von ſeinem Liebchen einen Rosmarinſtrauß, deſſen Zweige mit Flittergold, ſilbernem Zitterdraht, kleinen Täubchen ꝛc. geſchmückt ſind. Der Strauß wird quer um die Rundung des Hutes herumbefeſtigt. Die drei Feſttage hindurch prangt der Burſch damit auf dem Kirchengange und bei der Muſik. — Am Kirchweih-Montage haben die Männer in der Tanzſtube vor den Burſchen die Oberhand, und führen das große Wort. Am Dienſtage wird

der etwas barbarische Hahnenschlag gehalten. Es ist nämlich Sitte, an diesem Tage durch das Dorf mit Musik zu ziehen, in jedem Bauernhofe einzukehren, ein wenig da zu tanzen, und hierauf von der Wirthin mit Bier und den erwähnten „Flöckn" traktirt zu werden. Zu dem Ende hat jede Hausfrau auf dem großen Ecktische einige solche „Flöckn" in gleiche Stücke geschnitten, die bestimmt sind zum augenblicklichen Genuß. Außerdem aber sammelt ein Bursch noch eifrig in einen Tragkorb. Besitzt nun ein Haus einen schönen, fetten Hahn, so wird dieser während der Flöcknvertheilung heimlich eingefangen, und, nach geendigter Runde durch das Dorf, an einer langen Schnur am Fuße befestiget, und das entgegengesetzte Ende der Schnur an einen Baum oder sonstigen unbeweglichen Gegenstand gebunden. Man verbindet einem Burschen nach dem andern die Augen, gibt ihm einen Dreschflegel (a Drischl) in die Hand, worauf er an der Schnur mit den Füßen fortfühlt, bis er dem Schreien des hin und her flatternden Hahnes und der Kürze der Schnur nach schließt, wie er mit Einem Schlage den Hahn tödten könne. Der Bursch, dem der Hahn erlag, hat dann bei der Verspeisung des gekochten Hahnes und der „Flöckn" den Vorsitz. Die Musikanten sind dazu geladen. —

Nächtliches Arbeitsfest.

Mägden wird außer dem Geldlohne das Erträgniß eines bestimmten Stückes Feld an Flachs zugewiesen. Saat und Pflege besorgt der betreffende Hausvater. Kommt aber die Zeit, wo der Flachs aus dem Boden zu raufen, ('s Flöxräffä),

vom Samen zu befreien ('s Flôxriff'ln), zur nöthigen Dörrung auf ein Stoppelfeld oder eine Wiese auszubreiten ('s Flôrbröit'n), einzudörren im Ofen und dann zu brechen ist ('s Dirrn und 's Brächä); so bleibt die Verrichtung dieser Geschäfte ganz den Mägden überlassen. Dazu reicht aber die Tageszeit nicht aus, welche der Hausherr ganz in Anspruch nehmen muß. Dieser Uebelstand, nach den schwersten Tagesanstrengungen auch die Nacht hindurch ohne Ruhe und Rast arbeiten zu müssen, wird aber durch eine erheiternde Sitte nicht nur gehoben, sondern zu einem jedesmaligen Feste. Die Magd, welche eine Nacht für die genannten Arbeiten benützen will, ladet alle andern Mägde des Dorfes zur Hilfe ein; diesem Rufe folgen nicht nur diese, sondern auch alle Töchter der Hausbesitzer. Sobald diese Mädchenschar das Feld erreicht hat, und an das Geschäft geschritten ist, beginnen sie im vollen Chore Gesang. Dieser ist kaum angestimmt, so lassen sich erst einzeln, bald von allen Seiten des Dorfes her jauchzende und singende Burschen hören. Sie versammeln und bewaffnen sich und ziehen zum Felde als Bedeckungskorps der Mädchen hinaus. Daselbst aber ist es Keinem erlaubt, das Feld zu betreten. Daher lagern sich die Burschen am Rain vor das Feld, zünden Wachfeuer an, und singen nach ihrer Art Kriegslieder, denen die Mädchen schäkernde erwiedern.

Burschengesang:

Säkrä, wea täd sö drö,
Rüarat uis d' Deandlä r ö?
Dös wä köä klöänä Gschböas —
Dem wearat höas!!

Mädchen drauf:

Hrennats wôl ôll dafô,
Käm nô da bluadô Mô!
Dôs wä da rächtô Gschböas —
Wearat eng höas?

Burschen.

Kennt ma ruis Leidla r äf,
Môchmä Sôldöt'n-Sträf;
As deaf uns kôä frema Bua
Zôn Deandl'n dazua.

Mädchen.

Kâments nô, wä schô recht!
Schmôzatmä, tädmä recht!
Dôß eng fôdruiß'n meid,
Brennä wei's Leid.

Aehnliche Lieder werden neckend fortgesetzt. In Zwischenpausen des Gesanges erzählt ein Bursch eine schauervolle Gespenster- oder Teufelsgeschichte laut, daß man sie allgemein hören kann; je greller, um so lieber. Geschichte und Nacht wirken tüchtig auf die Nerven, und das absichtliche, seltsame Pfeifen, Knurren, Quitschen, Murren und Keuchen der Burschen während der Erzählung, die dazu Gelegenheit hinlänglich darbietet, würzt die abenteuerliche Sagenspeise. Bei den schauerlichsten Stellen, wo von den Wachfeuern jede erhellende Flamme unterdrückt und das Gräßlichste aufgeboten wird, ist es eine sehr erleichternde Wohlthat für die Mädchen, ohrzerreißend aufzuschreien. Hierauf verjagt der erste Scherz wieder elektrisch rasch alle Angst, und wenn Burschen und Mädchen einige Zeit aus der

Univ. Bibl. München

Entfernung zu und durch einander konversirt haben, erheitert wieder Gesang.

Ist der Flachs aus dem Boden, so wird ein Wagen geholt. Mittelst Laternen bindet man Garben, welche die Mädchen bis zum Rain tragen und den Burschen zuwerfen können, ohne ihnen ganz nahe zu kommen. Ist aufgeladen, so leitet ein Bursch den Wagen fort, die Mädchen umringen ihn singend und in einiger Entfernung folgen die jubelnden Burschen. Zu Hause wird in eine Scheune der Flachs abgeladen, aber nur von den Burschen, während die Mädchen ruhend sich um die Scheune lagern, wie wachhabende Amazonen, und den Burschen die nun für sie beginnende Arbeit des Abstreifens des Flachssamens mittelst Eisenkämmen angenehm machen durch Gesang. — Die folgende Nacht kommen wohl alle Mädchen wieder, aber es darf nur Ein erwählter Bursch erscheinen, um den Flachs hinauszuführen auf das Stoppelfeld oder die Wiese, wo dieser ausgebreitet wird. Beim späteren Brechen des Flachses erscheinen wieder alle Mädchen und alle Burschen, letztere in einem Umkreis um die ersteren sich lagernd. — So hat die Sitte für Unterhaltung, Sittlichkeit und Erleichterung der Mühen und Plagen gesorgt.

Der Drescherschmaus ('s Ȯsdrȯschats).

Am Tage, wo man mit dem Dreschen des Getreides zu Ende kommt, feiert man einen großen Schmaus. — Sind die letzten Garben auf die Tenne gelegt und gehörig leer gedroschen, so stürzen die Drescher aus der Scheuer nach einem etwa hundert Schritte entfernt liegenden Brett, worauf sie

taktmäßig wie auf Stroh mit ihren Dreschflegeln schlagen. Auf ein Zeichen eilen Alle, nachdem jeder seinen regelmäßigen Schlag noch geführt hat, zurück in die Scheuer, unter Schreien und Lachen, binden in aller Eile das letzte auf der Tenne liegende Stroh zu Garben, und wer der Unbeholfenste und Letzte ist mit Zustandebringung seiner Aufgabe, der muß den ganzen folgenden Tag und während des festlichen Abends die Zielscheibe alles Scherzes sein. Spottnamen regnen über ihn her. — Indeß siedet und brät die Hausfrau beinahe den ganzen Tag, und soviel sich aus Mehlkasten, Schmalztiegel, Rahm, Milch, Obst, Käse, Geflügel — kurz aus ländlicher Hauswirthschaft herausformen läßt für eine reichliche Tafel, wird und muß bei dieser Gelegenheit erscheinen. Mit einbrechender Nacht beginnt der Schmaus, und die Freude streift fast an Ausgelassenheit, wenn noch dazu reichlich gutes Bier herumgereicht wird. Die Hausfrau schickt wohlangefüllte Teller den Freunden und Nachbarn ins Haus. Die Jugend des Dorfes kommt aber „äf's Ôfäschüßlhrökä." — Plötzlich rückt nämlich ein Teller oder eine Pfanne von außen auf das Fenster, und eine Hand zieht sich zurück. „A Göst! A Göst!" rufen die Schmausenden im Zimmer. Das Geschirr wird hereingenommen, mit Speisen gefüllt und wieder hinausgestellt. Die Hand kommt sachte wieder und holt die Gabe weg. Will sich der Empfänger kennen lassen, so springt er herum vor dem Fenster unter freudigem Ausruf:

„Tirä! Tirä! Jucheissa! Tirädö!
Hô Keichäl, Nudl — ëwä kôän Hrädö.
Da Höistöffl-Girgl is eng dônkbalä gsinnt,
Ea r ißt, döß eäm da Söft vöm Möl öwährinnt. —

(Tira! Tira! Jucheissa! Tirade!
Hab' Kuchen, Rudi — doch keinen Rettich.
Hansſteffen-Görg*) iſt euch dankbar geſinnt,
Und iſt, daß vom Mund ihm das Fett hinabrinnt!)

Hat ein Burſch kein Geſchirr bei ſich, ſo ſtellt er gewöhnlich nur ſeine kleine lederne Wirbelmütze auf das Fenſter. Wird die Mütze erkannt und der Eigenthümer taugt für einen Spaß, ſo gießt ihm die Hauswirthin zuerſt Zwetſchkenröſter in die Mütze, legt darauf erſt Liwanzen, Kuchen, Semmelſchnitten u. dgl. — Einen Spaßvogel, dem dieſe Poſſe bei ſolcher Gelegenheit geſchah, hörte ich einmal folgendes Selbſtgeſpräch führen. Er hatte ſich mit ſeiner ſpeiſeſchweren Ledermütze in den nahen Garten geflüchtet, um ungeſtört eſſen zu können. „Himml is dös ä 'n Öſſn!" begann er; „dea Keichäl — jeßkaßl, wei guat! Känt mö dadrößln drön! Jeſſas! a Hriwänzö ä dabä! — Wei gſchmölzn dea wiedä r is! — Au — ä Semmlſchnidl — Hölt! Säkrä! Säkarä! wös kimt denn dö fürä Mätſch?"**) — Dabei ließ er die Mütze fallen, denn er hatte in den Zwetſchkenröſter gegriffen. —

* * *

Aehnliche Feſtabende feiert man nach Beendigung der Ernte; und wenn man mit dem Brechen des Flachſes zu Ende kam; letzteres heißt: „Da r ölt Mä."

*) Hier nennt Jeder ſeinen eigenen Namen.

**) „Himmel, iſt das ein Eſſen!" begann er — „dieſer Kuchen — ach, wie gut! Könnt' mich erſticken damit! Jeſſus! Liwanzen auch dabei! — Wie ſchmalzig der wieder iſt! — Sieh da! eine Semmelſchnitte — — Halt! Teufel! Alle Teufel, was kommt denn drunter für ein Matſch?" — —

Hirtenbrauch.

Einige Tage vor dem ersten Mai macht der Dorfhirte die Runde in allen Bauernhöfen, mit einer Feile versehen, und fromm gerüstet mit erbaulichen Kraftgebeten. Er wird in jedem Hause mit einer Art Hochachtung diesmal empfangen und bewirthet, worauf er an sein Geschäft geht, welches ihn herführte. Er verlangt den Stall und die Rinder zu sehen. Der Hauseigenthümer öffnet, und der Hirt betritt mit entblößtem Kopf die Schwelle, wo er stehen bleibt und die frommen Grußworte spricht:

„Pfeits Gôt! dô̊ Kälwlâ, Ô̊rlâ, Hrô̊ßlâ ô̊llô̊,
Dô̊ Hâißlâ, Schäfflâ, weis dö sân,
Wenn Ä̊bbâ schôdn wôllt, strôf den Lô̊llô̊,
Mia wiss'n ö, dô̊ß d' Lä̊d gean nä̊dô̊ hân."

(B'hüt' Gott! die Kälber, Oechslein, Rößlein alle,
Die Füllen, Schäflein, wie sie da sind,
Wenn Jemand schaden wollt', o straf' den Lümmel,
Wir wissen ja, daß die Leut' gern neidisch sind.)

Hierauf nimmt er die Feile, stumpft damit die während des Winters sehr scharf gewordenen Hornspitzen der Rinder, und untersucht als praktischer Thierarzt die Gesundheit jedes Einzelnen. Nach dieser Operation wird Weihwasser durch die Räume des Stalles gesprengt. Indeß haben sich Zuschauer und Zuhörer vor dem Hause gesammelt, die begierig den Augenblick erwarten, bis der Hausvater seine Herde Stück für Stück heraus- und vorführt, um die Anwesenden über seine Zucht während des Winters urtheilen zu lassen. Der Gegen-

ſtand kommt unter den Verſammelten mit großer Lebhaftigkeit zur Sprache. —

Am erſten Mai gibt es ſchon um die Zeit des Sonnenaufganges lärmende Bewegung in dem Dorfe. Jeder Hausvater läßt ſeine Herde vor das Haus treiben, damit ſie die erſte Freude der Befreiung von Ketten austoben könne. Das Läuten der Halsglocken und „Hröllin"*) erfüllt die Luft, vermengt mit luſtigem Blöken der Rinder und Meckern der Schafe und dem Zuruf der aufſichtführenden Dorfbewohner. Von dieſen führt Jeder eine „geweihte Ruthe" in der Hand, die aus einer Birkengerte beſteht, welche gegen das Ende mit einem Strauß aus am Palmſonntage geweihten Palmzweigen, wilden Staudenfrüchten (Hôawuzl ꝛc.) und Blumen geſchmückt iſt. Der Glaube ſchreibt dieſen „heiligen Ruthen" eine wunderbare, ſchiedsrichterliche Kraft zur Trennung des kämpfenden Hornviehes zu. Auch ſoll der Schlag mit ſolcher Ruthe das ganze Jahr ein Hausthier vor tödtlicher Verwundung ſchützen.

Um ſechs Uhr früh findet ſich der Hirt des Dorfes vor dem letzten Hauſe ein. Sein erſtes Ankündigungszeichen ſind drei Stöße in ein langes Rohr aus Baumrinden. Auf dieſes Zeichen ertönt allſeitig der Ruf: „In Gôtts Nôm, da Heitâ träde ôs!" (In Gottes Namen, der Hirte treibt aus!) Jetzt werden die Schafe dem dahertreibenden jungen Hirten zugejagt. Kaum hat dieſer mit der Schafherde das Dorf verlaſſen, ſo knallt von demſelben Platze, wo früher die Rohrtöne klangen, ein kurzer, aber ſtarker Patſchentuſch. Nun beginnt ein

*) Blecherne Kugeln mit zwei kleinen Rundöffnungen, worin ſich einige runde Steine befinden, die bei jeder Erſchütterung durch Hin- und Herrollen ein Getöſe erregen.

Treiben, ein Wehren und Trennen, Geschrei von Menschen und Brüllen der kämpfenden Rinder. Hier muß ein wüthender Stier gebändigt, dort zwei bereits im Kampf begriffene Kühe getrennt und hier wieder der Ausbruch eines Kampfes verhindert werden. Die wildbewegte Herde wird bunt durchkreuzt von den friedestiftenden Dorfbewohnern, und die heiligen Ruthen durchfechten rauschend die Luft. Erst nach und nach verlieren sich die Dorfbewohner aus der Herde und überlassen die fernere Wache dem Hirten. Ein Schauspiel fesselt nun die Gegenwärtigen. Unter der Herde befinden sich zwei gewaltige Gemeinde-Stiere (Bummln), welche jährlich abwechselnd zwei andere Hausbesitzer zu nähren verpflichtet sind. Die zwei Stiere werden jetzt zum Zweikampf gereizt. Er ist oft anhaltend und blutig. Den Sieger nennt man den König der Herde. Der Zweikampf wiederholt sich an demselben und folgenden Tage noch häufig. Der Eigenthümer des Siegers thut sich in seiner Freude nicht wenig zu Gute. —

„'s Christkindlodat'n."

Am Vorabend der Christnacht belebt man die Phantasie der Kinder mit einem lieben, frommen Bilde vom Christuskindlein und dessen Wirken. Man sagt, es komme da alljährlich mit den ersten Dämmerungen der heiligen Nacht Christus als verklärtes Kindlein durch die Luft, sitzend in einem kleinen, goldenen Wagen, gezogen von zwei weißen, muthigen Pferdlein. Fromme Sonntagskinder oder auch vorzüglich begnadigte und gute seien so glücklich, die Erscheinung zu sehen. Die Milde des kleinen verklärten Christus soll unbeschreiblich sein. Die Pferdlein, über

jede Vorſtellung edel gebaut, ſollen verſtändig ſein wie Menſchen, und ſo lieblich mit einander plaudern während ihres Trabes durch die Luft, daß man lange darnach, wenn man ſo glücklich war, ſie reden zu hören, die ſchönſte Muſik vor irdiſcher Rauheit nicht anhören kann. Die Zähne der Pferdlein beſchreibt man wie vom ſchönſten Elfenbein geformt. Das wunderbare Gebiß ſei aus dem feinſten Gold, die Zügel zwei Sonnenſtrahlen, die Hufe mit Kronengold beſchlagen, deren Auftreten, wie das Bewegen der Wagenräder harmoniſch klingend die dadurch geweihten Lufttheilchen zermalme. Im Wagen befände ſich (in jenen Gegenden vorkommendes, wachſendes oder kaufbares) Obſt: Aepfel, Birnen, Nüſſe, Feigen, Mandeln, Roſinen u. ſ. w. nebſt dem beſten, bekannten Gebäck. Dieſe den Dorfkindern unſchätzbaren Sachen ſeien für gute Kinder als Geſchenke in kommender Chriſtmitternacht beſtimmt, wo Himmel und Erde des Jeſuskindleins Geburtsandenken feiern. Aber auch Ruthen, Erbſen, Schwarzbrod u. ſ. w. enthalte der Wagen für unfolgſame, ſchlimme Kinder. Und ſo komme denn der kindliche Heiland ſchon in den erſten Dämmerungen der heiligen Nacht, um ſich anzukündigen bei guten und ſchlimmen Kindern. Deßhalb muß um dieſe Stunden Alles ruhig und andächtig ſein im Haus, wo möglich verſammelt in der Stube; die Kinder aber, gekleidet wie am wichtigſten Feſttage, müſſen ihre Gebete, ſo viel ſie auswendig wiſſen, laut herſagen, knieend, wenn ſie erwachſener, auf dem Elternſchooße ſitzend, wenn ſie noch klein und zart ſind.

Bei der Annäherung des Chriſtkindleins, belehrt man die gläubigen Kleinen, entfliehen alle böſen Dinge aus dem Hauſe, in welchem Winkel oder Gegenſtande ſie verborgen ſein mögen, daher, wenn Alles ſtill und andächtig horcht, man Tiſche und

Käſten leiſe ſchnalzen, das Licht kniſtern hört und wanken ſieht, als ob ein Luftzug die ausgeſtoßenen böſen Geiſter durch alle Oeffnungen und Spalten des Hauſes wehe; die Fenſter laufen leicht an, und ein wunderbares Summen, Rauſchen, Singen und Klingen werde Begnadigten hörbar, das ſich ſo lange verſtärkt, bis es Alle hören können, wo es endlich zum Ton einer kleinen Glocke geworden ſei. Dieſer Schall deute an, das Chriſtkindlein ſteige aus dem goldenen Wagen, laſſe die Pferdlein raſten, und wolle den Kindern andeuten, welche Geſchenke es die Nacht austheilen werde. Dieſem frommen Mährchen zu Liebe kaufen die Mütter Geſchenke, welche ſie ſorgfältig vor den Augen der Kinder verbergen, beauftragen Jemand, der in der Familie nicht leicht vermißt wird, daß er im Augenblicke, wo das Chriſtkindlein ſich melden ſoll, vor der Stubenthüre mit einem Glöcklein zwei bis dreimal klingle, dann die Thüre ſo weit öffne, daß er mit einer Hand, die mit Goldpapier überklebt iſt, die beſtimmten Geſchenke hineinwerfen könne. Wie das Glöcklein vor der Studenthüre zu klingeln beginnt, fangen die Kinder an, ſo laut als möglich zu beten.

Die vermeinte Nähe des Chriſtkindleins regt eine Art heiliger Begeiſterung in den Kindern an, vermengt mit der Begierde, die goldene Hand zu ſehen, und die Geſchenke aufzufangen. Nun erſcheint dann einige Male die goldene Hand, und wirft Fluthen von Geſchenken herein, wornach die losgelaſſenen Kinder mit dem Jubelruf des Entzückens ſtürzen, und nach Möglichkeit viel zu erhaſchen ſuchen. Wehe aber, wenn eine kleine Ruthe oder Erbſen oder ein Stücklein Brod mit hereinfliegt.

Entſetzt und weinend weichen die Kinder zurück. Mit dem Einen oder Andern muß das Chriſtkindlein nicht zufrieden

ſein, und wird alſo, wenn es um Mitternacht zurückkommt, dem Gemeinten eine Ruthe, Erbſen und Brod in den Geſchenkteller legen. Die Ruthe bedeutet, daß das ſchlimme Kind Züchtigung verdiene; Erbſen ſollen gebraucht werden, um das Kind bei Ungezogenheiten darauf knien zu laſſen, und das Brod, daß es am Tage ſolcher Vergehen nur Brod ſolle zu eſſen bekommen. Kinder, die zu klein ſind, um am Boden von den hereingeworfenen Geſchenken etwas wegzuhaſchen, werden von der Mutter betheilt, indem dieſe vergeblich nachſieht, ob das Chriſtkindlein für die Kleinen in der Kammer oder auf dem Boden beſondere Geſchenke zurückgelaſſen habe, die ſie denn wirklich auch immer findet. —

Vor dem Schlafengehen ſtellt jedes Kind auf einen Tiſch in der Schlafkammer ſeinen Teller, um Chriſtkindleins Geſchenke darin am andern Morgen zu finden. In ſolcher Chriſtnacht erinnere ich mich, daß ich einmal, von dem Mährchen fantaſtiſch aufgeregt, nicht ſchlafen konnte, und in frommer Begeiſterung das Erſcheinen des geſchenkebringenden Jeſuskindes abwarten wollte. Gegen Mitternacht hörte ich eine Thüre leiſe knarren, und richtete mich ein wenig auf, um zu ſehen, ob das Chriſtkindlein kommen werde? Ein Lichtſchein, der aus der Nebenkammer fiel, wohin die eben ſich öffnende Thüre führte, machte, daß mein Herz in ängſtlich froher Haſt zu klopfen begann, denn ich meinte den heiligen Nimbus Chriſti zu ſehen. Allein gleich darauf ſchlich meine Mutter heraus, ein Licht in der Hand und einen Korb am Arme. Mit leiſer Stimme rief ich: „Muadarl, is 's Kriſtkindl dö gwöſt?“ Verlegen und ohne zu antworten, zog ſich die Mutter ſchnell in die Nebenkammer zurück, und machte die Thüre wieder zu. Ich konnte hören, wie ſie drinnen mit dem Vater

leiſe ſprach und kicherte. Aber ohne weiter ein Geräuſch zu machen, legte ich mich wieder zurück und glaubte, die Mutter ſei herausgekommen, um das Chriſtkindlein zu ſehen und zu ſprechen. Ungefähr nach einer Viertelſtunde hörte ich die Thüre wieder knarren, der Lichtſchein drang wieder aus der geöffneten Thüre. Ich hörte noch in der Nebenkammer ſagen: „Ei weanz ſchlöffä!“ — Die Mutter trat heraus. Aber gleich war mein Kopf wieder in der Höhe, und ich fragte: „Muadarl, kimt 's Kriſtkindl eiz?“ — Roth vor Verlegenheit und unterdrücktem Lachen, zog ſich die Mutter ſchnell wieder zurück, und das leiſe Gekicher und Reden erneuerte ſich in der Nebenkammer. Gleich darauf kam der Vater heraus mit einem Licht, ſtellte dieſes auf den Tiſch mit den Geſchenktellern und ſagte zu mir, indem er mich aus dem Bette hob und in die Nebenkammer trug, damit ich bei ihm ſchlafe: „daß das Chriſtkindlein nicht kommen würde, wenn ich wach bliebe und zuſehen wollte.“ Ich verklagte die Mutter, daß wahrſcheinlich ſie das Chriſtkindlein zu kommen hindere, denn ſie ſei gar mit einem Lichte gekommen, um es anzuleuchten, und mit einem Korbe, um ihm all ſeine Geſchenke abzunehmen. Während ich mit dem Vater ſo verhandelte, war die Mutter hinausgeſchlüpft und vollbrachte des Chriſtkindleins Beſcherung.

Neujahrsgratulation ('s Nuigöhrgrätalian).

Die Art, ſeinen Neujahrswunſch zu bringen, und die Sorge, nicht der Letzte im Hauſe zu bleiben, der gratulirt, gewährt eigenthümliche Unterhaltung. —

Erwacht z. B. ein Knecht zuerſt vor Tagesanbruch, ſo macht er ſich ſachte auf und zum Bette des Mitknechtes, ſtößt ihn leicht an, und wenn der ſich murt, raunt er ihm in's Ohr:

„Brûaderl! Nuis Göhr! Nuis Göhr!
's Kriſtkin'l liegt im Krôſtnhêêr; —
Lôngs Lô'm, lôngs Lô'm,
Und an Bâdl vôll Gäld danô'm!"

(Brüderl! Neu's Jahr! Neu's Jahr!
Chriſtkindlein liegt in krauſem Haar; —
Lang's Leben! Lang's Leben,
Und einen Beutel voll Geld daneben!)

Der geweckte Knecht fährt auf, und ſtottert ſchlaftrunken: „Äh! — Wôs t — Nuis Göhr — Säkrâ! biſt ma r ô ſoakemmâ t'" *)

„Biſt ſtad!" ſagt der andere weiter; „möch dô ôſſâ r ôs 'n Bôrt, wôk du d' Diana **), i wôk 'n Bôâ ***) und d' Bâren ****)."

Einer ſtellt ſich ſogleich an die Thüre, hinter der die Mägde ſchlafen, der Andere wartet vor der Kammerthüre des Hausherrn auf das verabredete Zeichen. Plötzlich pochen beide heftig und rufen: „Lâdlâ †)! nuis Göhr!" — Kaum ſind dieſe Worte ertönt, ſo regt ſich's wie elektriſch in allen Ecken.

Der Sohn. Bôderl, nuis Göhr!

Die Mutter. Beim'l, nuis Göhr! -

Der Vater. Kinlâ und Muaderl, nuis Göhr! — Kriſtkin'l —

*) zuvorgekommen. **) Diener. ***) Bauer. ****) Baurin. †) Leutchen.

Geschrei. Bådt voll — lõngs Lõ'm — Krõstnhõõr — und an Bå — danõ'm — —" Und schon ist die Glückwünschungsformel in tausend Silben zerrissen. Der Lärm weckt den Nachbar, der Nachbar den „Mirtl," der Mirtl den „Bår" (Veit) — da Bår 'n „Kristi'l" — da Kristi'l „'n Glõåmichäl" — da Glõåmichäl „'n Schitznwä'mhõnnas" — und deå 'n „Heitgõngå!" u. s. f.*) —

Wo sich zwei am folgenden Morgen ansichtig werden, müssen sie die Glückwünschungsformel wiederholen. Verliebte werden beim Glückwunsche roth; Feindselige schauen sich dabei gegenseitig auf Halstuch und Brustknöpfe; Geschwister kichern; Aeltern haben Thränen im Aug', und die zwei letzten Verse der Gratulationsformel erleiden dabei entsprechende Aenderungen. Man wünscht einer Jungfrau:

„Lõngs Lõ'm, lõngs Lõ'm,
Und an schei'n Mõ danõ'm!"

(Lang's Leben, lang's Leben,
Und 'nen schönen Mann daneben!)

Dem Burschen:

„Lõngs Lõ'm, lõngs Lõ'm,
Und a schei's Wå danõ'm!"

(Lang's Leben, lang's Leben,
Und ein schönes Weib daneben!)

Die neckende Schwester dem Bruder:

„Lõngs Lõ'm, lõngs Lõ'm,
Und hüsch viel Schlõ danõ'm!"

---

*) Wirklich bestehende Namen in den Dörfern Friedrichsthal und Hirschau.

(Lang's Leben, lang's Leben,
Und recht viel Schläg' daneben!)

Der Mann seinem Weib:

„Lönĝs Lö̊'m, g'sund's Lö̊'m,
Und ö̊ll mâ Lîa danö̊'m!

(Lang's Leben, lang's Leben,
Und all meine Lieb' daneben!) u. s. f. —

Namenstagsgratulation ('s Drößl'n).

Kinder gratuliren den Eltern, Eltern den Kindern, Geschwister, Verwandte, Nachbarn unter einander auf eine und dieselbe Art. Der Namenstags-Patient (man darf den Armen wohl mit Recht so nennen, der seinen Namenstag erscheinen sieht) wird von dem Gratulirenden raschlings angepackt, am Halse mit beiden Händen umspannt, gewürgt (aber sachte) und gekitzelt unter immerwährendem Zuruf: „Wôs köist mâ? Wôs köist mâ?" *), bis es dem Keuchenden gelingt, ein Versprechen hervorzustottern. Ist das geschehen, so ist der Begratulirte frei, und die Gratulation zu Ende. Ein am Halse Kitzlicher, besonders ein Vater von vielen Kindern, die ihn am Namenstage wie eine wilde Herde überfallen, und kitzeln und kneipen am Halse, rechnet den Namenstag zu den Leidenstagen im Fegefeuer. Daher geschieht es nicht selten, daß man Vater oder Mutter auf der Flucht einholen, oder aus einem Versteck ziehen muß, um gratuliren zu können. Die Versprechen

*) Was versprichst Du mir?

müssen nicht nothwendig erfüllt werden. Diese Art, glückzuwünschen, heißt: „'s Drößl'n."

Das Schönheit- und Stärketrinken

('s Schei- und Stirktringä).

Am „Gehôistö" (St. Martin) versammeln sich Burschen und Mädchen in jedem Dorfwirthshause, um zu trinken. In dem Maße, als man dem Getränke zuspricht, trinkt man sich Schönheit und Stärke an. Damit jedoch bei Mädchen die zu lebhafte Sucht nach Verschönerung nicht zu weit verführe, bewachen Eltern dieselben, ohne gerade durch Strenge den Scherz zu stören. Burschen wohl lassen manchmal ein Beispiel an ihnen erleben, daß sie vor Eifer, Stärke anzutrinken, sich unter den Tisch trinken.

D' Luzia.

Ich weiß nicht, ob die heilige Luzia noch in irgend einer andern Gegend außer am Böhmerwalde zu einer strafenden „Wauwauin" herhalten muß. Es scheint, als wollte man auch aus „Wauwau" und „Wauwauin" (Nikolo und Luzia) ein Paar machen. Nikolo ist fast überall Kindern bekannt und furchtbar. Am Böhmerwalde erscheint er in keinem bestimmten Kostüm. Einmal sah ich ihn mit einem Leintuche umhüllt, und mit übermehltem Gesicht; auf dem Kopf saß ein eigens zur Mütze eingedrücktes Kopfkissen, und in der Hand hielt er eine Ruthe. Sein Erscheinen schreckte die Kinder,

und auf seinen Ruf: „Willst bet'n?“ stürzten alle betend in die Knie. Hierauf rollte er ihnen Obst am Boden zu, und ging ab. — „D' Luzia“ ist den Kindern eine viel drohendere und gefürchtetere Erscheinung. Sie soll schlimmen Kindern den Bauch aufschlitzen und Stroh und Kieselsteine statt der Gedärme hineinlegen, dann den Bauch wieder zunähen. Ihre Gestalt zeigt sich verschieden. Ich sah sie einmal als Ziege, mit überbreitetem Leintuch, und durchstehenden Hörnern, von einer Art Nikolo geführt. — Sie ermahnte zum Beten, theilte Obst aus, und drohte übler Aufführung die erwähnte Strafe. —

Am Palmsonntage.

Am Palmsonntage läßt jedes Haus nebst wilden Palmzweigen auch noch zwei bis drei hartgesottene, in der Mitte durchschnittene oder an der Spitze bloß aufgebrochene, rothe Eier (Sôdlasöiâ), Salz, ein Stück „Flöck'n“ in der Kirche weihen. Man bringt diese Dinge in einem Glase zur Weihe, und öffnet während dieser das Glas. Zu Hause verschlingt jedes Glied der Familie, ohne sie zu beißen, mehre der Palmkätzchen (Pôlmkädlâ); dann werden die geweihten Eier zerstückt und vertheilt, die Empfänger aber wechseln wieder unter einander die Stücke, die gegessen werden, um sich vor Verirrungen zu bewahren. Als Würze dient das geweihte Salz, als geweihter Nachbiß das Stückchen „Flöck'n.“ —

Leichenbrauch.

Iſt ein Menſch dem Sterben nahe, ſo wird an deſſen Haupte mit einem kleinen Glöcklein leiſe geläutet, damit die ſcheidende Seele, gelockt durch die ſchwebenden Töne, noch einige Augenblicke auf der Erde in der Nähe des erſtarrenden Körpers verweile. Die Verwandten und Nachbarn ſtehen feierlich betend herum, nur vom Weinen der Angehörigen unterbrochen. Iſt der Tod unverkennbar erfolgt, ſo läutet man mit dem Glöcklein weiter weg, immer etwas weiter weg vom Todten, dann zur Thüre hinaus, und einmal um das Haus herum, damit man ſo die Seele auf ihrem Scheidungszuge geleite. Hierauf wird ein Bote geſchickt, mit der Dorfglocke das Abſterben zu verkünden. Der Todte wird gewaſchen und im Leinwandhemde auf ein paſſend langes, glatt gehobeltes Bret (Toudnbröd) gelegt, mit einem großen, feinen Leinwandtuche ganz überbreitet, und neben ſeinen Kopf eine ewige Oellampe geſtellt nebſt einem Glas Weihwaſſer, worin man ſechs bis ſieben zuſammengebundene Kornähren taucht. Während die Dorfglocke den Tod verkündet, wird das Stroh, welches die Tiefe des Bettgeſtelles des Verſtorbenen ausfüllte, unweit des Hauſes verbrannt. Wer die Glocke hört oder das Todtenfeuer ſieht, betet für die abgeſchiedene Seele. — Nach und nach kommt man, die Leiche zu ſehen. Man nähert ſich derſelben, ergreift die in das Weihwaſſer getauchten Kornähren, beſprengt damit von Kopf bis zu den Füßen das überbreitete Leichentuch, kniet dann nieder, einige Augenblicke zu beten, und ſchlägt nun erſt das Tuch bis an die Bruſt des Todten herab. Die jugendlichen Leichen werden mit Heiligenbildern und Kunſtblümlein, ſo

weit nur Platz dazu ist, überdeckt. Im Namen weiblicher Leichen wird das ärmste, älteste Weib in der Gegend herumgeschickt, den Tod und Tag des Leichenbegängnisses anzusagen; im Namen männlicher Leichen der ärmste Greis, und dieser Todesbote wird in jedem Hause reichlich beschenkt. Die drei Nächte, welche der Todte im Hause liegt, kommen abwechselnd alle älteren Bewohner des Dorfes, um da bei der Leiche wach zu bleiben, Kränze und sonst Nöthiges zu besorgen, und die betrübten Angehörigen zu trösten und zu zerstreuen. Daher auch mitunter recht lustige Geschichten erzählt und Scherze getrieben werden.

Ein Winterabend.

Ein Winterabend.

Spinnerinnen, Poſſen, Romanze, Erzähler.

Den ganzen Winter hindurch iſt es Sitte, daß während des Tages die Mädchen ſich in einer Bauernſtube verſammeln, jedes mit Rocken und Spinnrad. Täglich wird der Sammelplatz gewechſelt, doch gibt es gewiſſe Häuſer in jedem Dorfe, wo die Zuſammenkünfte am häufigſten gehalten werden. Es liegt der Grund in der größeren Beliebtheit der Hausfrau oder Haustochter, oder in der unterhaltenden Laune des Hausvaters. Um neun Uhr früh iſt die Verſammlung vollſtändig, um zwölf Uhr geht ſie auseinander, um Mittagmahl zu halten, und nothwendige häusliche Geſchäfte zu beſorgen. Spinnräder und Rocken werden zurückgelaſſen. Gegen zwei Uhr Nachmittags kommen Alle wieder zuſammen. Um dieſe Zeit finden ſich auch die Burſchen zahlreicher ein, als Vormittags, theils um den Spaß nicht zu verſäumen, wie die Mädchen die Räderſchnur entknüpfen, die ſie denſelben während ihrer mittägigen Abweſenheit in unzählige Knoten verknüpft haben, theils wegen größerer Muße-zeit. Die Unterhaltung beſteht während des

Tages in lustigen Schäkereien, besonders aber in Gesang. Die Spinnerinnen sitzen auf den Wandbänken herum, und bei großer Anzahl auch auf Stühlen mitten im Zimmer, die Burschen um den Tisch und auf der Ofenbank. Lustige und traurige Lieder wechseln, in die alle Anwesenden einstimmen. Ich will hier auch eine kurze Romanze anführen, die blos gesprochen wird.

„Hâz Rittâ mô̊ sprengts denn ô̊llô̊ Tö
Ăf engân trô̊arăn, schwô̊ărz'n Rô̊ß,
Fúrâ ô̊s engân fô̊wôrnâ Grö †),
Ăffô̊ in engâ fô̊wuntsch'ns ††) Gschlô̊ß †††)?

Kânt i denn rau͡â und blăm [1]) im Grö,
Wenn durt dô̊s wăßkô̊pfat De͡ânăl [2]) singt,
De͡aft [3]) i's fô̊sâmmâr͡an ôizô̊n [4]) Tö,
Dô̊ß mi͡a nô̊d 's He͡ărz ô̊s dâ Taud'ntrua [5]) springt?

Heid [6]) i sched ô͡âmô̊l dô̊ guldânô̊ Frăd [7]),
Ăf mân trô̊arô̊n Taud'nhrit,
Brăd [8]) i's sched ô͡âmô̊l sô̊ wăd: [9])
Gâng̊ [10]) mâ dô̊s wăßkô̊pfat De͡ânăl mit!" —

Abends füllt sich die Stube immer mehr. Ein Erzähler nimmt seinen Platz ein unter den Burschen und Männern am Tisch, und nun beginnen Mährchen, Volkssagen, Erzählungen, die man mit der allgemeinen Benennung: „Mä'ln" bezeichnet. Man rückt näher, stemmt begierig das Kinn über die auf dem

---

†) Grab. ††) verzaubertes. †††) Schloß. 1) bleiben. 2) weißköpfige Mägdlein. 3) Dürfte. 4) einzigen. 5) Sarge. 6) Hatte. 7) Freude. 8) Brächte. 9) weit. 10) Ginge.

Tiſche liegenden Fäuſte, gruppirt ſich nach eigenthümlicher Gemüthsſtimmung. Je ſchauerlicher die Erzählung iſt, je mehr die Kinder ihre Füße auf die Bank hinauf ziehen, aus Angſt unter dem Tiſche rege ſich ein beſchriebenes Ungeheuer, jemehr ſelbſt Männer auf den Tiſch hineinhauen und ausrufen: „Mä! dös känt mö föſt fält daſchröckä —", deſto lieber wird zugehört. Ich nehme hier an, ich ſelbſt ſei der Erzähler, ſehe mich zur Stubenthür hereintreten, und mit lautem Zuruf empfangen: „Fürä dö Säferl! Schöm dö nöd! Lädlär eiz weamä wös hea'n! Däzil! Däzil! Ruckts äffö, Mönä! Deandlä, städ! Städ eiz! Fränzl i wiaf dö öffö, wäſt nöd äfheaſt dä knögatz'n und flennä! — Öllö eiz!"*) — Drauf ſage ich:

Dznägſt: Der blutige Mann,
(Zunächſt: dä bluadö Mö)
ä Mä'l.

Nöchä: Die Hexenmagd,
(Nachher: d' Här'ndlan)
wiedä r ä Mä'l.

Zön Drittn: „'s Schulmuadert,"
wiedä r ä Mä'l.

Endlä: „Des Windes Weinen,"
wiedä r ä Mä'l.

*) Her zu uns, Sepert! Schäm' dich nicht! Leute, jetzt werden wir was hören. Erzähl'! Erzähl'! Rückt zuſammen, Männer! Mädle, ſtill! Still jetzt! Franz, ich werf' dich zur Thür hinaus, wenn du nicht aufhörſt dein Raunzen und Flennen! Allo jetzt! —

Der blutige Mann (dă bluădŏ Mŏ).

Mährchen.

Einſt an einem Sonntag früh gingen die Bewohner eines Dorfes in die entfernte Kirche, und nur Alter und zarte Jugend blieb daheim. Eine Hausfrau übergab die Aufſicht des Hofes einer alten Magd, und zur Wiege befahl ſie einen ſechsjährigen Weißkopf mit den Worten: „Heărzăl! Mă Micherl! Weigſt du dă Schwŏſterl hübſch, ſŏ käf a dăr Öpfală und Läzältl und Bială!“ — Drauf ſprengte ſie Weihwaſſer und ging. Die Magd tunkte ihm Weißbrod in Milchrahm, und Micherl aß und ſang: „Häiŏ! Pumpäiŏ! Täutäuănidl täu! täu!“ und wiegte gar fröhlich und fromm; und wie das Schweſterlein ſchlief, blieb Micherl ſitzen bei der Wiege und ſpielte mit dem alten „Schnŏr,“ dem Hund. Und zur Stubenthür herein kam ein graues kleines Männlein, das am Eingange ſtehen blieb, und allerhand Spielzeug hielt, und klingelte, und lockte: „Gei mit mia, Beiw'l! kim mit mia!“ Micherl ſah und hörte das alles nicht; der Hund knurrte heftig, und ſchlug den Schweif dem Knäblein in's Geſicht und in die Augen, und umſonſt war des Graumännchens Gelock und Geklingel. Aber der unheimliche Gaſt kommt näher, und ruft und klingelt ſtark; der Knabe athmet ſchwer, und weint vor Beklemmung, indeß ſich der Hund heulend anſchmiegt. Dem Knaben zuckt's und flimmert's im Geſicht, wie ein Netz bewegten Spinnengewebes, ein ſüß Ermüden läßt ihn dem Männchen in die Arme ſinken, der Hund, ſterbend, ſtreckt ſich am Boden, und wie um ihr Brüderlein weint das Kind in der Wiege; Blauflämmlein, rothzuckende Funken hüpfen um Diele,

aus und ein durch die Fenster, violette Dunſtwolken qualmen auf und ab; das Männchen wird eine flammende Geſtalt und ſtreut eine Fluth goldner Körner über den ſchlummernden Knaben. Plötzlich in der Kammer betet die Magd:

„Heärgôtl, b'ſchütz uns fêa Täif'l und Leid [1]),
Dôß uns kôa Rhôwâ [2]) ins Hôs enâ geid;
B'ſchütz uns fêa Sünd'n und Wâhnân [3]) wôhl,
D'z Nôcht und âm Tô und im Hôs übarôl!
Hälf, Muadar-Ännerl und Muaderl âm Beär!
Wôs fûarâ Gſchrêa is dôs, wôs fûarâ Gmeär! [4])
Pfôärâ âm Hauôltêr! ſôg'n unſâ Hôs,
Gôg, wâ's dâ Täif'l is, gêg'n uns ôs!"

Wie ſie aus der Kammer in die Stube tritt, lächelt das Kind in der Wiege, der Hund dehnt ſich erwachend, der Knabe liegt ſchlummernd am Boden, und hält ein wundervolles, farbiges Vogelhaus im Arme, und ſeine Wange glüht wie entzündet von ſchönen Träumen; aus den Fugen der Fenſter zieht ſich harmoniſch klingend ein bläulicher Dunſtſtreifen. „Micherlô! Micherlô! wôhea höſt du dôs ſcheinô Vôglhôs, hä?" So weckte die Magd den Knaben, der nun verwundert die Augen aufſchlug, dann aufſprang und mit dem Vogelhaus fortrannte, und von der ſchreienden Magd und dem bellenden „Schnôr" nicht mehr einzuholen war. Der bläuliche Dunſtſtreifen flog und ringelte ſich über ihm und zog ihn wunderſam kräftig fort und fort, bis zwiſchen zwei Kornfeldern am Rain das Dunſtwölklein über den Knaben niederſtürzte, und ihn mit Duft und Blüthen überſchüttete. Der Knabe erblickte ein Neſtlein vor

1) Feuer. 2) Räuber. 3) Geſpenſtern. 4) Lärm.

sich, worin sieben goldene Vöglein mit glänzenden Flügeln ihm entgegensangen, und freiwillig in seinen goldenen Käfig hüpften. Und wie er so freudig dasaß, hörte er plötzlich ein Brausen und Summen, wie ein Schwarm wüthiger Bären brummt's ringsher, die reifen Kornähren tönen wie leises Trompeten, im nahen Bächlein schreit's und plätschert's wie schäkernde Mädchen im Bade, und aus dem Walde gellt ein Pfeifen und Fluchen und Jammern, wie wenn von Räubern Wanderer verfolgt würden. Dem Knaben bangt, und zu seinem Schrecken kriecht den Rain entlang daher ein graues Männchen, zottig und blutend am Scheitel und aus der Stirn, und stürzt nach ihm; der Knabe läuft quer durch das Korn; das Männchen wird zu einer grimmigen Wildsau und haut mit scharfen Zähnen nach ihm, und der Knabe weint und schreit: Wödälö! Muadälö! Hälfe's!" Drauf verwickelt sein Fuß sich in den Halmen, und er stürzt. Und statt der Wildsau überfällt ihn ein Bienenschwarm, und zersticht ihm Hände, Nacken und Gesicht; er hilft sich jammernd auf, und eilt weiter und weiter, bis er im Walde müde niedersinkt und einschläft, immer im Arme den Käfig haltend. Die sieben goldenen Vögelein singen ihm vor, so lange er schläft, und als er erwacht, sprechen sie mit wunderbarer Stimme:

„Büblein! Büblein! mach dich auf,
Fern im Morgenlande uns verkauf',
Einem Könige mächtig und groß,
Dort im prächtigen Wunderschloß!"

Der Knabe geht und wandert fort, seine Schritte sind Meilen, und nicht hungert und dürstet ihn, bis er in einem großen Walde brausen, die Bäume zauberhaft sprechen hört,

und zwischen blühenden Zweigen ein goldener Palast hervorschimmert. Die Vöglein singen:

„Macht auf die Pforten hell,
Entflammet Fackeln schnell,
Ihr Diener groß und klein,
Auf! Auf! wir wollen ein!" —

Da springen die Thore klingend auf, tausend bunte Flammen jagen durch den Wald, Zwerge und Riesen, in Gold und Seide gekleidet, jubeln und singen. Ein König, alt und grau, wird aus dem Schlosse geführt, und taumelt mit ausgebreiteten Armen und schreiend dem Knaben mit dem Käfig entgegen, bei dessen Berührung dem Könige sieben blühende Prinzen in die Arme stürzen. Der Knabe sank in tiefen Schlummer. —

Den Tag nach jenem Sonntage schnitt man das Korn und fand den für verloren und todt beweinten Knaben in der Nähe des Raines liegen, im Korn; neben ihm wuchsen sieben goldene Aehren aus dem Boden, die, so lange der Knabe lebte, jährlich nachwuchsen und nur von ihm konnten gepflückt werden. Die sieben Königssöhne hatte ein böser Zauberer des Morgenlandes in die Gegend als sieben Vögelein gebannt, bis sie ein anderer entdeckt und durch den Knaben befreit hatte. Dieser erschien in der Gestalt des Graumännchens in der Bauernstube, der böse Zauberer zeigte sich im Korn zürnend und rächend. — Man schreckt noch immer Kinder mit dem Rufe: „Dä bluadô Mô!" Der gute Zauberer soll noch bisweilen ein Geschenk armen Leuten in der Umgegend finden lassen.

Die Hexenmagd (d' Hăx'ndian).

Eine Sage.

Ein wüthendes Zigeunerweib lief einſt in einem Dorfe ſchreiend und fluchend auf und ab, beſchwor alle Rachegeiſter aus der Luft herab, daß ſie ein Haus, in welchem ſie beleidigt worden war, belagern, die Bewohner deſſelben züchtigen und plagen ſollten. Scheu und entſetzt floh man das Begegnen der Zigeunerin, die vor ihrer Entfernung aus dem Dorfe noch dreimal um das verwünſchte Haus kreiſte, wilde Zauberformeln zwiſchen den Zähnen ſummte und darauf mit dem grimmigen Fluche verſchwand:

Allewig dem Hauſe kein Friede mehr!
Allewig die Herzen hier freudeleer!
Allewig hier Ungeziefers Plagen,
Allewig nur Fluchen und Zanken und Schlagen!
Das Kind empfinde zum Vater Haß,
Neid, Bosheit färb' hier die Wangen blaß,
Und was nicht ſtürzet Zwieſpalt zuſammen,
Das ſetze die Eiferſucht in Flammen.

Die Klügeren lachten, nur der Nerve des Aberglaubens zitterte in mancher Bruſt. Man vergaß aber bald auf die Beſorgniß irgend einer Erfüllung auch unter den Abergläubigſten. Man lebte im Dorfe regſam und froh wie ſonſt, ſchäkerte und ſang, tanzte und liebte. — In einer ruhigen Sommernacht ſchwärmte ein Schwarm Dorfburſchen ſingend auf und nieder im Dorfe. Da ſchien es, als ob jenes Bauernhaus, wie durch und durch mit Oel getränkt, und dann in Brand geſetzt wäre. Praſſelnd reichte die Flamme bis an die blaſſen Sterne, glü-

hend rother Widerschein machte die Luft zu einem blutigen Meere, Menschen, Balken, Steine wurden in die Luft geschleudert, in zahllosem Gewimmel von Katzen und scheußlichen Thieren schoß es in und über den Flammen hin und her, und Jammer mengte sich mit zauberhaftem Gesange. Die Burschen wollten Hilfe schreien und konnten nicht sprechen, gelähmt starrten ihre Glieder, daß sie nicht von der Stelle konnten, um die Dorfbewohner aus den Häusern zu pochen. Ein elektrischer Schlag betäubte plötzlich alle, das brennende Gebäude, das Dorf, Erde, Luft und Himmel, schien knallend zu bersten und in zischende donnernde Trümmer zu zerspringen. — Mit Sonnenaufgang lag jeder der Burschen in seinem Bette, ein leichter Schwindel und traumähnliches Erinnern war ihnen geblieben von dem, was sie in verflossener Nacht gesehen. Man erzählte sich bald überall die wunderbare Erscheinung, und suchte umsonst eine bedenkliche Spur an dem Hause, das man Nachts in vollem Brande gesehen. Die Bewohner desselben gestanden alle, tiefer und sanfter nie geschlafen zu haben als in dieser Nacht. Nur der junge rüstige Hausherr sprach von Träumen, die wüst, — sehr wüst gewesen wären, aber durchaus nicht in seiner Erinnerung zurückgeblieben seien. Er fing an, sein Weib hart anzuklagen, jenes häßliche Zigeunerweib beleidigt zu haben. — Die folgende Nacht versammelte viele Gaffer in der Nähe des verwünschten Hauses. Die Erscheinung wiederholte sich nicht wieder, aber ein Entsetzensschrei drang aus demselben, daß alle vor Schrecken erstarrten, die ihn vernahmen. Wenige wagten es in das Haus zu dringen, und im Nothfalle Rettung zu bringen. Als ein kühner, hübscher Dorfbursch in die Stube trat, kam wie eine Nachtwandlerin, aber schreiend und händeringend die Hausfrau aus der

Kammer, und fiel ihm wimmernd um den Hals. Der erwachte Gemahl war ihr gefolgt und erschrak über die Treulosigkeit seiner Gattin, die nun begann ihrer Ehe zu fluchen, viele Liebkosungen an den Burschen zu wenden, und dann zurück in die Kammer stürzte. Wüthend wollte der junge Hausherr Rache nehmen an dem Burschen, der es wagte sein Haus nächtlich zu betreten, allein der Bursch entkam ihm, und jenen fand man des andern Tags ohnmächtig auf einer Bank in der Stube liegen. — Man rief den Geistlichen, um durch heilige Weihe das Haus vor höllischen Anfechtungen zu befreien. Nach vollbrachter Segnung verließ der Geistliche das Haus. Doch kaum hatte er die Schwelle überschritten, so tose ein fürchterlicher Steinregen auf das Dach, schlug alle Fenster ein, und schichtete um das Haus einen hohen Wall, und füllte Stube, Boden, Keller, Kammer und Küche mit weißen, seltsam gestalteten Steinen. Da stürzte der Knecht blaß und zornig herein, und sagte, die Magd stehe in einem finstern Winkel des Stalles, schieße glühende Blicke hervor, summe Zauberworte und klappere mit kleinen Todtenbeinen, die an einer rothen Schnur wundersam gekettet wären; man solle sie gefangen nehmen, sie treibe ganz sicher diese Hexereien. Es geschah. Man riß die Magd, die sich krampfhaft wand, hervor, führte sie zum Richter des Ortes, um sie dann vor Gericht zu bringen. Allein da erhob sich ein fürchterlicher Orkan, ein Gewitter, das krachende Wolkenmassen daherwälzte, entsetzte die ganze Gegend; ein Wolkenbruch riß den Grund abhängiger Felder fort, Bäume wurden umgerissen, Blitze zündeten und verheerten, und man dachte das jüngste Gericht zu erleben. Die Zaubermagd entfloh, und eilte in die Kirche. Kaum hatte sie die Schwelle betreten, als die ganze Schreckenserscheinung verschwand, und

in seltsamer Verwunderung Jedermann sich in einer Stellung fand, wie ihn eben Angst und Flucht hingestellt hatte. Die Magd betete und beichtete zwei Tage ohne Unterlaß in der Kirche, und gestand, wie sie von der Zigeunerin in diese Zaubereien eingeweiht wurde, aber nicht das Mittel erlernt habe, nach Gefallen sich davon loszusagen. Nach ihrem ersten Versuche, wo das Haus in Flammen schien, mußte sie, von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, täglich, ja manchen Tag mehrmal eine solche, das Haus beunruhigende Zauberei vollbringen. Ihre Flucht in die Kirche hatte sie gerettet, und ihr alle Macht genommen. Von nun an schwieg sie gänzlich über die Art, solche übernatürliche Erscheinungen hervorzubringen, und lebte bis zum Tode in musterhafter Frömmigkeit. — In der Gegend zeigt man Gläubigen noch Steine von jenem Zauberregen. —

'S Schulmanderl.

Sage.

Dichter Herbstnebel lag einst kühl und ruhig über dem Böhmerwalde. Durch den Nebel ging ein Knabe mit seinem Büchlein unter dem Arme, der Schule zuwandernd. Er sagte den Glückwunsch vor sich hin, für des Lehrers Geburtstag heute bestimmt. Weil es noch sehr früh war, begegnete diesem guten, weißköpfigen Knaben Niemand. So schritt er denn frommbegeistert und allein weiter, kam in das nächste Dorf und bald in die Schule. Die große noch dunkle Stube machte ihn doch schüchtern, da er sich erinnerte, wie oft es geschehen sein sollte, daß das erste Schulkind in der Morgendämmerung plötzlich

unter den Bänken ein Rauschen hörte, als triebe ein Luftzug alle Papierstreifen aus einem Winkel der Schulstube in einen andern, und wie dann plötzlich auf dasselbe ein altes freundliches Mütterlein aus einer Ecke zugeschritten kam. Das Mütterlein habe dann Freude oder Unmuth geäußert, wenn das Kind, dem es erschien, fleißig oder nachlässig war. Mein Gott, dachte der Knabe, wenn es nun käme — — und er hörte plötzlich das Rauschen unter den Bänken, dazwischen ein Klopfen, als würde mit dünnen Stäben an die Bankstützen geschlagen; die Fenster liefen dicht an, daß es fast völlig Nacht wurde in der Stube, und nach einem Schnalz, der dem Abspringen einer Saite glich, stand in einer Ecke wirklich ein graues Mütterlein, mit einem Stock in der Rechten, einem wunderlich gelbflammenden Licht in der Linken. Freundlich lächelnd und etwas hinkend kam das Mütterlein hervor, plauderte lustig und geläufig, Kluges und Närrisches, lobte und schäkerte: „Beiwl, mâ Beiwl, kimst a r a mêl zô mia? a r a mêl? Nô, und du bist o goa brav, jô goa brav! Nô, und wôs mêrt du? I hön dô rächt gean, jô rächt gean! I hea's o, weist ölle Tô glêbt weast, dôs hearô durt ôs da Wend ... gi Ächt hâd ... o wei! i mau wieda furt ... gi Ächt hâd ... i weada schô hälfâ!"*) — Als das Mütterlein das gesagt hatte, rauschten die Papierstreifen wieder, das Klopfen mit Stäben pochte dazwischen; nach der Ecke zurückschreitend, woher es gekommen war, blickte lächelnd und plaudernd

*) Bürschlein, mein Bürschlein, kemmst auch einmal zu mir? auch 'n mal? Nun und du bist ja gar brav, ja gar brav! Nun und was machst du? Hab' dich recht lieb, ja recht lieb. Hör's ja wohl, wie du alle Tag' gelobt wirst; das hör' ich dort aus der Wand... gib Acht heut' ... weh! ich muß wieder fort!... gib Acht heut'!... ich will dir schon helfen! —

das Mütterlein oft nach dem zaghaften Knaben um, und als es den Winkel erreichte, verschwand es wieder unter dem Schnalz. — Jetzt lichteten sich die Fenster auch wieder und heller Tag drang in die Stube. Schulkinder eilten scharenweise dem Schulhause zu. Aber aus demselben Dorfe, woher in Nebel und Dämmerung früher der weißköpfige, gute Knabe nach der Schule wanderte, kam jetzt ein rothköpfiger, mit pfiffigem Gesicht, ebenfalls den Weg nach der Schule gehend. Er hatte ein Stück rohes Fleisch in den Händen, davon er kleine Theile schnitt und den Raben und Krähen auf den Weg streute, die krächzend hinter und über ihm nachflogen. Oft tastete er dabei an die Tasche, um die Dose mit Niestabak zu fühlen und zu hüten, die ihm zu einem Streich helfen sollte. Raben und Dose entzückten sein Herz. Schneller als sonst, wo er immer erst nach Anfang des Schulunterrichtes ankam, eilte er heute dem Schulhause zu. Als er ankam, machte er sich freundlich an den guten Weißkopf, zeigte ihm die Dose, präsentirte — und wie freute es ihn, daß der arglose Weißkopf eine Prise in die Nase zog. Wie freute ihn das! O sieh da! indeß trat eben der Lehrer ein. Frisch sprang der Weißkopf aus der Bank, und begann seine Rede: „So haben wir, hochschätzbarster (Er nies't.) —

Lehrer. Macht nichts, mein lieber Knabe; es freut mich, fahre nur fort.

Weißkopf. „Herr Lehrer, den feierlichen — a — ehr!

Lehrer. Nies dich aus, mein Sohn, und fahre fort, mein Sohn.

Weißkopf. „Ja — a — a — ghr!

Lehrer. O! da hast du mein Schnupftuch, lieber Knabe; reinige dich erst, und fange noch einmal an.

(Der Rothkopf präsentirt heimlich in seiner Bank die Dose weiter.)

Weißkopf. „So haben wir, hochschätzbarster Herr Lehrer, den feierlichen Tag — h!

Lehrer. Hm! —

(Schulkinder lachen.)

Wer lacht dort? Weiter, mein Sohn!

(In der Bank des Rothkopfs niesen Mehre.)

(Gelächter.)

Lehrer. Wen juckt dort die Nase? Still! Weiter, mein Sohn.

Weißkopf. Tz! (Gelächter.)

Lehrer. Wie?

Weißkopf. Tz! (Gelächter.)

Lehrer. Wie? —

Weißkopf. Tz! (Gelächter.)

Lehrer. Wie? Du —

(Niesen in der Bank.)

Lehrer. Wartet, ich will euch den Lehrer zum Besten haben!

Weißkopf. Tz! (Gelächter.)

Lehrer. Du —

(Niesen in der Bank.)

Lehrer. Ihr —

Weißkopf. Tz! Ay!

Lehrer. Auch du? Auch du! Das will ich strafen!

(Greift nach der Ruthe.)

Weißkopf. Ich bitte — h!

(Der Lehrer zieht ihm die Hand aus.)

Lehrer. Warte!

(Niesen in der Bank.)

Lehrer. Gleich bin ich dort!

(Betäubendes Gelächter; der Rothkopf will sich aus dem Staube machen.)

Lehrer (haut nach des Weißkopfs Hand) O, da kann ich nicht helfen!

(Der Rothkopf schreit an der Thüre.)

Lehrer. Was gibt's dort? Ein neuer Unfug dort?

(Er haut wieder nach der Hand des Weißkopfs.)

Ja, da kann ich nicht helfen!

(Der Rothkopf schreit wieder und kauert sich, die Hände verbergend, in einen Winkel.)

Lehrer. Gleich komm' ich hin!

Weißkopf. Tz! (und muß lachen, weil er keinen Hieb spürt.)

Lehrer. O! O! O! Nur Geduld! Noch lachen? (Haut.)

(Der Rothe schreit.)

Lehrer. Gleich!

(In der Bank Niesen; Gelächter.)

Lehrer. So will ich euch hauen, daß ihr blau werdet! Still, sag' ich!

Weißkopf. Tz! — ich bitte — Az!

Lehrer (dreimal wüthend auf dessen Hand hauend.) Böswicht! So? Taugt's?

(Der Rothe schreit.)

Lehrer. Gleich!

(Niesen in der Bank.)

Lehrer. Gleich! O, wartet, ihr sollt das Rohr schmecken! (Er haut mit dem Staberl über die Bank hinein auf Köpfe

Rücken, Hände, wo er hintrifft) Da! Und da! Ich will euch lehren! Und da!

(Der Rothe schreit und wälzt sich am Boden.)

Lehrer. Was dort? Spitzbub', was schrei'st du da? Was? He, was? O, steh' nur auf! Hast auch noch ein Leder, dem man beikommt!

(Er zieht ihm die Hose an, und streicht ihm etwelche auf.)

Rothkopf (kniend mit aufgehobenen Händen.) Jesus! O mein Gott, Herr Lehrer! Ich will's nicht mehr thun! Ich hab' ihnen Niestabak gegeben! O weh! O weh!

Lehrer. Du hast ihnen Niestabak gegeben?

Rothkopf. O weh! O weh! O Gott! O Gott! O Gott! Ich bitte! O weh! O weh!

Lehrer. Schrei nicht so! Du hast ihnen Niestabak gegeben?

Rothkopf. Ich hab' ihnen Niestabak gegeben! O weh! O weh! O weh!

Lehrer. Warum hast du ihnen Niestabak gegeben?

Rothkopf. Weil ich ihnen neidig bin — o weh! o weh! — weil sie Glückwünsche können — o weh! o weh!

Lehrer. So? Und nun hab' ich so viele Schläge Unschuldigen ausgetheilt?

Weißkopf. Herr Lehrer, ich habe keine bekommen. Ihre Ruthe ist gar nicht auf meine Hand gefallen.

Lehrer. Wie, mein Sohn?

Die Nieser in der Bank. Herr Lehrer, wir haben auch keine Schläge bekommen.

Lehrer. O ihr lieben Knaben, wollt ihr das läugnen, was eure Hände und Köpfe beweisen?

Weißkopf. Meine Hand hat keine Striemen.

Lehrer. Wahrhaftig!

Die Nieser in der Bank. Unsre Hände haben auch keine Striemen.

Lehrer. Wahrhaftig! Nun, wer hat denn die Striemen?

Rothkopf. Ich alle, Herr Lehrer! O Gott! O Gott! Ich alle, Herr Lehrer!

Lehrer. Wahrhaftig! Du hast also alle Striemen? Wie kommt das?

Rothkopf. Ich habe auch alle Schläge bekommen. Jeder Hieb auf die Andern hat mich getroffen.

Lehrer. Ja, Kinder, so frag' ich euch, ist das natürlich? Nei —

Alle Schulkinder. Nein!

Lehrer. Was ist es also? Unna —

Schulkinder. Unnatürlich.

Lehrer. Ja. Und da es unnatürlich ist, so —

Schulkinder. Sollen wir —

Lehrer. So sollen wir be —

Schulkinder. Beten.

Lehrer. Ja, da —

Schulkinder. Daß wir —

Lehrer. Daß es natürlich we —

Schulkinder. Werde.

Lehrer. Werde. Steht auf!

Nach dem Schulgebete erzählte der Weißkopf dem Lehrer die wunderbare Erscheinung des Schulmütterleins und es war erklärt, wer so wunderbar seltsam Gerechtigkeit in diesem Vorfalle geübt hatte. Seitdem ist das „Schulmuaderl" zwar in keiner Schule mehr erschienen, soll aber öfters den Lehrern im Traume erscheinen und ihnen offenbaren, wie sie unparteiisch und gerecht sein könnten. —

Des Windes Weinen.

Mährchen.

In der warmen Stube auf den reinlichen Boden breitete die fromme, aber arme Mutter-Wittwe ein Bett und setzte ihr einziges Kindlein darauf, daß es sicher sei in der weichen Vertiefung, nicht rückwärts oder vorwärts zu fallen. Die Mutter konnte außer sich und dem Kinde keine Wärterin nähren und mußte auf den Hausboden, um Flachs zu hecheln. Kein Spielzeug für das Kindlein am Boden? Ein altes Bild, das heute von der Wand gefallen war, reichte die Mutter dem Kindlein hin, daß es damit spiele. Das zerbrochene Glas nahm sie erst weg und gab dem Kindlein die kleinen Figürchen blos, welche, die Geburt Christi vorstellend, aus Wachs gebildet waren. Josef, Maria, Christkindlein und ein wiederndes Rößlein machten die geweihte Gruppe aus, die aber durch den Fall theilweise verstümmelt war. „Spiel! Spiel, mâ Kinerl, ö spiel!" sagte die Mutter und gab erst das Rößlein dem Kind in die Hand, küßte dies weinend, weil sie beide so allein und so arm waren; aber noch mehr, weil ihr verstorbener Mann die drei Tage, als er im Hause lag, immer mit offenen Augen dalag, die man mit aller Mühe nicht schließen konnte. Wer das in seiner Familie an einem Familienglied erlebt, muß selbst bald sterben oder es stirbt ihm das Liebste und Nächste. „Wiad's o sched dêsmôl nôd wôa sâ! Wiad's o sched dês mâl nôd wôa sâ!" (Wird's ja doch dies Mal nicht wahr sein!) Wird doch die Mutter dem Kinde nicht sterben! Wird doch der Mutter das Kind nicht sterben! So denkend und klagend band die Mutter sich noch ein warmes Tuch um den Kopf, daß sie sich vor der Spätherbst-Witterung bewahre und ging aus der Stube.

Das Rößlein in des Kindes Hand zuckte jetzt und athmete leise, regte ein Füßlein, schwenkte das Schweiflein voll glänzender Haare, die feurigen Aeuglein drehten sich frohlebendig, die Mähnen zart und leuchtend wie Sonnenstrahlen wogten fantastisch aufgeworfen hier und da am muthig gebogenen Hälslein wieder hinab; lustig spitzten sich die Ohren vor und zurück; welch' prächtiges Schimmlein lebte da und sprang plötzlich herum vor dem Kinde? Vor Freude schreiend drückte das Kind die Fäustchen in das Bett, als wollte es sich aufhelfen, um das Pferdlein zu verfolgen, das nun auch mit zwei Flügelchen am Rücken versehen bald auf die Wandbänke, bald auf die Fenster, wieder hinab zum Kindlein auf's Bett sich schwang, klingend bei jeder Bewegung wie Töne der Aeolsharfe. Erschreckt über ihr schreiendes Kind, wollte die Mutter eilen, zu sehen und helfen und trat zur Thüre herein. Da sah und hörte sie Alles: das Wunderpferdlein lustig springend und klingend und ihr freudig schreiendes Kind. Und ein rosiges Wölklein quoll aus dem Rahmen des Bildes, sich gestaltend zu einem schimmernden, lächelnden Kinde, das mit dem Kinde der Mutter spielte. Voll frommen Schreckens sank diese auf die Knie nieder, um das schimmernde, fremde Kindlein anzubeten, das aus der rosigen Wolke kam und mit ihrem Kinde spielte. Es war das Christkindlein. Laut betete die Mutter:

O Kristkindl! O Kristkindl! Mä Heärz und Öllas
Will i dia frädö gö'm;
O Kristkindl! O Kristkindl! Mä Heärz und Öllas —
Lauft du sched uns zwöa lö'm! .

(O Christkindlein! Christkindlein! Mein Herz und Alles
Will ich dir freudig geben;
O Christkindlein! Christkindlein! Mein Herz und Alles —
Lässest du uns zwei nur leben!)

Und wehmüthig klingend dämmert und nachtet die Luft; lächelnd und spielend streicheln sich die Kindlein am Kinn, herzen und küssen sich, und schweben nun, beide strahlend, auf dem Rücken des Pferdleins, das sichtbar nach Breite und Höhe sich dehnt, um geräumig für beide verklärte Kindlein zu werden. Leise singen sie nun, und schweben mit dem Pferdlein zum Fenster, das sich feierlich aufthut, und schweben zum Fenster hinaus. Verwirrt und gefoltert von Trennungsschmerz stürzt die Mutter an's Fenster, um durch Schließen der Flügel ihr Kind noch an der Flucht zu hindern; da ist es zu spät, und sie verwundet das Kind an der Ferse. Beim heiligen Zug nach dem Himmel an diesen irdischen Schmerz gemahnt, wurde das Kind auch erinnert, wie in dunklem Traume, an Mutter und Erde, und wollte nicht scheiden vom Fenster, aus dem die Mutter klagte und weinte. Lange schwebte es vor den Augen der Mutter, immer strahlender sich sammt Christkindlein und Pferdlein erhebend, bis Ohnmacht das Auge der leidenden Mutter schloß. — Seit jenem Tage hörte die Mutter täglich an der Spalte des Fensters leises Weinen ihres verschwundenen Kindes. Daher saß sie auch täglich und lange an der Spalte des Fensters, horchte und weinte hinaus, bis die leisen, leisen Klagen verschwebten. — Noch immer kann man jenes leise Weinen an Fenstern hören zur Erinnerung und Mahnung den Müttern, daß sie nicht durch zu großen Schmerz des Kindes Tod erschweren. Es heißt das „Windes Weinen."

Volksnovellen.

Die Auswanderung in das Banat 1827.
Die Geſchichte meiner Schweſter.
Ein Kirchweihfeſt.
Sagen wir: Falſtaff II.
Die Heimſuchung.
„'s närſch Deanäl."

Die Auswanderung in das Banat 1827.

Eben wieder der prächtigste Frühling in der Heimath. Heute kann man ihn gerade recht mit Muße betrachten. Es ist Sonntag; und kein Tag stimmt wonniglicher, milder, um die stillen, fromm-heitern Eindrücke der Natur, der Menschen und ihres Lebens treu und rein aufzunehmen. Es ist drei Uhr nach Mittag. Bei gänzlich reiner Bläue der Luft und ihrer Ruhe wirkte früher die Sonne zwar mit voller Maikraft, aber um diese Stunde merkt man ein bedeutendes Mildern derselben. Wenn man's nicht fühlte, könnte man's an den Männern, Weibern und Kindern merken, die sich dort am östlichen Ende des Dorfes unter eines Birnbaums Schatten geschart haben; der Schatten ist seitwärts über sie weggerückt, und doch schäkern und plaudern sie fort, ohne den Sonnenstrahl unbehaglich zu fühlen, und dem Schatten nachzurücken. Die Mutter, welche früher noch besorgt und oft vom Schatten des Birnbaumes zum tiefer unten durch die Wiese fließenden Bach hinabgerufen hat, um zwei weißköpfige, bloßköpfige Knaben, wovon Einer ihr Sohn ist, aus der Sonne wegzubewegen, ist nun ruhig

darüber. Die Knaben fahren fort, Zweige vom Weiden- und Erlengesträuch zu schneiden, herzurichten und auf den Schenkeln mit dem zugemachten Taschenmesser zu klopfen unter Zauber- und Beschwörungssprüchen, wie folgende:

Pföfferl gei owa,
Sist schloga dö owa;
Lei's Rintl, o drahdö eiz,
Heargott pfeiz!

Pumpa pumpa Fella!
's Katzl schlächt in Kella,
Nödl liegt af da Schludrahil,
Summt und brummt, und daut nöd viel!

Nach einigen Augenblicken dreht sich leicht die Rinde, welche schon den Zuschnitt zu einer Pfeife bekommen hat, vom Zweige herab, ein Spunt wird eingesetzt, und wenn die Knaben einige Male prüfend geblasen haben, wird die neueste Pfeife zu den früher fertigen gelegt, und eine neue begonnen. Die Mäßigung der Wärme nimmt auch pflichtig jetzt der Dorfhirte wahr; man hört ihn am westlichen Dorfende blasen, dann wiederholt mit seiner großen Peitsche knallen. Geklingel von Halsglöcklein und „Rollen" des Rindes wird hörbar und nach und nach verstärkt. Die bewegliche, eilige Schafherde drängt sich schon ruhelos östlich aus dem Dorfe, bevor die schwerfällige Rinderherde noch ganz versammelt ist. Müssen dort im Teich die badenden, lärmenden, schäkernden Knaben bald ihren liebsten Schauplatz der wonnevollsten Zerstreuungen verlassen! Der Hirt, so oft er vorüberkommt, treibt seine Herde durch den Teich und das schlammvermengte Wasser

wird stundenlang zum Baden verdorben. Die Annäherung desselben macht die Knaben in ihrem Treiben toller, die Augenblicke werthvoller. Einige haben sich nackt, wie Pferde auf alle Viere gestellt, auf denen andere Nackte sitzen, und das Zeichen erwarten, um nach einem Ziele wettzureiten. Einige beschmieren sich mit schwarzer Sumpferde von oben bis unten, welche nach einigen tollen Sprüngen wieder in den Teich hineinplätschern, um rein und weiß wieder herauszutauchen. Die, welche müde sind und nach einiger Rast verlangen, lagern sich um einen Hügel, und — Wonne! daß ein Stück Weißbrod oder sonstig Eßbares zu vertheilen da ist. Die Hemden, die sie umgeworfen haben, werden gleich wieder vom Leibe fliegen; müssen musikalisches Talent haben, denn sie singen die heitersten Liedermelodien ohne einen falschen Ton, Diskant, Tenor, Baß, wohlvertheilt und in ihrer natürlich brauchbaren Höhe. Wenn sie einhalten, hören sie die eben beendete Melodie im Dorfe von gleichjährigen Mädchen nachsingen, die sich wo in einem Garten, auf einem hölzernen Hausbalkon oder wo sonst zusammendrängen, und da sie Scham hindert, Blicke den tollen Knaben nachzuschicken, verbinden sie deren Gesang mit dem ihren. Auch schon! Sieh doch, verstehen sich auch schon! Man ahnt nicht, wie reif oft so ein ganz kleines Herzlein schon in Sehnsucht, Neigung, Liebhaben ist! Sind oft die Köpfe zum Lernen noch zu blöde, blüht schon ein Blümlein im Herzen. Beispiele, denen sich diese ganz junge Jugend nachbildet, liefert recht lebendige die ältere Jugend. Ein zahlreicher Schwarm Burschen und Mädchen hat sich vor einem Hause mitten im Dorfe gelagert auf Wandbanken, Stühlen und Rasen. Der Platz ist gut gewählt. Wie gerade die hier versammelte achtzehn- bis zwanzigjährige Jugend die

lauteste, höchste Lebensfluth der Dorfbevölkerung vorstellt, findet sich ebenso keine höhere, bequemere Stelle, um rings in das Dorf zu sehen, und vom Dorf gesehen zu werden. Man sieht da wohl, was eine glückliche Stunde heißt bei glücklichen, jungen Menschen. Indem man scherzt, lacht, schäkert und singt, dringen diese heimathlichen Freuden und Eindrücke tiefer in jedes dieser gesunden, von Jugend schwellenden Herzen. Heimlich sind die meisten dieser Mädchen- und Burschenherzen gepaart; lagern aber nicht ebenso nebeneinander. Da flattert schäkernd ein Paar auf; Sie den Hügel hinunter, kreuz und quer; Er nach! Sie in kindischer Angst schreiend durch den Bach — allgemeines Gelächter — Er hinterdrein und erhascht Sie; die weiblichen Zuschauer stoßen einen Schrei aus, die Burschen ermuntern zu mäßiger Rache; aber der Bursch, ihr Kamerad, ist milder; er wiegt sie freundlich in den Armen einige Male hin und her, und läßt die Taube wieder los. Ob die Zwei sich lieben? Andere lieben nicht so ausgelassen heiter, sind still dabei, können wohl mit Andern scherzen, nie mit einander. Man sieht es denen leicht an. Wenn sie nicht gerade in's Gespräch gezogen werden, nehmen sie auch nicht Theil daran. Freiwillig nicht. Einige liegen scheinbar unthätig und theilnahmlos. Die muß man nur näher betrachten. Es ist nicht wirklich so, wie es scheint. Der Eine, der etwas abseits sich hingestreckt hat, versteht sich gar wohl mit einem Liebchen, das seine verstohlenen, flüchtigen Blicke freundlich und verlegen erwiedert, ohne daß beide ein Wort wechseln. Während jetzt eben wieder Gesang beginnt, sehr heiterer und ernster, fällt Einer der gegenwärtigen Burschen auf, der allein eine Ausnahme macht und nicht mitsingt. Es scheint, der Text oder die Melodie übe eine sehr trübe Wirkung auf sein Gemüth aus. Bei dem Liede:

O Hêâmat! O Häuserl! O Deanal dazua!
Dahölmat bön Deanerl wiad 's Bürscherl a Bua!

dreht sich der Bursch seitwärts, um sein Gesicht nicht sehen zu lassen. Er weint. Vor einigen Wochen ist er unter's Militär genommen worden; morgen muß er einrücken. Vor Tagesanbruch wird er aufbrechen und fortsein auf einmal von Heimath, Eltern, Kameraden, die er nie zuvor verließ; losgetrennt sein von süßen Gewohnheiten und Sitten. Wer weiß, was ihn sonst noch drückt! Man kann nicht wissen, was ihn noch drückt. Er möchte nicht gern merken lassen, wie weich er gestimmt sei; deßhalb dreht er sich weg. Es sind nur wenige, aber schwere Thränen, die aus seinem Auge stürzen, und wie große Thautropfen auf den Grashalmen unter seinem Kopfe hängen. Muß aber auch gerade heut Natur und Heimath Alles aufbieten, seinen Abschied zu erschweren. — Gegenüber, etwa hundert Schritte entfernt, durch den Bach und Gemeinwiese getrennt, steht auf einer Anhöhe die Dorfkapelle unter vier Linden, man riecht weit umher den Duft des jungen Laubes, und ein Schwarm musicirender Vögel lärmt darunter. An vielen Häusern steht noch der Maibaum (eine hohe, junge Fichte, deren Stamm geschält und fast bis zum Wipfel von Aesten befreit ist, und die an den übriggebliebenen Zweigen mit buntem Allerlei: Bändern, Eiern, Blumen u. s. w. geschmückt, am ersten Mai vom Liebenden der Geliebten nächtlich vor das Haus gesetzt wird). Die Obstgärten sind von Blüthenschnee bedeckt; am Himmel flaumige Lämmerwölklein, sehr hoch schwebend, und kaum merkbar weiterrückend; außer dem Dorfe frisches Dunkelgrün auf den Feldern, bunte Blumenscharen auf den Wiesen. Bei solcher Um-

gebung, an solchem arbeitfreien, heitern, friedlichen Tage, in der schönen Jahreszeit, muß freilich das Herz ganz freudig aufgehen, und Gesang, dieser Jubel der Freude, aus jeder Brust klingen. Daher will auch Bursch und Mädchen nicht aufhören zu singen. Hören wir zu; hören wir nur zu:

's Bäm'l bleit, 's Bächerl klingt!
's Wulkerl fluigt, 's Vögerl singt!
Wä dea r âm Glück kâ Diad,
Da Bua ohne Liad?

Heärzerlö! Deänerlö!
Sötzmä r uis hi âm Bö,
Sögma's kröd, lauma's heän:
Höst mö denn geän?

Juche, kreuzhimmeldum!
Göfts nöd um Heärzla r um!
Is Dänä höigla weän,
Dea r is fölöan!

Die Dorfglocke ruft jetzt zur Nachmittags-Betstunde. Aller Gesang und Lärm schweigt nun. Wer außer dem Dorfe zwischen den Feldern herumstreicht oder im nahen Walde sich ergeht, der lenkt nun eilig ein, und schreitet nach dem Dorfe zurück, die Betstunde nicht zu versäumen. Im Dorfe ist schon ein langsames Zusammenrücken um die Kapelle nach und nach zu sehen. Alte Weiber und greise Männer voran; ihnen folgen

jüngere Hausmütter mit kleinen Kindern auf den Armen; dann gehen die ernsten Hausväter, rauchend, ihre Wirthschaft besprechend, die sich vor der Kapelle gruppiren; länger zögern Burschen und Mädchen, die, wie die Jugend überhaupt, ihre Pflichten gern im Tumulte verrichten. Sie warten, bis man den blinden Vorbeter nach der Kapelle führt; jetzt sehen sie ihn am Arme eines frommen Hausvaters durch das Dorf führen; aber sie warten, bis er über die Schwelle der Kapelle schreitet. Und nun brechen sie, ein fliehender, rauschender Schwarm auf und kommen zurecht, wie sie berechnet. Von den Knaben erscheinen nur wenige, und die, welche kommen, nähern sich zäh, lassen sich durch Allerlei vom nächsten Wege ableiten, spielen oder zanken oder balgen sich noch früher, und da sie zu spät bei der Kapelle ankommen, lehnen sie sich an den Eingang hin, um nach geendeter Betstunde gleich wieder aus dem Nest zu sein. Alles ist hier nun bereits im vollsten, lauten Gebet: Litaneien, Vaterunser, Glaubensbekenntnisse und andere Gebete vor- und nachsagend. —

Aus dem nahen Walde treten zwei Männer, rothglühend von Sonnenbrand und feurigem Trank. Der Kleidung nach findet sich nichts ausgesprochen Nationelles an ihnen; ihre Hüte sind alt, breitschirmig, weichfilzig, so daß sie vorn- rück- und seitwärts ihre Krämpenflügel hängen lassen. Die Jacke, welche Jeder über die Schulter geschlagen hält, hat den Schnitt wie Männerjacken der Gegend, in der sie eben erscheinen. Ihre Hosen sind aus Leder, enganliegend, bei den Knöcheln endend und festgebunden. Daran schließen sich vielgeflickte, dann oftmal wiederzerrissene und wiedergeflickte Schuhe, die zu zerreißen wieder im Begriff sind. Von Halstuch und Weste ist nichts zu sehen; das Hemd, so weit es zu sehen, schmutzig.

Sind seltsame Gäste. Scheinen in die friedliche, zufriedene, ruhig-heitere Gegend störend zu passen. Sprängen zwei Panther in einen sichern Wald, so glichen sich die zwei Fälle. Wer sind die zwei Fremden? Sind sie Fremde? Woher? Wohin führt ihr Weg? Wollen sie mit diesem Sturmschritt vorüber, gleichgiltig gegen das freundliche Bild der Gegend und deren Bewohner? Sie kommen dem Dorfe näher, und sichtlich scheinen ihre Schritte zu erlahmen. Wer am letzten östlichen Hause stände, könnte nun ihre Gesichtszüge schon genau prüfen. Der Eine ist am Leibe wie in jedem Gesichtszug knochiger, derber; in jeder Bewegung heftiger, mit seinen Schritten rascher; im Auge Glut wüster Trunkenheit, ohne die geringste Silbe von Gewissenssprache. Steht seltsam mit ihm. Wenn der Brand legt, so genügt es ihm nicht, nur Ein Haus brennen zu sehen; sein Zorn muß ein wahnsinniges Ungeheuer sein, mit Wollust vernichtend und verheerend. Wenn man wüßte, was er vorhat, könnte man seine Mienen dem Vorsatze gegenüber stellen, und mit Einem den ganzen Charakter klar haben. Hat er vor, Brand zu legen? Hängt sein finstrer Vorsatz schon wie eine schwarze Wolke über einem friedlichen Haupte, auf das er absieht plötzlichen Mord? Um seinen Mund schwebt ein böses Lächeln, weiches Moos über gefährlichem Abgrund. Man wird sich doch hüten, ihn in ein Haus zu lassen. Greis, Mutter, Kind, wer von euch allein zu Hause ist, seht euch vor, daß ihr die Haus- und Stubenthüre absperrt, bevor er davor steht, und ruft Leute zusammen, bevor er etwas versucht! Wenn er das Dorf nur durcheilt, so umwacht Scheune und Haus, ob nicht Feuergefahr, wo er nahe kommt, oder ob — — seid nicht sorglos, seid wachsam! — Sein Nebengeselle, außer einem mäßigeren

Körperbau, beſitzt auch ein milderes Auge; all die Glut der Getränke kann nicht verdrängen die ernſte Trübe. Es ſcheint, wenn es Thränen fände, würde es weinen. Betrauert dieſes Wüſtlings Auge ein Trübſal, das über das nahe Dorf, über die Gegend kommen ſoll? das er ſelbſt über die friedlichen Menſchen bringen will? oder jetzt, gegen ſeine eigene Herzensregung, muß bringen helfen? —

Beide erreichen jetzt das Dorf. Wie ſie an der Kapelle vorüber wollen, bemerken ſie, daß Betſtunde gehalten wird. Da ſcheinen ſie zu überlegen, ob ſie weiter ſollen, oder bleiben. Wie? Sie treten unter die Linden zur Kapelle. Jeder lehnt ſich an eine Linde, die Hüte nehmen ſie ab, wohl mehr aus Schicklichkeit, und um Andere nicht zu ſtören, als aus frommem Eifer. Einige Weiber, die auf den Eingangsſtufen der Kapelle knien, weil ſie kleine Kinder am Arme mitbrachten, die, im Fall ſie weinen oder ſchreien ſollten, leicht ohne große Störung ſo entfernt werden könnten, bemerken in ihrer lauten Andacht die Ankunft der beiden Fremdlinge nicht. Auch die Burſchen und Männer, welche hinter der Kapelle um deren offene Fenſter mit entblößtem Kopfe lehnen, wohin ſie recht wohl die Stimme des Vorbeters dringen hören, erblicken ſie nicht. Nur einigen leichtblütigen Knaben, die zu ſpät gekommen ſind, und ſich am Eingange in die Kapelle drängen und mit ihren Mützen fechten, fallen die beiden wüſten Fremdlinge gleich auf. Sie laſſen gleich Zank und Streit und drängen ſich ſcheu zuſammen. Bei aller Aengſtlichkeit kichert der Eine dem Andern in's Ohr über den Vagabundenanzug und die rothen Naſen der Fremden. „Jeſſas, nō! Dós wa ra Gwönta! Möcht' oas hob'm a ſo a Gwönta! Dós wa's röcht! Jeſſas, und dö Bri-

filnosna, wei d' Fóglbúala so raut!“*) — Der Vorbeter in der Kapelle schließt jetzt, die Versammlung endet. Kinder stürzen zuerst aus der Kapelle, weichen aber, statt lärmend durch einander zu laufen, furchtsam schweigend seitwärts aus, mit großen Augen die Fremden messend und neugierig erwartend, was Aeltere, Mütter und Väter sagen werden. Die Weiber am Eingange sind auch bereits aufgestanden, um Platz zu machen; sie schauen — schauen — es ist ihnen unheimlich, daß diese Fremden Jemand ähnlich sehen, und doch wieder nicht — und wieder dennoch; und daß die Fremden sie anlächeln, ihnen freundlich winken, sie bei Namen nennen; — nein! nein! nein! sie wollen doch lieber behutsam sein und zurückweichen — wer weiß! — — man kann nicht wissen! — — Mehr und mehr Kinder, Mädchen, Weiber sind heraus, aber alle ziehen sich scheu seitwärts. Was werden denn die Burschen sagen und die Männer? Diese erscheinen jetzt; wer von ihnen nicht gleich die Fremden erblickt, wird von Weib oder Kind schüchtern aufmerksam gemacht. Die Burschen bemerken laut lachend zu einander: „Sän dös zwei Lumpn.“ Die ernstern Männer aber treten um die Fremden zusammen, als sie sich von diesen anrufen hören: „Wilkum, Mönâ (Männer)! Mönâ, willkum!“ Man betrachtet sie schärfer und näher — und, wirklich! wahrhaftig! — man erkennt sie, man nennt sie bei Namen; als frühern Bekannten ziemt sich's, ihr Aeußeres nicht so genau zu nehmen. Die Männer nehmen es auch nicht so genau; die Burschen, von diesem Augenblicke an, nehmen es

*) Jesus, nein! Wär' das ein Gewand! Möcht' eins haben, so ein Gewand! Nicht übel! Jesus, und die Tabaknase, wie Vogelbeeren so roth!

auch nicht mehr so genau; die Fremden müssen so viele Hände zum Willkommen drücken, als eben Männer und Burschen dasind. Weiber und Kinder drängen sich nun furchtlos hinzu; viele Stimmen fragen schon, während andere noch ihre Grüße rufen: Wie kam das so? Was kann denn plötzlich einen so heftigen Durst der Neugierde erregen? an den Fremden solches Interesse erwecken? Kaum daß sich diese umdrehen können, hat man sie in dichtem Kreise umstellt. Der wüstere der beiden Fremden redet laut und heftig; um so stiller sind die Zuhörer. Er fordert die Männer jetzt auf, mit ihm in das Wirthshaus zu gehen; dort wolle er erzählen und Wunderdinge erklären. Stürmisch zustimmend folgen nicht nur die Männer, auch die Burschen, Weiber und Kinder, fast das ganze Dorf. — Diese beiden sonderbaren Ankömmlinge waren vor zwei Jahren in der Gegend Besitzer zweier Bauernhöfe. Bei einem dunklen Gerüchte, daß im Banate viel fruchtbares, herrliches Land an alle Einwanderer verschenkt würde, haben sie ihr Besitzthum in dieser Gegend eilig verkauft, meinend ein halbes Paradies zu finden, wenn sie dem lockenden Gerüchte folgten in das Banat. Obwohl schon damals ihr Beispiel und Enthusiasmus unter den Deutschen am Böhmerwalde viele Andere zur Auswanderung bewegen wollte, besonders Leute, die daselbst ohne Haus- und Grundbesitz waren, und die nun auf einmal einen reichen, weitläufigen, freilich großen Theils erst urbar zu machenden Grund und Boden durch unschätzbare Schenkung zu erhalten meinten; so hielt doch die tief wurzelnde Liebe zur Heimath, die Sorge, das Gewisse des Erwerbes zu Hause vielleicht doch mit einer halben Erdichtung des Gerüchtes zu tauschen, Alle noch von dem Auswandern zurück. Man beschloß den Erfolg dieser zwei Beispiel gebenden Enthusiasten abzuwarten, und überhaupt nur

ganz bestimmten Nachrichten zu trauen, die aus dem Munde von Augenzeugen kämen. So kam man mit diesen Männern überein, daß sie genaue Kunde aus dem Banat brieflich nach dem Böhmerwalde befördern, oder persönlich zurückkommen sollten, wornach man sich entschließen würde, ihnen zu folgen oder bei nicht sonderlich überwiegenden Vortheilen der Heimath nicht Lebewohl zu sagen.

Nachdem bereits ein volles Jahr herum, und von diesen zwei ersten Auswanderern keine Silbe Nachricht angekommen war, auch Kenner von statistischen Thatsachen nicht eben die glänzendsten Schilderungen des Bodens und Klimas machen konnten, so drückte sich die schwellende Auswanderungslust mälig in die Grenzen mäßiger Erwartung zurück. Das dunkle Gespenst des Gerüchtes ging zwar immer noch um, und bei Einzelnen, die eine leicht entzündbare Fantasie und rühriges Herz besaßen, nicht ohne Erfolg. Doch im Ganzen war die Begeisterung nicht mehr zu wecken, und man fing an, die zwei kühnen Auswanderer als unglückliche Verirrte zu betrauern, indem sie ihr ruhiges, schätzbares Eigenthum in der lieben Heimath wohl für ein fantastisches, unerreichtes Glück mochten hingegeben haben. Darin bestärkten manche andere Nachrichten das Volk; denn es hieß, viele Deutsche aus andern Gegenden Grenz-Böhmens, die früher in das Banat ausgewandert wären, kämen jetzt einzeln, im vollen Zustande von Bettlern zurück, weil sie ihr Bischen bares Geld und ihre sonstige Habe auf der Wanderung theils verbraucht, theils mit dem Reste die Rückwanderungs-Erlaubniß erkauft hätten. Das Banat, erzählten sie, wäre mit fruchtbarem, aber in den angewiesenen Landstrecken den Einwanderern ohne die tüchtigsten Hilfsmittel gar nicht nutzbringend zu machendem Boden gesegnet, und das

Fieber raffte viele Opfer weg. So fing es endlich wieder an, den genügsamen, ruheliebenden Deutschen am Böhmerwalde wieder recht heimlich und behaglich zu werden. Mit Neugier hörte man zwar jede jüngste Nachricht an, aber der Entschluß, jemals wieder sich zur Auswanderung bereit finden zu lassen, war erstorben. — In solcher Stimmung ist das zweite Jahr hingeflohen, ohne von den beiden Männern eine Kunde zu erfahren, bis wir sie vor wenig Augenblicken selbst plötzlich, unerwartet ankommen sahen. Ihr Aussehen und Empfang ist bereits geschildert. Was aber werden die erzählen? Was haben sie erlebt? Wie wollen sie das harmlose Volk stimmen? Sie werden es doch nicht zur Auswanderung bewegen wollen? Wie? Vielleicht doch? Oder — — worauf soll man denn rathen, um ihre geheimen Absichten zu ertappen? —

Gehen wir ihnen nach. Das ist sonderbar! Gehen wir ihnen nach. Sie sitzen eben schon in der nächsten Bauernstube am großen Eckttisch. Wie ein Bienenstock wimmelt das Haus von neugierigen Männern, Weibern, Burschen, Mädchen, Greisen und Kindern. Wer nicht in der Stube Platz findet, klammert sich außen an die Fenster fest, hineinhorchend auf die prahlende, starktönende Wunderrede der Fremden, welche, abwechselnd und sich unterstützend, meisterhaft in Geläufigkeit und Stofffülle wahre Volksredner präsentiren. Was sie schon vorgebracht haben, können wir nicht mehr nachholen, aber wir mögen genügend finden, was sie reden und reden werden. - „Säkrä! Dös is a Land! Dös is a Glück! Dös is a Lö'm!"*) - Das sind die ersten Worte, die wir hören. Der fernere Inhalt der mehr wüthenden als begeisterten Rede

*) Wetter! Das ist ein Land! Das ist ein Glück! Das ist ein Leben!

dreht sich um das unerschöpfliche Lob des Banates und das ruhmwürdige Glück der Redner selbst. Wo das Wort und die donnernden Stimmen der Redner nicht kraftvoll genug ausreichen wollen, da müssen die heftigsten Geberden oder das Trommeln ihrer Fäuste auf dem Tisch nachhelfen. Die Zuhörer athmen kaum; blaß, schweigend, hinstarrend auf die imponirenden Redner verändern sie nicht ein Haar breit ihre angewurzelte Stellung. Viertelstunden, Stunden sind vorüber, es wird Abend, und die Männer sind nicht zu Ende noch. In der Stube sieht es aus jetzt wie in der belebtesten Wirthsstube, Bierkrüge lassen die Redner herumgehen unter Männern und Burschen, und allen, die nur zusprechen wollen. Endlich naht die Begeisterungsrede dem Schluß. Ein goldner Regen von Dukaten stürzt klingend und springend auf die Tischplatte nieder, von den Rednern hingeschüttet. Ein kräftiger Epilog, der alle Wiederholung der Rede in Kürze erspart. — „Wiit's nöd glöb'm? Hölt's uns füa Bettlä?!"*) sind die Schlußworte. — So freilich — — was soll man denken? — Seit zwei Jahren also solch einen Reichthum gesammelt im Banat — — das Herz ist in solchen Dingen bestechlich — wenn's ein Jeder so haben kann im Banat — man kann, wenn man Geld hat — ja, man könnte ja. — — — Es ist spät Abend geworden. — Seid ruhiger, gute Leute! Denkt nur auch nach! Stürzt nur nicht so durch einander! Möchtet ihr nicht sagen, was ihr meint? Entflammte Träumer! verbietet euerm Blut den Aufruhr, und laßt vernünftig mit euch reden! Ist es denn wahr? Scheint ihr nicht leichtgläubig? Wenn nun doch — aber — — ja, die Abendglocke ist's, die

*) Wollt nicht glauben? Haltet uns für Bettler?!

euch auf einmal Alle ſtille macht. Seid nicht voreilig, indem ihr euch der Hand des Himmels empfehlt, daß ſie euch aus Aegypten führe; die Hand des Himmels könnte euch in ein Meer von Leiden führen, und vielleicht nicht retten, weil ihr undankbar ſeid. Sagt nicht, daß es euch übel ergangen in euerer lieben Heimath. Könnt ihr Trübſale aufzählen, die euch getroffen, die nicht ſchlimmer in allen andern Gegenden aufgetreten? Iſt euer Dorf je in Aſche gelegt worden? Nein. Hat euere Habe je eine Ueberſchwemmung vernichtet, wie die traurige Kunde oftmal kommt von fernen Dörfern, Märkten, Städten? Nein, dieſes ſchreckliche Trübſal habt ihr nie geſehen, um ſo weniger erlitten. Könnt ihr läugnen, daß nach jenem ſchrecklichen Hagelſchlage am Tag der heiligen Magdalena, der euere ganze Ernte vernichtete, viele höchſt fruchtbare Jahre gekommen ſind, und durch nie geſehenen Segen nicht nur den Verluſt erſetzten, ſondern euch an Habe weit über den früheren Wohlſtand erhoben? Habt ihr euch nicht erholt ſeit den Tagen des Napoleonkrieges, der euch in der letzteren Dauer ſchwer mitgenommen? Was wollt ihr? Was übereilt ihr? Habt ihr keine Dankbarkeit mehr im Buſen, die euch mahnte, ſo glückliche Wohnſitze, ſo ergiebige, theure Erde, die euch und euere Voreltern ernährte, und euere Verſtorbenen friedlich deckt, nicht ſo haſtig zu verlaſſen, wie ein feindliches Gebiet auf eiliger Flucht? Wo iſt euere Empfänglichkeit für die ſüßen, tiefwurzelnden Gewohnheiten und Sitten der Heimath, welche alle Eingebornen, wenn ſie kurz oder lange durch die Fremde gewandert, wieder mit Heimweh zurückbringt? So plötzlich wollt ihr die Anhänglichkeit an all die bekannten Berge, Wälder, Hügel und Bäche abwerfen wie ein altes Kleid? — Nein! viel an euerm Entſchluſſe übereilt das unnatürlich auf-

gereizte Blut. Euer Blut soll mehr Mäßigung gewinnen. Ihr könnt und werdet ja nicht Alle fort, wie ihr im Fieber gedenkt! — —

Da es jetzt gegen Mitternacht geht, ließe sich eine anziehende Runde machen, um die geläutertere Stimmung des Dorfes abzulauschen. —

Um die Häuser herrscht völlige Ruhe — horch! — nein doch, dieser dumpfe Lärm kam aus einem Hause — um die Häuser ist es ruhig. Die sonst nächtlich singenden und jubelnden Burschen sind nicht rührig; nicht Einer läßt sich sehen oder hören. Die wolkige Atmosphäre hält das Sternenlicht zurück. Sehr finster ist's. Wer ohne Laterne gehen wollte, dürfte schwerlich ohne Unfall auch den bekanntesten Weg forttappen. — Was gibt's denn im ersten Hause da? Zwei tiefe Männerstimmen reden halblaut und halb schläfrig. Es sind die Knechte, die unter dem Dache auf dem Heuboden liegen. Man kann nicht recht ausnehmen, was sie reden. Sonst ist es still im Hause. Niemand in der Stube? Die Wanduhr läßt ihren holprigen Pendelschlag hören; dann und wann summt schläfrig eine Fliege auf, deren ein Heer bei Tage die Räume durchschwärmt; zeitweilig ein Schnalzen des Geschirrschrankes oder des großen, buchenen Ecktisches. Am Kammerfenster vorbei — das Kammerfenster ist offen; an demselben, von innen, erscheint Etwas wie ein weißer Schimmer — entfernt sich wieder — und kommt nach einem Augenblicke zurück; da sich jetzt plötzlich in der Kammer eine weinende Kinderstimme hören läßt, meldet sich beschwichtigend die Mutter, welche in der Kammer auf- und niedergeht, und abwechselnd am Fenster er-

ſcheint und verſchwindet. Sie iſt noch aufgeregt vom Erlebniſſe des Tages her, und erwartet ihren Mann mit heftiger Ungeduld. Vielleicht iſt all ihre Liebe zur Heimath wach geworden, vielleicht ſieht ſie nun ein, wie unſäglich der Trennungsſchmerz von der Heimath ſein müſſe, und will ihren Mann, wenn er nun nach Hauſe kommt, dahin bewegen, von Neigung und Entſchluß zur Auswanderung abzulaſſen. Sie hört an der Hausthüre klopfen — horch! — wieder — er iſt zurück! — ſie eilt, zu öffnen — „gute Nacht!“ —

In der Stube des zweiten Hauſes iſt Licht. Der buchene Span am ſtangenförmigen Leuchter mit der dreizackigen Eiſenzwänge oben iſt faſt bis an dieſe zurückgebrannt. Die glühende Kohlenzunge des Spanes, bereits mehre Zolle lang, löſt ſich jetzt ab und fällt, in ſprühende Stücke zerſpringend, zu Boden. Wenn die Kohlenzunge des Spanes ſo lange ſich erhält, ſo ſoll Jemand Bekannter des Hauſes denſelben Abend noch aus der Fremde kommen. Aber die zwei Menſchen, welche ſich in der Stube hier befinden, ſehen weder, wie weit der Span zurückgebrannt, noch bemerken ſie deſſen lange Kohlenzunge, noch denken ſie dem Aberglauben nach. Nicht weit vom Leuchter ſitzt die Hausfrau am Tiſch, den Kopf auf die Hand ſtützend, ſchweigend, ſinnend. Auf und ab mit verſchränkten Armen geht der Mann, ebenfalls ſchweigend, nachdenkend. Wie jetzt das letzte Stückchen Span verlodert, nähert ſich der Mann ſeinem Weib, klopft ſie auf die Schulter und ſpricht: „Gemmâ ſchlôfâ! — — I môi, mîa hômâ r a Hôâmat, Kinâ, a Hôs und kôi Schuld'n — wôs? —

sôllmâ bafôgei, und d' Hôâmat fôlauß'n?"*) Das Weib fällt ihm freudig an den Hals. —

Gleich daneben, nur durch einen Garten getrennt, steht ein kleines Haus, von einem höchst sanguinischen Männlein bewohnt. Da poltert's aber auch, als ob ein ganzes wildes Geisterheer Unwesen triebe. Den höllischen Lärm macht das sanguinische Männlein ganz allein. Ganz allein? Das Männlein ganz allein. Sein Weib ist lange todt. Kinder hat er nie gehabt. Er hat sich nie Zeit gelassen, welche zu haben. Thür' auf und zu! — Stühle, Hausgeräth hin und her! — wozu springt denn der Tolle plötzlich wieder zur Hausthüre hinaus? Wohin? Im Eifer nicht einmal das Haus verschließen? He da! Wohin? Was — — „Dort muß Jemand im Finstern an einen Holzstoß angerannt sein! Gebt Acht! Es ist finster!" —

Warum weinen denn vor dem nächsten Hause Vater, Mutter, mehre Kinder und drei Dorfburschen so heftig? Das Licht, welches eine Magd jetzt aus dem Hause bringt, läßt uns den Burschen in der Mitte der Weinenden erkennen, welcher vor Kurzem zum Militär genommen, noch vor Tagesanbruch fortwandern wird, um sich den Abschied zu erleichtern. Nur seine zwei liebsten Kameraden hat er zum Abschied herbestellt. Als er spricht: „Nô, Muaderl, lôbt's

*) Gehn wir schlafen! — — Ich meine, wir haben eine Heimath, Kinder, ein Haus und keine Schulden — was? — sollen wir davongehn und die Heimath verlassen?

gſund! und Vöderl und Gwiſtalä und Baumä" —*) wird er ſchluchzend von allen angehalten; die Mutter will ihre Arme nicht losſchlingen von ſeinem Halſe, und kann nur immer die Worte ſagen: „Mä Beiw'l! Mä Gongerl!"**) Schweigend, ein Tuch mit der linken Hand in die Augen drückend, mit der Rechten des Sohnes Hand feſthaltend, ſteht der Vater dabei, der, reiſefertig, den Sohn begleiten wird. Beide machen ſich endlich los, und ſchreiten, im Schmerz den Nachruf der zurückbleibenden Weinenden kaum hörend, fort aus dem Dorfe. — Als ſie fähig ſind zu ſprechen auf ihrem Gange, da legt der Sohn dem Vater die ſchwärmeriſcheſte Liebe zur Heimath an's Herz und fordert ihn beſchwörend auf, niemals ſein liebes, liebes Dorf und Haus zu verlaſſen. Gerne ſtimmt der Vater ein, der am Tage zuvor unter den Mäßigſten war, und nun vollends vom Taumel der Auswanderung frei bleibt. —

Bei der Mühle wollen wir nicht horchen; die Räder klappern, das Waſſer rauſcht und ſchäumt heftig. In der Stube iſt wohl Licht. —

Im nächſten Hauſe aber finden wir einen wunderbaren Schwärmer. Mehre Verwandte haben ſich hier verſammelt, um des verſtändigen Großvaters Rath und Meinung zu hören. Der ehrwürdige, verſtändige Greis ſpricht entſchieden gegen den

---

*) Nun, Mutter, lebt geſund! und Vater und Geſchwiſter und Freunde —

**) Mein Söhnlein! Mein Wolfgang!

Fanatismus der Auswanderung. Ihm ein heftiger Gegner ist der Enkel, ein Bursch von achtzehn Jahren. Während alle andern um den Tisch sitzen, geht dieser lebhaft auf und nieder, weniger Gründe als Sehnsucht für die Auswanderung aussprechend. „Wenn sie fortwären", meint er „da würde ihnen wohl! Da würden sie nicht mehr sehen und hören, was ihnen unangenehm ist zu Hause; — es könne gar nicht anders sein, als daß es besser werde, wenn man auswanderte!" — Man streitet, erwägt, beschließt und verwirft noch lange. „Seid behutsam! Uebereilet euch nicht! Gute Nacht! Gute Nacht!" —

Wie? Da drinnen ist schon ein Kauf abgeschlossen. Dieser ernste Mann, der sich von einem andern ernsten Manne Geld vorzählen läßt, hat sein Haus und sein Stück Feld verkauft; und will in wenig Tagen schon aufbrechen, um nichts zu versäumen. Sein Weib, ein Kind auf dem Arme haltend, steht mit verweinten Augen dabei; auf den Wandbänken herum sitzen drei Knaben, und ein Mädchen, bitterlich schluchzend, daß sie ihr Haus und ihre Heimath verlassen sollen. Sie denken an ihre Spiele, Kameraden, Pläne, die sie für die kommenden Jahreszeiten vorhatten u. s. w. Da aber werden sie fortsein, und heim werden sie nie mehr kommen. Ihr Vater ist rasch; ihr Vater greift schnell zu! — —

So, mehr oder minder gährend, bewegen sich die Gemüther diese Nacht im ganzen Dorfe. Mancher Rausch macht besserer Nüchternheit Platz; Entschlüsse, schon einmal fest, wanken wieder. Wo der Mann sich vom Eifer hinreißen ließ,

retten ihn das gemüthlichere Weib und weinende Kinder zurück. Manche, die weniger begeistert den Entschluß der Auswanderung anfangs erfaßten, greifen ihn jetzt mit consequenzfester Gesinnung auf. Toll, lärmend, jubelnd, halb oder ganz betrunken tobt noch eine Männerschar um die wüsten zwei Ankömmlinge aus dem Banat, die sich jetzt in das Wirthshaus begeben. Ihre wilde Wirthschaft dauert daselbst bis zum hellen Morgen. — — —

Diese Begebenheit erlebte ich als Knabe in meiner Heimath. Bis zur Hälfte Juni 1827 hatten sich die Auswanderer bereits entschieden herausgestellt. Ihre Zahl stieg nicht so hoch, als zu fürchten war. Die meisten, welche dazu gehörten, lebten früher als Inwohner in den Dörfern; mehre hatten ihr kleines Haus mit dem wenigen, dazugehörigen Feld verkauft. Größere Haus- und Grundbesitzer, welche an der Auswanderung Theil nahmen, waren nur wenige. Einzelne der Gegend schlossen sich an, um die Reise aus Neugierde mitzumachen, oder aus Speculation, um aus dem Banat mit Gold beladen in die Heimath zurückzukehren. Die zwei Ankömmlinge, die ich geschildert habe, wurden während ihres Aufenthaltes in der Gegend täglich in einem andern Hause verschwenderisch bewirthet. Sie boten sich als Führer und Rathgeber an, und rühmten ihren Einfluß im Banat. Mit Freude nahm man sie in dieser Eigenschaft an. Mit Anfang Juli sollte die Wanderung beginnen. Es geschah. Am Vorabend, als bereits die mitzunehmenden Habseligkeiten auf einzelne Wagen gepackt vor den Häusern standen, war plötzlich spurlos der Eine von den Ankömmlingen aus dem Banate

verschwunden. Man hatte ihm einiges Geld vertraut. Die Wirkung dieser Flucht war sehr niederschlagend. Mißtrauen erwachte, und nur der imponirenden Geistesgegenwart des andern Ankömmlinges, der sogleich den Schaden aus Eigenem ersetzte, gelang es, Ruhe und Zutrauen herzustellen. — Am folgenden Morgen, sehr früh, begann der bereits aus mehren Ortschaften versammelte Zug unter lautem Weinen der Fortziehenden und Bleibenden. Solcher Augenblick erweckt fast einen trostlosen Zustand. Alle Zukunft verschwimmt vor der Seele und des Körpers weinenden Augen. So lange der bloße Schmerz dauert, sehen sich die Scheidenden gleichsam lebendig begraben. Weit über die Dörfer und Hügel hinaus begleitete man die Auswanderer. — Wie die Kinder weinten! — — Als die Begleiter zurückgehen wollten, wiederholte sich zum letzten Male ein Schreien und Umklammern, daß das Fuhrwerk bereits weit voraus war, als man sich trennte. Unter den Scheidenden war auch jener Bursch, den wir in der Nacht so seltsam für die Auswanderung schwärmen sahen. Trotz des ehrwürdigen Großvaters und der Eltern Widerspruch und Flehen war er nicht zurückzuhalten. Ihn trieb unglückliche Liebe fort. Als er sich von seiner Mutter trennte, biß sie ihn im wüthendsten Schmerz in die Wange. Er aber übertäubte den äußern Schmerz mit dem größern innern, küßte nochmals seine Mutter für ihre Liebe und war fort mit den andern. — —

Viele Wochen nach der Auswanderung kam ein Brief in der Heimath an, der die tiefste Trauer verbreitete. Er war auf einer ungarischen Haide geschrieben, und folgenden Inhaltes:

„O ir liben Zu hauſe!

„beglaget und beweinet uns, den der Her had uns arme „geſtrafft. Wier ſizen weit im Ungerlant weinend und gla„gend auf einer weiten Heide, wo Nichts als Sant und „Strauchwerck iſt, und ſint alle Zu bettlern worten. O ir „lieben Zu hauſe! daß kennt ir nicht glauben und vorſtelen, „wi Unglüklich wir Verlaſene ſint. Heit frü iſt Wolfgang †††*) „auf ein mahl verſchwunten, und had unſer Meiſtes Gelt „geraupt. Jezt ſint wier Arme, Verlaſne bettler, und müſ„ſen unſer anderes Habe verkauffen, damit wir nur türftich „weiter und an Ord und Stele komen. O ir lieben Zu „hauſe! betet für uns alle Tag und denckt An uns, daß „wier doch den troßt häten, das Jemant um uns weinet „und um uns Arme Trauert. — O ir glüklichen Zu hauſe in „der guden heimat, laſſett eich nicht in eierer heimat Goldne „berge vormachen, und um eiere hruhigen Heiſer bedrügen. „Daß iſt gefelt mit uns auf imer! O ir lieben Zu hauſe! „wier wern Zufrieden mit dem halben von dem, waß wier „dort bey eich gehabt — und nun ſint wier Arme, Unglük„liche bettler. Da ſitzen wir um Ein feuer wie ir man„chesmall Zu hauſe zigeinerbanten ſehet, und kochen uns eine „Sube. Nicht weid von uns ſteht eine Hiten, es wird eine „Räuberhitten ſein; weil dan und wan ein wilder Kerll hin„ein und herauslauft. Aber wen wier angepackt werden ſoll„ten, ſo haben wir ſchon große Steken, mit denen woll'n „wier zu Gunſten fir uns ſelbſt mutig zuſchlagen. Dieſeß „Jamertal verlaſſen wier aber gern, wen es ſein mus. —

*) Der erwähnte Führer oder Ankömmling aus dem Banat.

„Wier weinen nach eich, O ir lieben Zu hause, und em-
„pfelen uns Got und eierm Gebet." . . . . .
Unterschriften und †

Von der Ankunft der Auswanderer im Banat mit Anfang des Herbstes desselben Jahres werden noch immer höchst traurige Scenen erzählt. Im Allgemeinen fanden sich die Unglücklichen sehr in ihren Träumen getäuscht. Land wurde ihnen angewiesen, aber sie hatten keine oder nicht auslangende Werkzeuge zur Bearbeitung des Bodens, und überhaupt nicht jenen nöthigen Vorschuß, die rechte Basis einer Wirthschaft zu gründen. Viele wurden von dem Anblicke des ungepflegten, rauhen Bodens, durch die weite Einsamkeit und das allgemeine Elend so abgeschreckt, daß sie ihr Letztes hingaben, um sich die Erlaubniß der Rückkehr zu erkaufen. Die meisten besaßen nicht mehr so viel, um dieser Wohlthat der Rückwanderung theilhaftig werden zu können. Sie mußten unter dem tiefsten Jammer ihr Loos ertragen, und ihre Sehnsucht der Heimkehr nach dem Böhmerwalde hinauströsten, bis sie sich durch Arbeit und Betteln das erforderliche Geld sammeln konnten, sich den freien Rückweg zu erkaufen. Vor allen Trauerereignissen jener Tage der Ankunft im Banat ergreift am meisten folgendes. Wie allen andern wurde auch einer Familie eine Strecke Land angewiesen. Der Familienvater, der lange seinen tiefsten Gram nicht mehr verbergen konnte beim ärmlichen Anblicke seiner Kinder und seines Weibes, wurde plötzlich vom Schlage gerührt, und starb wenige Stunden darauf. Den folgenden Tag spielten seine Kinder unweit der trostlos weinenden Mutter, als der eine Knabe, unvorsichtig

einen Stein schleudernd, ihr ein Auge auswarf. In solcher hilflosen, jammervollen Lage machten sie sich auf, und zogen bettelnd bis zum künftigen Jahre herum, daß sie dürftig das leidenschwere Leben fristeten. Zum Glücke für sie lebten in Wien zwei ältere Geschwister, welche jetzt im Stande waren, für die Rückkehr der Ihrigen die Erlaubniß zu erkaufen. Alle kehrten zurück. Die Kinder leben bis jetzt in Wien, die Mutter wieder in der Heimath. — Seitdem sind die meisten jener Auswanderer zurückgekehrt; jene, welche nicht wieder kamen, sollen jetzt ein erträgliches Loos erkämpft haben. —

Die Geschichte meiner Schwester.

Motto: „Gfrǟâ tauts mô, dôß du uns ôllô guât kennst,
Ŏwâ flennâ mǟchtô, wenn du mâ Schwôsterl nennst.“ *)

Den 10. August 1836 sollte ich wieder die liebe Heimath sehen, das freundliche Dorf in der freundlichen Gegend, alte liebende Eltern, viele theuere Geschwister und Freunde. Zwar nur ein Jahr hatten mich die Studien ferne gehalten, allein es war das erste Mal, daß ich so lange fern war, und das machte meine Sehnsucht so groß, meine Erwartungen so gespannt auf die Veränderungen in und außer meinem Elternhause. Auf einem Hügel, der mir die ganze heimathliche Umgegend auf Ein Mal vor die Augen breitete, stand ich still, und mußte vor Freude weinen, wie alles so schön war; wie meine Brüder dort mitten unter Knechten und Mägden die

*) Wie freut es mich, daß du uns alle so gut kennst;
Aber weinen möcht' ich, wenn du mein Schwesterlein nennst.

goldenen Kornwogen mittelst der Sichel niederbreiteten; wie unser weißblinkendes Haus durch die wenigen, aber großen Birnbäume mir entgegengrüßte; wie um und um die Felder grünten, blühten, reiften, und rings die Kornernte lustig begann. Ich trieb ja auch einmal meines Vaters Herde auf die Weide, und da lag das Brachfeld wieder, dasselbe, und mein kleines Brüderlein lief mit einem helfernden Hunde um eine weidende Herde. Dort das Kleefeld, der Bach mit der Erle am Ufer, die ich einst muthwillig bestieg und von der ich sammt einem Aste in das Wasser fiel; darum ich sie im Zorn zerschlug. „— Willkommen, gewaltige Eichen dort am Waldessaum! Kleiner Weiher, der mich tausendmal badend umfing! Wiesen und Hügel, willkommen!“ — In wehmüthiger Freude stehend, ersahen mich meine Brüder, und mit Jubel stürmten sie um mich zusammen, mit klopfendem Herzen, und wallendem Blut in den Wangen. „Ist es wohl um Vater und Mutter?“ Alle bejahten. Da wanderten plötzlich, in einfaches Gespräch vertieft, meine alten Eltern uns entgegen, die bis jetzt ein Hügel verborgen hatte. Meiner ansichtig in der Mitte ihrer übrigen Söhne, blieben sie stehen. Der Vater wehrte mit der Hand die blendende Sonne vom Auge, und die Mutter stemmte die Hände auf die Hüfte. Jener erkannte mich zuerst und rief: „bist's oder bist's nicht?“ Ich flog, ohne ein Wort sagen zu können, der Mutter in die Arme, umhalste dann den Vater, und die Alten weinten in ihrer Freude wie Kinder. — Als wir an unser Haus kamen, stürzte mir meine Schwester laut weinend entgegen, umklammerte meinen Hals und schrie: „ich möchte ihr vergeben, sie nicht verachten und verstoßen!“ Ich sah verwundert Eltern und Brüder an, die traurig und verlegen herumstanden, und

fragte um den Grund, der sie Alles dessen würdig zu machen im Stande wäre? Niemand wollte sagen und gestehen, — bis ich in der Stube auf eine Wiege stieß. — Die Schwester warf sich in einen Winkel, und verhüllte jammernd ihr Gesicht; der Vater schritt voll Gram und schweigend zur Thüre hinaus, die Mutter schluchzte am Fenster, und meine Brüder standen in verlegen trauriger Gruppe um mich. Mitleid und Zorn wollten wechselweise Meister werden in meiner Brust. — Also mehr als Alter hat den Eltern am spärlichen Haare gebleicht; mehr als die Zeit an ihrem Rücken gekrümmt — ? Nur eine Schwester, — und diese Eine — ! Ich wußte, daß sie bei meinem Abschiede daran war, einen recht lieben Burschen im Dorfe zu heirathen. Der erste Brief der Eltern nach meiner Abreise sprach noch erfreulich von diesem Verhältnisse; hierauf aber brach jede Erwähnung ab, und selbst meine brieflichen Nachfragen verklangen umsonst. —

„Verführt und verlassen bist du, Schwester? — Wer ist der Vater dieses Kindes? Du weinst mit einer Heftigkeit, die die Größe deiner Reue und deiner Schuld anzeigen könnte. Was war Schuld, daß deine so nahe Heirath sich zerschlagen?" So sprechend stand ich vor ihr und erwartete vergebens ihre Antwort. Sie schluchzte und weinte heftiger, und stürzte hierauf aus dem Zimmer. Eben wollte die Mutter ihre Erklärung beginnen, als außer dem Hause die Stimme meiner Schwester in verzweifeltem Ausbruche Worte der Drohung, des Hasses hören ließ. — Als wir hinaus eilten, lief schon eine Menge Nachbarsleute zusammen. Die Schwester mit aufgelöstem Haare, wildbewegten Augen, und krampfhaft vorgestreckten Händen, mußte gewaltsam zurückgehalten werden, um nicht nach einem Hause zu stürzen, gegen das ihre Schmä-

hungen gerichtet waren. Ein junges Weib, dessen Verwandte dieses Haus bewohnten, kam jetzt eilig heraus, und floh scheu hinter den Häusern davon. — Meine Schwester ließ nicht ab, das Weib zu verwünschen und die Umstehenden anzuflehen, dasselbe aus dem Orte zu peitschen. Rührende Theilnahme sprach aus jedem Gesichte der Anwesenden; man redete beschwichtigend meiner Schwester zu, man vermochte sie etwas zu besänftigen, sie ging trostlos weinend in das Haus zurück. — Ein unwilliges Gemurmel verbreitete sich unter der auseinander gehenden Menge. Viele, die meinem Elternhause besonders zugethan waren, ließen Drohungen hören sowohl gegen dieses Weib, das eben aus dem Hause entfloh, als gegen jenen Burschen, der vor einem Jahre meine Schwester heirathen sollte. Ich schloß also daraus leicht auf die schändliche Untreue jenes Burschen, dessen große Entartung ich fast unglaublich fand. Mein armer, tiefgebeugter, greiser Vater ging wankend im Garten auf und ab, und ich näherte mich ihm, theils um, so trostlos auch seine und meine Gemüthsstimmung war, doch der traurigen Lage eine trostfähige Seite abzugewinnen, theils um den Zusammenhang der Unglücksgeschichte meiner Schwester zu erfahren. Die war kurz.

Der liebenswürdig scheinende Bursch ging in Gedanken ganz anders um mit den Menschen als im äußeren Betragen. So lange er noch mit meiner Schwester auf dem vertrautesten Fuße lebte, besuchte er längst auch ein anderes Mädchen, das reicher, aber nicht so schön war als meine Schwester. Bei jener liebte er das Geld, bei dieser, so lange er noch unverheirathet war, die Schönheit. — Er täuschte beide: jene mit der Liebe, diese mit der Hoffnung auf Heirath. Als der Bösgesinnte sah, daß er zum Heirathen gezwungen sei, betäubte

und verwirrte er meine Schweſter mit allem Duft und Weihrauch einſchmeichelnder Liebe und naher Ehe in ſolchem Grade, daß ſie ſeinem ſchändlichſten Zwecke erlag. —

Den folgenden Tag war Sonntag. Meine Schweſter wagte ſich kaum unter den freien Himmel, ihr Auge ſchien Jedermann ihres Herzens Schuld zu verrathen. Weinend ging ſie in die Kirche, und kniete betend und mit zerknirſchter Seele am Eingange nieder. Der Prediger ſprach verdammend über die Schuld und Strafe der Verführung, und erhob mit den glänzendſten Farben der Rede die Wonne und Belohnung der Unſchuld. Wie ſank meiner Schweſter das Haupt, wie zitterten ihr alle Glieder, wie rollten ihre Thränen über die Wangen! Alles war rein, gut, ſchuldlos um ſie; Allen galt die himmliſche Verheißung; ihr nur galt die Verdammung Gottes. An einem Pfeiler hinter ihr lehnte ihr Verführer: wüſt, verſtockt, vielleicht noch ſüß betäubt. Als der Prieſter das „Amen" ſeiner Predigt ſprach, und „gelobt ſei Jeſus Chriſtus!" ſah plötzlich der Burſch blaß wie Kreide, und ſtieß ſeinen Nebenmann, ſagend: „Amen!" ſtatt: „Hilf mir aus der Kirche!" Er taumelte hinaus. Der Prieſter las jetzt von einem kleinen Zettel mit langſamer Stimme: „Es werden in den Stand der Ehe ſich begeben (hier nannte er den treuloſen Burſchen und jenes erwähnte Mädchen). Die Brautleute werden zum erſten Mal aufgeboten. Wer ein rechtliches Hinderniß weiß, wird aufgefordert, es zu rechter Zeit anzugeben!" — Zu dem Weihwaſſergefäß an der Kirchthüre ſchleppte man eine Todte, und wuſch und rieb ihr das Geſicht. Es war meine Schweſter. — In die Sakriſtei ſtürmte ein entrüſteter Greis, er

schrie, daß das heilige Gebäude wiederhallte: „Mein Kind! Meine Tochter! Er ist treulos! Er hat sie verlassen!“

Ernst und mild fragte der würdige Geistliche: „Wie hat er euere Tochter verlassen?“

„Er kam seit Jahr und Tag in's Haus, schwatzte immer von Heirath, und schwur, nur meine Tochter zu nehmen. Sie wies deßhalb jeden Anderen mit Heirathsanträgen zurück. Noch gestern, gestern noch log uns der Unverschämte Hoffnungen vor, denen er heute so treulos ward. Diese Schändlichkeit raubt meiner Tochter das Leben! —“

„Das reicht nicht aus, lieber Alter,“ sagte der Priester, „ihm in seine Heirath ein Hinderniß zu legen. Er hat sich wider seine Seele verschuldet, nicht wider ein äußeres Gesetz. Geht heim, tröstet und beruhiget die Leidenschaft euerer Tochter. Sie wird, wenn sie die Schändlichkeit dieses Burschen erwägt, eher froh als traurig sein, ihm nicht als Gattin in die Hände gefallen zu sein.“

Indeß ward meine Schwester in's Leben zurück und nach Hause gebracht. — Acht Tage lang schwebte sie in Todesgefahr. Fieber- und Wahnsinnsanfälle raubten ihr ganz die klare Auffassung der Gegenwart. Als sie ruhiger und fähiger wurde, ihr Elend wieder deutlicher zu fassen, war der Hochzeitstag des Ungetreuen erschienen. Schießen, Glockengeläute und Jauchzen drang an ihr Ohr, man mußte sie, ungeachtet aller Widerrede, unter den Birnbaum vor das Haus führen. Niemand, außer meinem Vater, sollte bei ihr bleiben. Den Hochzeitszug sah sie nach der Kirche gehen. Die ländliche heitere Musik schmelz ihre schroffen, wilden Gefühle zu sanfter Wehmuth. Meine Schwester weinte heftig. Als die Glocken schwiegen und der Zeitpunkt erschien, wo die Segnung des

Brautpaares vollzogen wurde, ging ein Dorfbursch, eine Pistole in der Hand, zu einem großen Stein in der Nähe der Kirche, und schlug darauf mit wüthender Kraftanstrengung den eisernen Ladstock in das Rohr. Dabei fluchte er über das langsame Nachgeben des eingestopften Papieres, schüttete dann Pulver auf die Zündpfanne, und wartete den Moment ab, wo die Segnung endet, um die Ladung loszubrennen. Ein Klingeln der Altarglöcklein zitterte durch die Luft herüber — der Bursch stand in Feuer und Dampf — dem Pistolenknall pfiffen tausend Metalltrümmer von dem geborstenen Gewehr nach. Ein Kirchenfenster, das nächste am Burschen, war zerschmettert, in die übrigen Sprünge gerüttelt. Dem Burschen hatte es beinahe die Hand zerrissen. Man lief bestürzt um den Verletzten zusammen. Manche beschlich eine seltsame Stimmung. Der Schuß, der Lärm, das Unglück, die ernste Feier der Kirche, das Gerücht von des Bräutigams Treulosigkeit — wirkte unheimlich zusammen. Mehre standen bei Seite und winkten sich verstohlen zu; denn sie bemerkten, daß unter dem Birnbaum bei unserm Hause ein alter Mann, mein Vater, wie in Verzweiflung herumlief, sich mit seinen Nägeln die Brust zerfleischte, das Haar ausraufte, und die Worte in den wildesten Jammer tauchte. Er hatte während der Trauung die Verführung seiner Tochter aus ihrem eigenen Munde erfahren. Diese sank nach ihrem Schreckensbekenntnisse, aller Sinne beraubt, auf den Rasen nieder, und gab kein Zeichen des Lebens von sich. In seiner zerrüttenden Raserei ließ sie mein Vater unbeachtet liegen, und sah und fühlte nichts mehr in dieser Welt, als sich und seinen wüthenden Schmerz. Die heitere Hochzeitsmusik führte das Brautpaar aus der Kirche. Jedes Herz flüchtete dort schnell wieder zur Freude zurück.

Allein, wie lispelnde Wellen an den Leichnam, den das Meer an's Ufer warf, so schmeichelten umsonst die lustigen Töne der Musik an meiner Schwester betäubtes Ohr, umsonst um meines Vaters graues Haupt, umsonst um und in mein Elternhaus, wo es schien, als hätte der Himmel allen Jammer hier zusammengeschüttet, um die ganze übrige Welt jubelnder Freude überlassen zu können.

Gedenke man einem Greise nicht allzusehr mancher willenlose Grausamkeit, zu der ihn die jammervollste Gemüthsstimmung hinriß. Ihm war der unbefleckte Ruf der Kinder Alles. Seine schlichte, fromme Leitung der Kinder war in der Gegend fast berühmt. Man hat seinen Rath vielfach gesucht, wenn es sich um das Wohl einer Familie handelte. Sein Stolz lag darin, auf das Betragen der Seinigen zeigen zu können, wenn es sich darum handelte, anderen Kindern ein Muster zu geben. —

Zwei Tage nach der erwähnten Hochzeit saß mein Vater im Winkel der Stube an einem Tische, das Haupt in die Hände geworfen, stumm vor sich hinblickend. Es war gegen Abend. Draußen klang es von allen Seiten aus den Kehlen der heimkehrenden Dorfbewohner, und erinnerte den gequälten Greis an seine Freuden, als auch *seine* Kinder unter den Jubelnden waren. Er sah hinaus und erblickte meine Brüder, wie sie abgesondert vom Schwarm, traurig und langsam neben einander hergingen. Meine Schwester ging eben über das Zimmer. Heiß, wie des südländischen Jünglings, wallte sein Blut. Vor ihm auf dem Tische lag ein großes Messer. „Mir, und ihnen, und Allen das Leben vergiftet!“ schrie er, und schleuderte das Messer ihr entgegen. Es fuhr zwischen Schulter und Ohr vorüber, und tief in die Stubenthüre. Kaum

aber war die Waffe aus seiner Hand, als er einen Entsetzensschrei über seine rasende That ausstieß, dem mißhandelten Kinde entgegenstürzte, wie vor Angst erblindet auf Gesicht, Hals und Brust das Mordmesser suchte, und lange wilde Worte der Verzweiflung ausstieß über das Blut, das er an seinem Kinde vergossen hätte. Er weinte und konnte lange nicht überzeugt werden, daß die Tochter unbeschädigt sei.

Heftige Scenen dieser Art wiederholten sich oft in meinem Elternhause, bis die Gewalt des Schmerzes zu milderen Regungen schmolz, und in Thränen zuletzt bis zu beinahe friedlicher Ruhe erleichtert ward. So kam das Jahr um, ohne daß ich durch den leisesten Wink in die Trauer-Scenen der Meinigen gezogen worden wäre. Als große Wohlthat muß ich diese zarte Schonung meiner Eltern betrachten, durch die ich vor vielen schmerzlichen Berührungen gesichert blieb. — — —

Einige Zeit nach meiner Heimkehr war Musik in unserem Oberwirthshause, das durch eine Wiese vom Hause meiner Eltern getrennt liegt. Durch die geöffneten Fenster der Schänke konnte man die heitere Musik hören. Meine Schwester war allein zu Hause geblieben; die Eltern wanderten um die Fluren; ich trieb mich im Walde herum; meine Brüder waren bei der Musik heiter und tanzten. Die Schwester ging vor das Haus, setzte sich, mit dem Kinde auf dem Arme, unter einen Baum. Da hörte sie jauchzen und spielen, und versiel in tiefe Trauer bei der Erinnerung an ihre Unschuld, an ihre einstigen Freuden am Tanz, wo sie stets zu den Fröhlichsten und Schönsten gehörte. Plötzlich erblickte sie einen Mann, der vom Wirthshause her über die Wiese gerade auf sie zuschritt. Sie erkannte ihn nicht gleich, weil ihre Augen in Thränen schwammen. Doch als er näher kam, erschrak sie

heftig — denn es war ihr Verführer. Er ging in ihrer Nähe immer langsamer, zerpflückte einen Strohhalm zwischen den Fingern, und war blaß im ganzen Gesichte. Seine Mundwinkel zeigten ein höhnisches Lächeln. Vor meiner Schwester stand er still. — Angstvoll und verlegen sah sie ihn an. Einen Augenblick schien er unschlüssig, wechselte schnell nach einander die Gesichtsfarbe, dann fuhr er plötzlich auf die Unglückliche los, und versetzte ihr einen solchen Schlag in's Gesicht, daß sie wie todt liegen blieb. Das Kind war ihr schreiend und hilflos vom Arm auf die Wiese hingerollt. „Das hast du für den Schimpf und die Beleidigung meines Weibes!" schrie der Wicht. Vor dem Wirthshause hatten sich Weiber, Männer und Mädchen, seine Anhänger, versammelt, um mit boshafter Freude der Mißhandlung zuzusehen. Als die schändliche That geschehen war, schlugen sie ein lautes Gelächter an. Schnell verbreitete sich das Gerücht im Wirthshause. Meine Brüder und mehre ihnen anhängende Burschen standen gerade um den Tisch der Musikanten, sangen und ließen sich spielen. Da hörten sie das eben Geschehene. Wie ein glühendes Messer fuhr es ihnen durch's Herz. — Ihr lang verhaltener Grimm sprang jetzt wie ein entfesselter Tiger hervor. In wenigen Sätzen waren die Entrüsteten über Schwelle, Hof — auf der Wiese, wo bereits der Schurke, Gefahr ahnend, flüchtend nach dem nächsten Dorfe rannte, und noch zu rechter Zeit in einem Hause einen Versteck fand. Alles strömte aus dem Wirthshause dem Flüchtling und seinen Verfolgern nach, theils um jenen im Nothfalle zu schützen, theils um diesen beizustehen. Spaten und Stangen waren in jeder Faust, allein der Flüchtling war nicht zu finden, und so jeder blutige Auftritt vermieden. Mehre Tage wagte sich jener nicht

ohne Begleitung hervor, denn fürchterlich war der Zorn und die Drohung meiner Brüder. —

Die Kirche unſers Dorfes war erſt neu erbaut, und nicht lange daſelbſt ein Prieſter eingeſetzt. Es fehlte noch immer ein Gottesacker. Hinter dem Hauſe des vielerwähnten Böſewichts beſaß ein Nachbar eine unfruchtbare Strecke Feld, die weder als Acker genug Getreide hervorbrachte, um der Bearbeitung werth zu ſein, noch als Wieſe hinlänglich Gras nährte. Der Platz und Preis war geeignet, den Kirchhof dort aufzuſchlagen. So geſchah es. Der Böſewicht hatte nun den Kirchhof vor den Fenſtern ſeiner Schlafkammer.

Meine Schweſter hatte ſeit jener letzten Mißhandlung faſt Klagen und Thränen verlernt. Sie war ſtill, ganz ſtill geworden. Wenn man von ihrem Beleidiger zu ſprechen anfing, ging ſie hinaus. Als man auf Beſtrafung ſeiner letzten Unthat mit Nachdruck dringen wollte, ließ ſie es durchaus nicht zu. Ihr verſchloſſenes Seelenleiden griff ſichtbar zerſtörend ihren Körper an. —

Den erſten Oktober nahm ich Abſchied vom Elternhauſe. Meine Schweſter war nirgends zu finden. Ich mußte fort — und mit ſchmerzlichem Vorgefühle empfand ich's, ich werde ſie nimmermehr ſehen. Auf jenem Hügel, wo ich bei meiner Heimkehr mit freudiger Rührung den Willkommungsgruß ausrief, ſaß meine Schweſter am Rain zwiſchen zwei Kornfeldern, und wartete auf mich, bis ich vorüber mußte. Der Wagen war bereits voraus, Alle, die mich begleitet hatten, bereits zurückgekehrt. So trafen wir beide allein zuſammen. Wir konnten nicht mehr ſagen, als „Bruder!“ und „Schweſter!“ und weinten lange einander am Halſe. Hierauf machte

ich mich los, sie setzte sich wieder auf den Rain, und ich hörte sie noch lange bitterlich schluchzen und weinen. —

Aus vielen Briefen von den Eltern las ich, daß die Schwester sehr abnehme an Kräften, und stets verschlossener, stiller und einsamer lebe. Am 26. Oktober erhielt ich einen schwarz versiegelten Brief. — Darin hat mir der Vater meiner Schwester — Tod geschrieben. Sie ist die erste Leiche im neuerrichteten Kirchhofe. Ihr Mörder kann aus seinem Fenster auf ihr Grab sehen. — Von jenem aber erzählt man seit meiner Schwester Tod allerlei Seltsames. — Er bat bei meinen Eltern um das Kind. Sie haben ihm die Bitte abgeschlagen. Er lebt äußerst zerfallen mit seinem Weibe. Um sich zu zerstreuen, hat er in seinem Hause eine Bierschänke errichtet, und treibt sich oft in unglücklichen Handelsgeschäften lange in der Welt herum. —

Vor kurzem waren meine Brüder durch anwesende Gäste gezwungen, sein Haus zu betreten. Verlegen und traurig grüßte er sie. Sprach wenig. Als die Gäste aufbrachen, sagte Einer derselben: „Euer Haus ist alt, seht, wie die Balken faulen — es riecht hier drückend dumpf. Wirth, ihr müßt bauen!“ Dieser sagte in Gedanken verloren und mit traurigem Nachdruck: „Mir faulen die Todten zu nahe, ich werde nichts mehr bauen!“ — Dabei faßte er die Hände meiner Brüder, drückte sie krampfhaft und rief weinend wie ein Kind: „Ich habe euere Schwester geschlagen!“ — An der Pfoste der Hausthüre lehnte er noch lange und sah meinen Brüdern nach. Dieselbe Nacht sah ihn ein Bursch, der am Kirchhofe vorüberging, auf dem Grabe meiner Schwester knien und beten. Am folgenden Tage war er verschwunden; — man sucht, und sucht ihn umsonst. — —

Ein Kirchweihfest*).

Langsam rückt eine dichte Herbstnebelmasse im mittleren Böhmerwalde hin und her; Dörfer, Höhen und Wälder sind davon umhüllt, und der nahe Morgen kann kaum eine schwache Dämmerung verbreiten. Während alles Regen und Leben in den Dörfern noch ein lähmender Schlaf niederhält, als wüßte er recht wohl, zum Genuß der Freude wie zum Ertragen von Beschwerden gehöre eine harmonische Stärkung der Glieder und Gefühle, verträgt sich ein einziges Herz allein nicht mit der einförmigen Ruhe der allmälig verschwimmenden Nacht.

Aus dem Hause am östlichen Ende eines deutschen Dorfes drückt sich sachte ein hübscher, kräftiger Bursch, ganz angekleidet, aber ohne Halstuch und Hut. Seine schöne, schwarzlederne, mit weißen Schnüren an den Nähten ausgelegte Hose hält weiße Strümpfe unter den Knien aufrecht. Eine karminrothseidene Weste mit Golddlümchen und Silberknöpfen blickt scharf unter der veilchenblauen Manschesterjacke hervor. Offenbar ist das des Burschen Sonntagsanzug. Er scheint eine Wanderung vorzuhaben. Nachdem er sich die brennenden, schlafbegehrenden Augen gerieben, blickt er ernst und betrübt einige Augenblicke starr in die Dämmerung und Nebel hinein; geht dann zum Bach hinab, der etwas tiefer am Haus vorüberfließt, hebt einige plaudernde Wellen heraus, um sich Gesicht, Hals und Haar zu waschen. Ein reines Schnupftuch dient zum Trocknen. Und nun zieht er einen derben knotigen Stock aus dem Zaun, bekreuziget Stirn, Mund

*) In diese Novelle habe ich absichtlich einige der Sittenschilderungen zum Theil oder ganz wörtlich aufgenommen oder nur benützt, um das möglichst treue und farbenfrischeste Volksleben darzustellen.

und Brust, worauf er sein Morgengebet spricht: „Himmlischer Vater! Dir dank' ich für Schlaf und Ruhe; Heiland, stärk' meine Seele; Mutter Christi, bitt' für mich!" Es zittert seine Stimme, da er von Schlaf und Ruhe spricht, er weint, da er zum Heiland um Stärkung der Seele ruft, und bei seiner letzten Bitte wandert er bereits langsam in Dämmerung und Nebel hinein, ohne Ziel, ohne Plan, ohne Ruhe. — Hinter ihm fängt nun hier und dort ein Hausthahn zu krähen an, bald mehr und mehre. Auch die Nebel fangen an, sich lebhafter zu dehnen und zu wiegen, was ein leichtes Morgenlüftchen verursacht; der nahende Morgen wirkt sichtbarer. Nach und nach scheint es, als ob Hausthüren klappten und Menschenstimmen hörbar würden im Dorfe. Das Klappern der Dorfmühle dünkt freudiger, rascher, lauter. Wie ein plötzlich erwachendes Kind, halb schläfrig, halb erschrocken, ob nichts versäumt sei am Geburtstage der Mutter vom Lager springt, und mit einem Freudenschrei Worte des Glückwunsches stammelt: voll Treue, Liebe, Freude, Gott und Tugend; so ruft jetzt die kleine Dorfglocke zum Erwachen, zum Gebet, zu Friede und Freuden am Leben. Nun wird's reger und lauter überall. Kinder, Bursche und Mädchen lärmen zuerst. Hausväter und Mütter sind still erfreut: freundlicher Ernst unter jubelnder Freude. Da geht's an kein Tagewerk; denn schon haben sich die Nebel enger und tiefer in die vielen kleinen Thäler zusammengedrückt; die freigewordenen Spitzen der Höhen und Wälder stehen in milder Beleuchtung der Herbst-Morgensonne, ohne daß sich Leben und Lärm der Dorfbewohner auf die nahen Felder verbreitet. Wer nun außer Hause sichtbar wird, eilt zum Bach oder nähern Brunnen, um sich Kopf und Füße zu baden, oder man klopft den Nachbar an's Fenster zu einem

freundlichen Gruß und Morgenplausch, oder man beeilt sich, die seit mehren Tagen begonnene Ordnung und Reinigung um das Haus zu enden. Während man nun wäscht, plaudert, ordnet und drängt, steigt die Sonne in milder herbstlicher Verklärung in Osten höher herauf, wird der Himmel rein und prangt in ernstheiterer Bläue, feuchtet der Nebel bereits als Thau den Boden. So ist die Natur mit den Morgenvorkehrungen zu einem schönen Herbsttage eben noch etwas früher fertig, als die Dorfbewohner in Ordnung kommen können zum heutigen und herrlichsten Festtage des Jahres im südwestlichen Deutschböhmen. Es ist der Sonntag der Kirchweihe. Allgemeiner, nationeller, tiefer ist keine Festfreude in jener Gegend, als an diesem und den beiden folgenden Tagen. Im dortigen Dialekt heißt das Fest: „da Kirdâ". Jede Familie ist nach Vermögen ganz neu gekleidet. Nie im Jahre wird der Mittagstisch so reichlich mit Speisen bedeckt; drei Nachmittage und Nächte hintereinander ist Musik und Tanz. Es ist das Fest der Liebe. Verschwiegene Liebe bewährt selten dieses Fest über ihre Verborgenheit, glückliche Liebe ist selig, unglückliche Liebe aber muß da die gefährlichste Krisis bestehen. Der Bursch, der liebt und wieder geliebt wird, verschafft dem Liebchen einige Tage vor dem Kirchweihsonntag („Kirdâsuntâ") seinen neuen Hut und erhält diesen am Festvorabend mit einem großen Rosmarinstrauß zurück. Je reicher das Liebchen, um so reicher verziert es die Zweige und Blätter des Straußes mit silbernem Zitterdraht, goldenen Herzlein, Kunstblumen, Flittergold, kleinen farbigen Täubchen ꝛc. Der Strauß ist quer um die Rundung des Hutes herumgewunden, und läßt oft außer dem Schirme wenig von der Schwärze des Hutes sichtbar werden. Die Wahl des Rosmarinstraußes entspricht der Zartheit des Geschlechtes

auch am ungebildeten liebenden Mädchen; die bunte Verzierung ergibt sich aus dem Volksgeschmack. Diese Sitte hat eine liebliche Seele. Will sie nicht sagen, es kröne das liebende Weib sein Oberhaupt und seinen Herrn? schmücke sein Liebstes? wolle sinniges Spiel um das ernste Männerhaupt sehen? pflanze ein Freudenfähnlein ihrer Liebe aus, da es erlaubt ist und öffentlich sein darf? — Voll stolzer Verklärung erscheinen die Burschen mit dem Strauß am Hut, gehen damit in die Kirche und hängen den geschmückten Hut beim Tanze nur dann bei Seite, wenn sie ihn ohne Gefahr der Verletzung nicht mehr auf dem Kopfe behalten können. Leichte Fieber der Verlegenheit müssen freilich die Mädchen bestehen. Die Jahre, welche Burschen und Mädchen zu Helden dieses Festes machen, nennt man mit Recht in jenen Gegenden die goldene Zeit. Greise verjüngt die Erinnerung, und Kinder träumen in die Zukunft hinauf, wo ihnen diese Freuden, die sie kaum begreifen, zu Theil werden sollen. Junge Ehemänner werden beim Tanz zu Burschen, junge Frauen zu Mädchen. Ihnen liegt die goldene Zeit zu nahe. In den ersten Jahren der Ehe feiert man diese Tage als theueres Nachfest. Die Mütterlein rathen, beobachten, bekritteln und freuen sich an den Liebesspielen der Enkel. Diese allgemeine Festfreude spricht ein Volksgedicht aus.

He͡ärgȯ̊tl! wei is âm Kirdâ sȯ̊ sch͡ei,
Wi͡ad'n gönz'n Tö gȯ̊ss'n, gurzt und gsunǧâ,
De͡afmâ drä̊ Tä zön Spielläͤdn ge͡i,
Is nȯ̊d zön Schlȯ̊ffâ r͡ und Ȯ̊ärbatn zwunǧâ
Is eng ân Neidn sâ Gwöntâ r e͡ast nui,
Glönznt dö d' Strȯ̊ßn — ö jekaßl ui! —

Dȯß du fo͡a Strȯßn ko͡ân Haud nȯd sägst,
Ständst ä fo͡an Haud durt'n znägst. —
Kirdâ! r ȯ Kirdâ! wei hômâ dȯ̂ ge͡an,
Wei we͡amâ nȯ di͡a sȯ trȯ̂arȯ̂ we͡an!
's Gwôntâ wi͡ad zrissn sâ, d 'Flȯ̂ck'n sân nimmâ,
He͡atmâ wei lông ko͡ân Spielmô me͡â stimmâ.

Der milde, ruhige Herbsttag ist heute eine freundliche Gunst für dieses Fest. Jedes Herz ist lebhaft rege. Wie das erste Zeichen der Kirchenglocke zum Gottesdienste ruft, ist Jedermann schon gekleidet. Eine Familie lärmt um ihren Burschen, der sich mit seinem Hutstrauß zeigt, eine Mutter plaudert mit ihrer verlegenen Tochter, die einen Strauß gegeben hat. Man beeilt sich mit dem Frühmahl, nach welchem jede Hausfrau mehre „Flȯ̂ck'n" auf dem Tische zerschneidet, für alle gemeinsam: Vater, Kinder, Knechte und Mägde im Haus. Der nahe feierliche Gottesdienst hält noch jeden Freudenlärm außer dem Hause nieder. Wo der beliebteste Bursch, da kommen nun die übrigen zusammen, um den Weg in die entfernte Kirche gemeinsam anzutreten. Alle Köpfe drängen sich an die Fenster, wo die Burschen vorüber müssen. Wer hat einen Rosmarinstrauß? Welcher keinen? Von wem ist jener und dieser? Und nun der Jubel der Burschen unter einander! Und nun das Gekicher, Verlegenheitsfieber, Necken, Plaudern der Mädchen, die sich gleichfalls versammeln, um zugleich den Kirchengang zu beginnen. Freilich sitzt auch auf manchem Hut ein Strauß und das Mädchen, das den Burschen heimlich liebt, sieht nun die Liebeserklärung einer andern auf seinem Hute öffentlich zur Schau getragen. O mein Gott! das sind alltägliche Dinge, aber schmerzlich neu immer für den, der es eben an sich erfahren muß. O

mein Gott! das hat die Liebe tausend- und tausendmal so gemacht, aber sie hat damit immer elend gemacht. — Nun muß man sich vorstellen, wie die Dorfpfarre, von welcher jetzt das zweite Glockenzeichen ertönt zum feierlichen Gottesdienst, inmitten vier reinlicher, anmuthig gelegener Dörfer steht, aus denen bunt durcheinander, einzeln, gepaart, und in Schwärmen über Wiesen und Felder die Bewohner zusammenströmen. Es zeigt sich ein Drängen und Treiben; jeden Augenblick scheint ein Jubel laut aufjauchzen zu wollen. Betrachtet werden von Aller Augen Burschen und Mädchen. Nahe und weit sucht man die Gegenstände seiner Neugierde. Das Zusammenläuten der beiden Pfarrglocken treibt zur Eile, den nahen Beginn der Predigt verkündend und wirft das Bunte der Nationalkleidung noch bunter durcheinander. Der Strom der Kirchengänger mündet in das Dorf, in die Kirche. Die Orgel tönt und begleitet ein Lied „zum heiligen Geist". Jetzt ist das zu Ende. Durch die geöffneten Kirchenfenster hört man den Prediger reden. Alles in der Kirche ist still und horcht auf; Frühling ist's in den Herzen der Zuhörer, die Freude will hervorbrechen und blühen; milder Ernst des Herbstes weht in den Worten der Predigt, manches Herz gleicht der Linde vor der Kirche, und läßt dann und wann ein Blatt der Freude fallen. — In der ganzen Gegend ist es ruhig, still, ernst und feierlich. Nur selten da und dort ein flüchtiges Aufrauschen und schnelles Setzen versammelter Zugvögel auf den Stoppelfeldern. Gottesdienst hält auch die Natur. Von der Pfarrkirche eine Viertelstunde entfernt, erhebt sich eine Anhöhe, kegelförmig und kahl. Jetzt, in der milden Herbstsonnenbeleuchtung, bei der frommen Ruhe der Natur scheint sie ein betendes Greisenhaupt. An der westlichen Senkung der Höhe, von wo sich die Landschaft am Böhmerwalde mit dem

Pfarr- und den vier andern Dörfern den Augen bietet, liegt der wunderbare Bursch, der vor Tagesanbruch seine trübsinnige, ungewisse Wanderung angetreten hat. Auf dem hingebreiteten Schnupftuche ruht sein Gesicht. Er weint heftig. — Wunderbar! — Der doch die rauhere Nähe der Freude nicht sehen konnte und ihr auswich, sollte er diese Stelle aufsuchen, wo sie ihm aus sanfter Ferne lieblich und voll heiterer Tiefe vor die Augen treten muß? Er wollte forteilen und sich verbergen. Was trieb ihn gerade her? Was sucht oder beklagt er? Als er diese Stelle noch lange vor Sonnenaufgang erreicht hatte, schien er gefaßt, sein milder Ernst auf dem blassen Gesichte zeigte von innerer Kraft und Ueberwindung. So sieht resignirter Schmerz. Mit dem Kommen der Sonne und dem Verschwinden der Nebel trübte sich sein Inneres mehr und mehr. Er vernahm das Lärmen im Dorfe, es schien ihm, als hörte er Vater und Mutter und Geschwister nach ihm fragen. Das ließ ihn nicht unbewegt. Mit den Häusern des Dorfes erschienen seiner Phantasie dessen Bewohner. Er konnte errathen den Jubel seiner Kameraden, derber glücklicher Bursche. Das regte ihn auf. Zwei Häuser in seinem Dorfe aber hätte er gerne zu sehen vermieden. Sie stehen durch eine Wiese getrennt und beide bedeutend von Nachbargebäuden abgesondert. Je mehr er hinzusehen sich sträubte, desto prüfender, unverwandter ruhten seine Augen darauf. Jede Gestalt, die aus einem oder dem andern dieser Häuser sichtbar wurde, schien ihm eine zu sein von den Gestalten, die sich vor allen in seiner Seele festgestellt haben. Es sind die Nachbarkinder der beiden Häuser, ein Bursch und ein Mädchen. Und als man sich zum Kirchengang aus allen Häusern drängte, half seine Einbildungskraft seinen Augen in solcher Aufregung nach, daß er aus allen Gestalten jene zwei

deutlich herauszusehen glaubte. Er meinte einen herrlichen Strauß zu sehen auf des Burschen Hut, und meinte zu merken, das Mädchen suche auf dem Weg nach der Kirche die zahlreichste Schar Mädchen, um sich verlegen unter sie zu mengen und zu verbergen. Endlich war Alles in der Kirche versammelt, und er blieb sehr einsam mit seinem nun ganz wieder lebendigen Schmerz in der einsamen Natur zurück. Er drückte sein Gesicht zu Boden, und konnte nicht hindern, daß er weinen mußte. So finden wir ihn. — Da hört er plötzlich das Glokkenzeichen der Wandlung von der Kirche hertönen, und er hebt sich voll tiefer Betrübniß auf die Knie, dreimal andächtig an die Brust klopfend und sprechend: „O Herr, ich bin nicht würdig" ꝛc. Seine Thränen bleiben nach und nach aus. Der Augenblick schlichter Andacht wirkt wie milder Balsam. Er richtet sich ganz auf. Sechs Männer sieht er jetzt eilig die Kirche verlassen und quer über alle Wiesen dem Wirthshause seines Dorfes zueilen. Das sind die Musikanten mit Baßgeige, Zimbal, Violinen, Klarinet und Flöte. Das Hochamt muß bald zu Ende sein. Scheint fast, als ob ein Rauschen durch die ganze Gegend liefe; wie nach feierlichem Gottesdienste die stillen Andächtigen erwachen und laut werden durch Bewegungen, so scheint die Luft nun erst zu athmen, ein leichtes Bewegen der Wälder stört die gänzliche Ruhe der Natur. Einzelne Hausfrauen eilen aus der Kirche und nach Hause, um die letzten Vorkehrungen zum Mittagstisch noch zu rechter Zeit zu besorgen. Ihnen folgen bald Schwärme übermüthiger Knaben, die vor der Kirchenthüre erst ein wenig raufen und balgen, dann nach allen Seiten zerstieben. Nun einzelne Bursche — Männer, Greise: die folgen schnell und schneller auf einander. Bald ist ein Gedränge. Bunte Wogen zerschlagen sich

lärmend. Der Jubel will nicht mehr schweigen. Es wird ein Wettlauf nach Hause. Aus den offenen Fenstern der Wirthsstube hört man Stimmen und Versuchen der Instrumente. Aus den Kaminen steigt der Festrauch, verheißend des Jahres beste und reichste Tafel. Vor den Häusern hungerige, ungeduldig wartende Kinder, lauter Weißköpfe, und reinlich in neuen Kleidern. Und endlich das Grüßen, Schreien, Jubeln. Väter, Mütter, Kinder, Knechte und Mägde sind beisammen. Man betet; man ißt. —

Nach Tisch sammeln sich die Burschen, in schönen weißen Strümpfen, schwarzledernen Kniehosen, roth- und grünseidenen Westen, karminrothen Seidenhalstüchern um den Hals und schwarzen oder veilchenblauen Manschetjacken, in der Wirthsstube. Geschämiger und ängstlicher gelangen die Mädchen auf Umwegen hinter den Häusern heran. Vor der Stubenthüre im Vorhause bleiben sie stehen und keine will den Anfang machen, einzutreten. Während sie nun kichernd sich hier zusammendrängen, lassen die Burschen Musik von innen ertönen, da sie die Gegenwart der Tänzerinnen merken. Die Aufregung der Musik belebt die Mädchen mit Muth. Es wagt die Kühnste ihre Hand auf die Klinke zu legen — patsch! schlägt eine zweite ihr die Hand nieder und der Andrang schleudert nun weit die Thüre auf, daß die Vordersten bis in die Mitte des Zimmers vorgestoßen werden, die sich wieder verlegen zurückzudrängen suchen. Allein schon hat dem verlegenen Gekicher und Gewirre der tanzlustige Bursch abgeholfen, indem jeder einer Gewissen winkt und pfeift und sie beim Namen ruft. Die Gemeinte springt frisch zum Tänzer hin und sogleich geht es voll Leben in der holprigen Stube herum. — Der beliebteste Tanz ist der Ländler. Er wird auf steirische Weise ge-

tanzt von denen, die im Rondeau sich bewegen, allein innerhalb des Kreises stellen sich zugleich so viele Paare auf, als nebeneinander Platz finden, um sich gleichsam um ihre Axe drehen zu können. Dieses Herumdrehen geschieht taktmäßig so, daß ein Takt zu einer gänzlichen Drehung hinreicht, und der Schluß jedes Taktes wird durch ein Senken und Stampfen des Paares markirt. Mit diesem eigenthümlichen Tanze ist ein häufiges Aufschwingen der Tänzerin verbunden. Originell ist der musikalische Vortrag des Ländlers. Der erste Theil wird zweimal gespielt, wobei Klarinet das Hauptinstrument ist. Eine Flöte sekundirt harmonisch, und zwei Violinen, ein Zimbal und Baß akkompagniren piano dazu. Ist nun der erste Theil zweimal gespielt, so wird er gleichsam umgekehrt und wieder zweimal vorgetragen. Hierauf wird die Geige das Hauptinstrument und verändert denselben ersten Theil des Ländlers in ein willkürliches Gefiedel, aber in veränderter Tonart (z. B. aus C-Dur in G-Dur übergehend). Mit dem Vorgeiger klimpert nun auch das Zimbal die gleiche Partie, die Sekundgeige und der Baß arbeiten lebhaft mit, wozu bisweilen das Schmettern einer Trompete sich gesellt. Klarinet und Flöte rasten. Während der zweite Theil des Ländlers abermals vierfach abgefiedelt wird, gehen die Tänzerpaare wenig angeregt, nur langsam herum, oder stehen, ein Gespräch unterhaltend zur Seite. Die Tänzer — „äf ôän Plätzl" — wie sie den Tanz innerhalb des Rondeaus nennen, treten auch nur von einem Fuß taktmäßig auf den andern, ziehen abwechselnd eine Hand der Tänzerin nach der andern ebenso taktmäßig an sich, und stoßen sie wieder ab, so daß die Tänzerin in einer Halbdrehung erhalten wird. Wie man aber den Schluß des zweiten

Theiles merkt und nun das Klarinet-Flötensolo mit Akkompagnement der übrigen Instrumente beginnt: da scheint eine entzückende Raserei in die Tänzerpaare zu fahren; es entsteht ein Jauchzen und Springen, viele Burschen brechen vor Entzücken in ein durchdringendes, taktmäßiges, grelles Pfeifen aus, andere singen den Ländler mit. Je wilder sich da der Bursche äußern kann, desto willkommener ist es ihm. In der starkgefüllten Tanzstube ist nun der Tanz eine wahre Schlacht. Dort und da bleibt Einer, voll Seligkeit sich vergessend, im Rondeau ohne Umstände stehen und beginnt „äf öän Eärtl" zu drehen. Die Nachtänzer schwellen hinter ihm an und sind gezwungen, um das schöne Solo nicht unbenützt zu lassen, ebenfalls „äf öän Plätzl" anzufangen, so daß es plötzlich im ganzen Zimmer ein Drehen, Heben und Senken ist. Die Tänzerinnen fliegen häufig über die Köpfe, und die Scene gleicht einem Wirbel, auf den ein häufiger Platzregen fällt, wo die scharf aufschlagenden Wassertropfen über der drehenden Masse hüpfende Figürchen bilden. Vier solche Ländler machen eine Tour, während welcher kein Bursch seine Tänzerin wechselt oder aufhört. Beim letzten Klang der Musik faßt der Bursch seine Tänzerin, führt sie in die Kammer, wo mehre Tische besetzt sind, reicht ihr sein Glas zum Trinken und läßt sie dann laufen, wenn sie ihm gleichgiltig ist, oder setzt sie zu sich an seinen Tisch, wenn sie seine Dulcinea ist. In der Tanzstube aber gruppiren sich die meisten Burschen um die Musikanten, indem sie sich gegenseitig die Arme um den Hals schlingen, und singen eine beliebte Volksmelodie, der sie immer abwechselnd andere Texte unterlegen, wie:

Deänäl gei heä zön Zäu,
Los mä dö rächt öschäu,
Wös du füa r Äugerln höst:
Schwöärz ödä bräu?

Äugerl mein is nöd schwöärz,
Äugerl mein is nöd bräu;
Äugerl mein is jö nur,
Di önzuschäu!

Glönzat köän Äugerl dia,
Klöpfat köä Heärzäl dia,
Wä's o köä Lö'm meä, gält?
Äf deara Wält.

Dös is a Täiflsgschböas,
Döß eiz da Vödä wöas:
Döß i a Deänerl hö —
Durt hinta 'n Zö.

Juche! du frischa Bua,
Knöpf dia dä Täscherl zua,
Wenn a möl 's Täscherl springt —
's Geldl föklingt!

Wissat i göa sö gean,
Wear ihrä Schötz wiad wean,
Mia r is von Hearz'n guat
Sögt mia mä Bluat. — u. s. f.

Nach jedesmaligem Absingen eines solchen Textes spielt die Musik die Melodie nach, und die Burschen jauchzen und springen dazu, die Mädchen aber hängen sich zu zwei und zwei zusammen, und tanzen nach derselben „äf ôän Eärtl." Die Burschen, die gesungen haben, zahlen hierauf die Musikanten, und fordern mit folgendem Texte zur Erneuerung der Tanzmusik auf:

Spielleut spielt's ummat um,
Dôß i zô män Deändlâ kum,
D' Buamâ fôdrûaßats schô,
Dôß ma nôd töny'n kô. —

Die Musikanten spielen die Melodie zum letzten Male nach. Indeß sucht und paart sich Alles, und die Primgeige bildet durch einige Striche zum neuen Ländler den Uebergang. — Eben lärmt dieser Jubel in der Wirthsstube. Man drängt, man sucht sich zu halten und drehen. Nie waren mehr und derbere Burschen beisammen. Hübsche Mädchen in Menge. Die Hüte mit den Rosmarinsträußen hängen bereits auf den Hirschgeweihen herum, oder sind besonderer Sorge halber dem Wirth übergeben worden. Die Burschen bedecken nun mit kleinen ledernen Käppchen den Wirbel des Kopfes. Der beliebteste Ländler beginnt. Dichtes Gedränge vermehrt die wüthende Lust freier Bewegung. Alles dreht „äf ôän Eärtl" gewaltsame Bahn erkämpfend. Keine Jacke ist bereits den Burschen am Leibe. Man kämpft eine rasende, selige Schlacht. Die Männer, welche nun bereits als Zuschauer an Eckischen sitzen, halten ein mit Trunk und Diskurs. „Säkrâ!" ruft Einer, und haut auf den Tisch — „Säkrâ! a sô sän ma r a gwôst sea Zâm!" — „Jessas, i hôlts nimmär ôs! — Laußts mô

öi! — Kirdâ, ö Kirdâ! wei hö ma dö gean! Dös Gwirr! Dö Musö! Säkrâ, mä Bua durt! A Täiflsburschi! Und ma Töchtâ! Dö kimmt's! Wea hät wiedâ an schan Burschn, und wea hät wiedâ a schanö Töchtâ!" So schreit man durcheinander. Und mancher schwingt entzückt seinen Hut, wenn er den Sohn oder die Tochter im lustigen Tanzgewirr sichtbar werden sieht.

Ein ziemlich bejahrter Mann aber sitzt still und betrübt am Eckische zunächst der Thüre. Er hört wohl die anregende Musik, aber sein Gesicht kehrt er weg vom Tanze. Der Freudenruf seiner Nachbarn am Tische regt ihn endlich auf. Er will sich betäuben, daß er den Druck seines Grames nicht fühle. Glas um Glas stürzt er hinab. Alle um ihn loben ihre Söhne, jeder den seinen als den bedeutendsten. Das wird zum Wortgefecht, und die Farben des Lobes werden immer greller aufgetragen. Der stille Mann trinkt und schweigt noch immer. Aber eine heftige Glut steigt ihm nach und nach in das Gesicht. Er muß anhören, wie zwei seiner Nachbarn auf die Tischplatte hauen, aufstehen und in wildem Eifer die Eigenschaften ihrer Söhne zergliedern, besonders hochrühmend ihre Gestalt und Stärke. Jeder spricht mit Uebertreibung die Behauptung des andern ab. In die Hitze des Wortwechsels mischt sich Erbitterung. Die lauttönende Musik, das Geräusch des Tanzes, das Schnalzen, Pfeifen, Jubeln der Burschen und das Gekicher und Gelächter der Mädchen läßt den Streit am Tische nicht weiter, als gerade den Nebensitzenden merkbar werden. Man ermahnt die Streitenden, die Sache nicht zu verfolgen; sie geben auch nach. Aber da sie in Hitze und Zorn viel getrunken, ist ihre Ruhe die eines fernen Gewitters: der Blick Wetterleuchten, das Wort fernes dumpfes Donnern.

Der eine von den Streitern hat überdies einen seltsamen gefährlichen Nachbar, die hagere boshafte, bissige Gestalt eines Binders, der vor wenigen Tagen erst aus der Fremde zurückgekehrt ist. Dieser scheint den Ausbruch eines Kampfes sehr zu wünschen. Seine anreizenden Winke und unausgesetzten Anspielungen müssen, wenn er fortfahrt, am Nachbar zünden. Er fährt auch fort. Um so mehr plänkelt er, als er bereits parteiliche Stimmungen unter den Herumsitzenden gemerkt hat. Jetzt ist der Tanz zu Ende. Die Tänzer ziehen ihre Tänzerinnen in die Kammer und an Tische, daß sie trinken. Der frühere, so zu sagen taktmäßige Lärm zerschlägt sich in freudiges wellenähnliches Gemurmel. Um die Musikanten reihen sich singende Burschen, liebende Paare rasten und schakern auf den Wandbänken herum, andere drehen sich nach dem Takt der gesungenen Melodie mitten in der Stube. Die Scene zeigt arglosen munteres Bewegen. Da fällt es einem Burschen bei mit seinem Lederkäppchen einen zweiten scherzend auf den Rücken zu schlagen. Der zweite erwiedert den Schlag, auch scherzend. Der Spaß unterhält sie. Das schallende Patschen der Lederkappen auf den von Schweiß feuchten Rücken macht aufmerksam und sammelt mehre Zuschauer. Man lacht und neckt wieder im Scherz. Die Hiebe fallen schneller und derber. Immer noch im Spaß. Da sich Zuschauer und Bemerkungen vermehren, setzen die Burschen ihre Kappen auf und beginnen einen Versuch ihrer Kraft. Sie verschlingen die Finger ihrer Hände und versuchen so einander rückwärts zu drängen. Nun tritt einigermaßen die Eitelkeit in's Spiel. Die Kraft der Arme steht beim Landvolk in Ansehen. Wer den Arm bezwingt, ist gewöhnlich Meister über den Körper. Und die Ueberlegenheit der Stärke schmeichelt dem männlichen Stolz. Die Burschen wi-

derstehen sich ziemlich gleich. Nach mehren Versuchen muß der Eine sichtbar rücken. Das Lachen und Anfeuern von Seite der Zuschauer zieht die Aufmerksamkeit des ganzen Hauses an sich. Man drängt sich von den Tischen herab und hinzu. Auch der Ecktisch an der Studenthür wird leer, und die beiden Männer, die früher in Streit gerathen waren über die Vortrefflichkeit ihrer Söhne, sehen nun, daß gerade ihre Söhne im Wettkampf der Stärke begriffen sind. Das spannt ihr höchstes Interesse. Die beiden Burschen hören den Aufmunterungsruf ihrer Väter. Sie werden ernst. Ein heftiger Versuch macht den Einen abermals rücken. Der Besiegte hört Schmach und Fluch über sich rufen aus dem Munde seines betrunkenen Vaters. Beifall belohnt den Andern. Die Zuschauer stehen bereits auf Bänken und Tischen. Die Armprobe hat den Besiegten entmuthigt, aber er will seinen Stolz entschädigt sehen. Er sucht zu lachen. Es geht nicht recht. Scham verzieht ihm die Lippen. Unter halbem Zähnknirschen und Lachen umschlingt er den Sieger und ruft „Möch ma's a sö!" Die Vortheile, welche er als Angreifer sich ungerecht herausnimmt, sind ihm lange nicht abzugewinnen. Hände und Füße der Ringer verflechten sich gewaltig. Die Umstehenden sind ganz still. Kaum daß sie athmen. Man hört nur die Kämpfer heftig schnaufen. Plötzlich stoßen die Zuschauer einen allgemeinen Schrei aus. Der frühere Sieger schwebt, um zu fallen. Aber eine meisterhafte Kraftanwendung stellt ihn fest, und der Gegner liegt in diesem Augenblick selbst auf den Knien. Betäubender Lärm vermengt die lauten Aeußerungen des Beifalles und des Mißfallens. Unruhestifter hätten jetzt gutes Spiel. Da ist schon Einer, der hagere Binder. Seine Absicht wird gerade durch den Umstand begünstigt, daß

der Sohn des Freundes der Sieger iſt. Ein Schwall von Lobpreiſungen und Kränkungen ſtürmt aus dem Munde deſſelben; erſtere über ſeinen Sohn, letztere über den beſiegten Burſchen und deſſen Vater. Die friedlich Denkenden ſehen die allgemein bedenkliche Spannung und wollen vorbeugen. Die Ringer werden auseinander gebracht. Dem Sieger blutet die Lippe ſtark. Er hatte ſich im gefährlichen Momente ſtark gebiſſen. Der Wirth, ein edeldenkender Mann, redet laute friedliche Worte. Die Zuſchauer drücken ſich in verſchiedenen Stimmungen lärmend auseinander. Man ſucht den Vater des beſiegten Burſchen zu beſchwichtigen. Er muß gewaltſam an den Tiſch gebracht werden. Was aber friedenſtiftende Männer an dem Vater des Siegers verbeſſern, das verſchlimmert heimlich der hagere Binder wieder. Eine ſehr gefährliche Gährung erhält ſich am Ecktiſch bei der Thüre. Der Kampf beider Burſchen hat die Gemüther noch mehr geſpalten, und weil Wirthshausgefechte zwiſchen Burſchen und Männern nicht ſelten ſind, ſo ſcheint einige Sorge gegründet zu ſein. Löblich, wirklich äußerſt brav benehmen ſich aber jetzt die beiden Burſchen. Der Sieger nähert ſich dem andern, reicht ihm die Hand, und ſagt mild: Brüaderl! wos is denn? Wea hêt's denn a ſô gmôit?" Der Beſiegte wiſcht ſich den Schweiß vom Geſicht, hört hinter ſich Worte der Verſöhnung, und gibt ein wenig betrübt, aber lächelnd die Hand hin, indem er ſagt: „An ônas môl i!" — Einige luſtige Burſchen machen in dieſem Augenblicke freudige Bockſprünge, und brechen in betäubendes Jauchzen aus. Ein ſchallendes Gelächter der Mädchen folgt; die Muſik beginnt und glättet zufrieden die meiſten Herzen. Während des Tanzes aber werfen die erhitzten Gemüther am Ecktiſch bei der Thüre von Zeit zu Zeit glühende

Lava der Erbitterung aus. Es gelingt einige Male Ruhe herzustellen. Der hagere Binder aber legt immer wieder heimlich Feuer. Wild, außer sich vom Trunk, erhitzt und betäubt mische sich endlich der früher erwähnte stille Mann wüthend in den Streit. Soll er anhören und dulden, daß man sich nun sogar Bemerkungen über seinen Sohn erlaubt, ihn Träumer und Kopfhänger nennt, der die Menschen scheut, und nicht das Herz hat, vor Andern laut und lustig zu sein? Soll er nicht auf die Gestalt seines Sohnes pochen, die sich geregelter und lieblicher darstellt, als jedes andern Burschen im Dorfe? Weiß er nicht, daß eben sein Sohn vor kaum einem halben Jahre den Burschen, der eben im Ringerkampfe gesiegt hat, bei einem ähnlichen Kraftversuch zu Boden geworfen? Und er soll nun Bedenken äußern hören über seines Sohnes Kraft? Und er soll tadeln lassen, wo er mit so vielem Recht loben kann? Das läßt er nicht zu; das will er nicht hören! Gewaltsam, daß ihm der Schweiß der Mühe auf sein rothglühendes Gesicht stürzt, will er die lahme Zunge lebendig machen, daß sie seiner wilden Begeisterung für seinen Sohn lobreden helfe. „Wei mâ Su, k͡oâ ônanâ me͡â! — K͡oâ ônanâ me͡â!“*) Mehr Worte bemeistert er nicht für seine Begeisterung. Sein Zorn unterbricht ihn oft und heftig. Tisch und Gläser zittern vor seinem wüthenden Faustschlag — „wei e͡a, k͡oâ ônanâ me͡â! K͡oâ ônanâ me͡â!“ — Der hagere Binder winkt zwei andern seines Gelichters, und geht mit ihnen hinaus. Indeß haben einige Burschen vom Tanz aufgehört und sich achtsam oder beschwichtigend um den Tisch gestellt. Die beiden Burschen, die früher gerungen, reden versöhnend. Der Sieger

*) Wie mein Sohn, kein anderer mehr! Kein anderer mehr!

kommt nun auch zum neuen Gegner des Vaters, lehnt ſich über deſſen Schulter, ſpricht mild und beſänftigend, ſagt, daß ſein Sohn und er ſich lieben wie Brüder, daß ſein Sohn der beſte Burſch ſei in der ganzen Gegend; daß er gern eingeſtehe, ihm an Kraft nachzuſtehen; daß er und alle Burſchen betrübt ſeien, ihn nicht unter ſich und luſtig zu ſehen; daß man bedaure und ſich verwundere, wie ſein Sohn ſo ſtill, verſchloſſen und wehmüthig ſich abſondere von ſeinen Kameraden, und ſich vom liebſten Feſt des Jahres ſeltſam ausſchließe; wie man wunderſam betrübt werde, ſo oft man ſeinen Sohn erblicke. Der Angeredete iſt ſo ergriffen, daß ihm zwei große Thränen über die Wangen laufen. Eine tüchtige Hausfrau, die ſeit einiger Zeit gekommen, und ſich zu ihrem Manne an den Tiſch geſetzt hatte, bemerkte bald die heimlich reizende Bosheit des hagern Binders, der nun eben wieder hereinkommt mit ſeinen zwei Freunden, und ſich auf ſeinen Platz begibt. Die Streiter beginnen eben zu ſchweigen, vor ſich auf den Tiſch zu ſtarren und zeitweiſe zu trinken, ohne wechſelſeitig ſich, noch die Umſtehenden anzuſehen. Der hagere Aufwiegler beginnt aber kaum ſein heimliches Manöver wieder, als das gegenüberſitzende Weib aufſpringt, und hochzürnt ihn anredet im Volksdialekt: „Was haſt du im Sinn, Halunk? Biſt du nicht froh, daß des Lärms ein Ende iſt? Lump! Machſt du mir die Männer noch einmal wild, ſo henk' ich dich auf, du Geſpenſt, du!" Dabei ſchlägt ſie auf den Tiſch, daß die Gläſer klirren. Der von dem Burſchen zuletzt beſchwichtigte Mann erhebt ſich jetzt aus ſeinem ſtummen Hinbrüten, ſteht auf und ſagt mit verweiſendem Blicke auf den hagern Aufwiegler: „Nä, nä, nä! Frons, heund nimmä!" Dann reicht er die Hand über den Tiſch dem Vater des ſiegenden Burſchen, und ſpricht: „Bruadä,

ai ma d' Hánd — 's is nix — sámâ guat!" Der Angeredete ſteht nun auch auf, indem mehre Stimmen rufen: „Sô is rächt! Kemt's zom!" Wie ſich aber die Verſöhnenden die Hände reichen, thut der Erſtere die argloſe Frage: „Bruadâ, weiſiel Fingâ höſt du?" Der Gefragte, der ſich in der Jugend den Mittelfinger der rechten Hand verſtümmelt hatte, meint das als Spott: „Himmelſakrament!" donnert er, reißt ſeine Hand zurück, ergreift ſein Glas und ſchleudert es nach dem Kopf des Fragers, der ſich bückt, daß es an der Wand in tauſend und tauſend Scherben zerſplittert. Man tanzt eben wieder. Die Burſchen laſſen ihre Tänzerinnen los, die ſchreiend entfliehen oder zurückhalten wollen; im Augenblicke ſind alle Stühle zerſchmettert und die Stuhlfüße zu Waffen geworden. Wie durch langes Verſtändniß theilt man ſich in zwei raſende Parteien. — Knaben, die vor den Fenſtern auf dem Raſen ſpielen und lärmen, hören das fürchterliche Getöſe, und ſehen Stuhlfüße und Gläſer aus den Fenſtern fliegen. Sie ergreifen die Flucht und laufen nach Hauſe. Ein Weißkopf, der gehört hatte, daß ſein Vater dabei ſei, will die Schreckensnachricht ſeiner Mutter bringen, und ſtürzt fort bis an das öſtliche Ende des Dorfes, wo er in eben das Haus eilt, aus dem wir vor Tagesanbruch den ſchwermüthigen Burſchen kommen und fortwandern ſahen. Als der Weißkopf in die reinliche Stube ſpringt, ſieht er die Mutter am großen Tiſch ſitzen und heftig weinen. Neben ihr auf dem Tiſche liegt ein Hut und ein Halstuch. Was ſollte ſie ſich vorſtellen? Konnte er ſo unter Menſchen gegangen ſein? Das geheimnißvolle Verſchwinden ihres Sohnes vor Tagesanbruch, und ſein Ausbleiben, da es ſich bereits ſtark gegen die Abenddämmerung neigt, veranlaßte ſie ſeinen Kleiderſchrank zu unterſuchen. Sie fand ihres

Sohnes Sonntagskleid nicht, aber Hut und Halstuch. Was sollte sie sich vorstellen? Mußte es nicht auf traurige Seelenzerrüttung weisen, die man seit längerer Zeit im Burschen überhand nehmen sah? — Der kleine Weißkopf bringt lärmend die Nachricht vom Wirthshausgefecht und der Gefahr des Vaters. Heftige Angst erfaßt die Mutter, und sie will eben zur Thüre hinaus und fortstürzen, als der wunderbare Sohn ihr entgegentritt. Er erschrickt, die Mutter so zu finden, und weiß kein Wort zu sagen. Weinend vermengt die Mutter Worte des Vorwurfes mit stürmenden Worten der Angst, und fällt dem Sohne an den Hals. Blühende Rosen sind plötzlich des Burschen Wangen, da er von der Gefahr des Vaters hört. Seine Gestalt schwillt von Kraft. Man sieht wohl, ein thätig reger Geist würde den Burschen über jeden Andern stellen. Ein Wink und Wort sagt der Mutter, dazubleiben und ruhig zu sein. Er ist fort, ohne Hut und Halstuch, wie er war, bevor sie antwortet. Wie er an das Wirthshaus kommt, sieht er den Binder und mehre seiner Partei fliehen. Dumpfes Stimmengewirr dringt aus der Tanzstube, die Fenster sind von außen mit Zuschauern umstellt. Der Bursch erreicht die Schwelle der offenen Thüre. Der erste Blick sieht den Kampf geendet; hie und da noch Wortwechsel. Die meisten Burschen athmen heftig wie nach der anstrengendsten Arbeit, und wischen sich den Schweiß vom Gesichte. Weiber hängen an den Männern, Mädchen am Geliebten, Geschwister und Eltern an Burschen: vorwurfsvoll zurechtweisend, beschwichtigend, ängstlich nach Verletzungen suchend. Der eben eintretende Bursch erblickt jetzt auch seinen Vater, der im Winkel an der Thüre lehnt, müde und betäubt, wie ihn einige kräftige Gegnerfäuste dahingeschleudert haben. Wie dieser seinen Sohn er-

blickt, richtet er sich auf. Schwere Vorwürfe will er ausstoßen, aber er kann nicht gleich reden. An den Schultern faßt er ihn krampfhaft, Vaterliebe übermeistert ihn und all seine Leidenschaft bricht in die Worte aus: „Du — nâ, nâ, nâ! — wei du kôâ ônanâ meâ!“ *) An sich reißt er den Sohn, klopft ihm schluchzend den Rücken und herzt und küßt ihn wie ein Kind: „Wei du, kôâ ônanâ meâ!“ Dann erzählt er die Ursache des Streites: wie er nicht haben wollte, daß man seinen Sohn zurücksetze, wie er seinen Sohn keinen Träumer und Feigling heißen ließ; wie er seines Sohnes Kraft gerühmt und endlich die Geschichte der Versöhnung und mit dem Finger. „Jetzt wären viele ihrer Feinde davon,“ setzte er fort, „sein Sohn müsse beweisen, daß er kein Träumer und Kopfhänger sei, daß er lustig sein könne wie andere, damit die Feinde, die noch da wären, überzeugt würden, was er Besseres sei, als Träumer und Kopfhänger!“ Die Burschen, die weiter kein Groll bewegt, eilen herzu, zeigen ihre herzliche Freude, daß ihr liebster Kamerad nun kam, und sagen, wie sie nur kämpfen mußten für die Sicherheit ihrer Verwandten, jetzt aber wieder ganz friedlich und lustig sein wollen. Die meisten berauschten Männer brachte man schon fort. Bescheiden dankend reicht der begrüßte Bursch allen die Hand, und da seine frühere Aufregung sein Blut noch lebhaft bewegt, scheint er nicht theilnahmlos den Tanz eben wieder beginnen zu sehen. Sein reges Gemüth wird durch die Musik noch reger. Aber betäuben wird er sich müssen, das fühlt er wohl. Das Schlimmste, was er geflohen, muß er jetzt vor Augen haben. Beim Tanz

*) Du — — nein! nein! nein! — Wie Du kein Anderer mehr!

wird er auf Dornen treten, jeder Freudenschrei der Andern wird ihn verwunden in tiefster Seele, das Auge wird ihm übergehen, will er lachen. Er hat es schon erblickt, das liebende Paar: das blonde Mädchen mit dem erwähnten liegenden Burschen dort in der Ecke, und wie sie herzen und sich freuen der überstandenen Gefahr. Er setzt sich und trinkt. Sein Auge will den Anblick meiden: „Brüaderl, möchs nö! Brüaderl, möchs nö!" rufen ihm die Kameraden da und dort zu. Er winkt ihnen, und legt die Hand über die Augen; die Stimme seines anfeuernden Vaters tönt ihm in die Ohren. Er trinkt und trinkt. Seine Hitze wird vermehrt, aber ihm ist nicht geholfen. „Wei du, köä önanä meä!" ermuntert der Vater. „Trink, Brüaderl, möchs nö!" muntern die Burschen ihm zu. Lärmende Freude umwirbelt ihn. Er trinkt und trinkt — aber ihm ist nicht geholfen: „Jessas und Brüaderl, du ä dö?" hört er eine freundliche Stimme. „Willst du nöd tonzn? Wös is dia, nö sög? Und willst du nöd tonzn?" Das liebende Paar steht vor ihm und hat ihn so angeredet. Die Blonde schäkert und nennt ihn bei Namen. „Gongerl," sagt sie, „wea wiad denn sö tröarö sä? Und willst nöd tonzn mit mia? Is denn nöd Kirdä? Wös und nöd tonzn und singä? Wei kö ma sö tröarö sä?" Vater und Freund und Nahestehende stimmen ein und drängen, daß er tanze, gleich mit der Blonden. Die Betäubung, mit der seine Sinne und Seele ringen, kann er dem Trinken nicht zuschreiben. Man treibt, befeuert, jubelt ihm nach. Er tanzt mit der Blonden, die freundlich schäkert und all die Dolche arglos übersieht, die dem Burschen das Herz durchstechen. Er hört und sieht nur, die er im Arme hält. Alles um ihn ist Blendung und Brausen. Er wüthet und dreht, wie beim aufregenden Klarinetsolo, so

beim Gefiedel der Geigen und der zitternden Thränenfluth des Zimbals; Ländler um Ländler, bis die Tour zu Ende ist. Außer Athem lächelt ihn die Blonde an und patscht freundlich lächelnd ihre Hand in die seine, als jetzt die Musik schweigt. Jubelnd strömt man um ihn zusammen. Er jauchzt! Es schwimmen und glänzen ihm die Augen. Mit der Linken umschlingt er die Blonde, und wirft wie abwehrend die Rechte ihrem Liebsten, seinem Freunde, entgegen, und ruft taumelnd: „Brüaderl! Brüaderl! O Brüaderl!“ Dann umfaßt er die Blonde mit beiden Armen, küßt sie auf die Stirne und küßt sie wieder, und man lacht und neckt. Es suchen ihre Augen, Wangen und Mund seine Küsse. Man findet es lustig. Man sieht es, daß er wie rasend jetzt ausbrechen will in sonderbare, geheimnißvolle Worte, daß ihm die Sprache versagt. Wie glühendes Erz stürzet ihm Thräne um Thräne aus den Augen. Das scheint wohl nicht Scherz mehr. Fort zieht er das Mädchen. Das erste Glas, das er erreicht, stürzt er hinab. Man will ihn halten. Man reißt ihm das Mädchen mit Gewalt aus dem Arme. Man wehrt ihm zu trinken. Laut weinend liegt er endlich seinem liebsten Freunde an der Brust und stößt die Sprache wiederfindend die Worte aus: „Brüaderl, sie is! Brüaderl, sie is!“ Verwunderung zeigt jedes Gesicht. Theilnahme erregt ein leises Gemurmel. Die Blonde steht regungslos und bleich dabei. — Der unglückliche Bursch bricht selbst nach einer Pause auf. Er erhebt sein Angesicht, sieht sich flüchtig um, und begehrt, daß ihn die Musik begleiten möchte, er wolle nach Hause gehen. Die sonderbare plötzliche Ruhe des Burschen bewegt jedes Gemüth. Man fordert seinen Vater auf, ihn zu begleiten. Mehre Freunde schließen sich an. Die Musik beginnt. Aber an der

Thüre dreht er ſich um, und ſagt dem Burſchen, der ihn am Arme führt, daß er ihm helfen möchte zurückzukehren; — auch ſtöre ihn der Hut und das Band, das ihm über die Augen herabhänge. Der Burſch führt ihn einige Schritte zurück, bemerkt ihm aber, daß er keinen Hut auf dem Kopfe habe, und von einem Bande nichts zu ſehen ſei. In dieſem Augenblicke ſinkt jener zu Boden. Man ſchreit und will retten! Der Burſch drückt beide Hände krampfhaft gegen die Bruſt, dann zuckt er einige Male mit dem linken Fuße und erſtarrt.

Die Muſik läßt der menſchenfreundliche Wirth nicht mehr fortſetzen. Es iſt bereits Nacht geworden. Die Burſchen und Mädchen wünſchen auch nicht mehr zu tanzen. Die meiſten weinen und ſtehen ſeitwärts, oder gehen betrübt nach Hauſe. Der betrunkene Vater des Todten wird von Mehren gehalten, daß er in ſeinem wilden ſprachloſen Schmerz nicht Unerwartetes begehe. Sein Geſicht iſt aufgetrieben und dunkelroth. Seine Augen ſtehen nur ein wenig offen, und die rechte Hand preßt er krampfhaft um den Arm eines ihn haltenden Nachbars. Man führt ihn fort, die Leiche wird ihm nachgetragen. Da ſich alle Gäſte tiefbetrübt zerſtreuen, werden ſonderbare Momente aus dem Betragen dieſes todten Burſchen in letzterer Zeit erzählt. Jetzt, da man ſein Geheimniß weiß, beginnt alles wichtig zu werden, und weil Jedermann einen ſo auffallenden Gegenſtand gerne mit Wunderbarem ausſchmücken ſieht, ſo ermangelt es auch nicht an ſeltſamen Beobachtungen. Viele geben an, der Burſch hätte ſchon ein volles Jahr ſeine heimliche Liebe empfunden, und weil er die erſtere Zeit noch alle Stärke beſeſſen, zu verſchweigen und zu unterdrücken, wäre

es auch sehr schwer gewesen, auf eine Spur zu gerathen. Aber das widerlegen Andere; denn man wisse ja wohl, sagen diese, daß am Kirchweihfeste des vorigen Jahres ein Strauß auf seinem Hute zu sehen war, der bekanntlich von einer Andern gegeben wurde. Und gerade das, meinen die Ersteren wieder, zeuge dafür, weil es ja denkbar sei, daß er des Verbergens seiner Leidenschaft halber den Strauß von einer Andern nahm; daß aber schon am zweiten Kirchweihtage der Strauß verschwunden und das Mädchen ohne viele Aufmerksamkeit behandelt worden wäre. — Manchen überrascht die Erinnerung, den Burschen oft gehört zu haben, wie er von Wanderungen in die Fremde sprach und wie seine Ungeduld und Sehnsucht darnach immer lebendiger wurde, je sichtbarer seine Schwermuth zu werden begann. Darin stimmen alle überein, daß der Bursch den letzten Sommer hindurch jeden Gesang aufgegeben habe, da man doch sonst ihn den singenden Tag- und Nachtvogel nannte. Er besaß die wohlklingendste Tenorstimme, und leitete stets den Gesang nächtlich wandernder Burschen. Auch ist Niemandem entgangen, daß der unglückliche Bursch seit langer Zeit keine Tanzstube mehr betrat, und wenn es geschah, nur auf Augenblicke — und wie man nun erst entdeckt — wenn die Blonde nicht zugegen war. Nach und nach fand man ihn immer seltener in Gesellschaft seiner besten Kameraden. Einige derselben erinnern sich, daß er sich immer unruhig zeigte, wenn man unter einander von den Dorfmädchen sprach, und daß er einige Male sich plötzlich entfernt habe, wenn man von dem Mädchen Margerl zu reden anfing. Bei Kirchengängen war er entweder der erste oder letzte, um aller Berührung mit Bekannten auszuweichen. Sonntags nach Mittag ging er um die Felder, oder im nahen einsamen Gehölze herum.

Häufig fand ihn der Jäger auf einer Anhöhe unter einem Baum schlafen. Der Schatten war längst weiter gerückt und die Sonne brannte auf des Schlafenden unbedecktes Angesicht, als ihn vor nicht gar ferner Zeit der Förster wieder da schlafend fand. Er breitete ihm ein Schnupftuch über das Gesicht und ging weiter. Am anderen Tage erschien der Bursch vor dem Jäger mit dem Schnupftuche, das ihm bekannt war, und stellte dieses mit Verlegenheit zurück, wehmüthig dankend für die Güte, ihn nicht im Schlaf gestört zu haben. Nicht selten suchte er in solchen freien Stunden die Hirtenbuben auf, welche die Dorfherden weiden ließen. Ihre Spiele, Balgereien und ihre kernige Heiterkeit zerstreuten ihn am meisten. — Die Schwermuth unglücklicher Liebe ist ein furchtbares, schleichendes Uebel. Nachdem einmal die erste Kraft des Widerstandes ermüdet ist, schreiten die Seelenzerrüttungen rascher und sichtbarer vor. Seit wenigen Wochen bewies sich das auffallend an diesem Burschen. An jedem folgenden Tag war sein Leiden unbedingt schlimmer. Es ergingen zuletzt besorgte Fragen an ihn, denen er ausweichend antwortete. Die geängstigten Eltern wollten Aerzte zu Rathe ziehen, allein dagegen sträubte er sich mit Eifer. Und da man endlich das Uebel nicht finden und nicht heilen konnte, sah man betrübt den Wirkungen zu, und überließ es Gott und der Zeit, die vielleicht noch helfen würden. Besonders mannigfaches Wunderbare will man die letzten Tage und Nächte vor dem Kirchweihfeste gesehen haben. Ein Knecht, der im Vaterhause des unglücklichen Burschen dient, erzählt, wie er Freitag Nachts spät nach Hause gekommen sei, und durch ein Geräusch im nahen Obstgarten aufmerksam gemacht, sich dahin begeben, um nachzusehen, wer das sei? was es gebe? ob nicht verdächtiges Gesindel oder Pascher ihr Wesen

da treiben? Zu seiner Verwunderung aber habe er den Sohn des Hauses erblickt, wie er halb angekleidet mit bloßem Kopfe zwischen den Bäumen schnell hin- und herging, halb Gebet halb Klagen jammernd, und wie er endlich zusammenstürzend ausgerufen habe: „I kö nimmä löm!“ Nach einiger Zeit, als sich der Knecht nähern und helfen wollte, sei der unglückliche Bursch aufgesprungen und davon gestürzt. — —

Jetzt langt man mit der Leiche des unglücklichen Burschen vor seinem Vaterhause an. Man will die Mutter nicht wecken, um sich die Hausthüre öffnen zu lassen; denn außer ihr und zwei Kindern ist Niemand zu Hause. Allein ihre Unruhe über die gefahrdrohenden Unfälle im Wirthshause und eine Beengniß, die sie nicht erklären konnte, halten sie wach. Sie ist eben aufgestanden und sieht und horcht zum Fenster hinaus. Das sonderbare Gemurmel vor der Hausthüre macht sie aufmerksam. Sie fürchtet sich. Was wollen so viele Menschen vor der Hausthüre? Wer sind sie? Etwa Diebe, welche die Abwesenheit der Männer benützend in das Haus dringen wollen, um zu plündern, und den hilflosen Frauen Leides zu thun? Was soll sie thun? wie ihre Kinder schützen? In verzweifelter Angst läuft sie in die Schlafkammer, und horcht mit klopfendem Herzen heraus. Jetzt hört sie den Versuch machen, ein Fenster zu öffnen. Eine Messerklinge schiebt die kleinen Flügelklammern seitwärts, — das Fenster ist offen und wird von einer Männergestalt benützt zum Einsteigen ins Zimmer. Vor den Fenstern mehrt sich das Gemurmel und wird etwas lebhafter. Der Mann, welcher durch das Fenster gestiegen, verläßt die Stube, um die Hausthüre zu öffnen. Man dringt herein.

Blaß, entsetzt, athmet die Mutter kaum. Jetzt, da eine Schar Männer in die Stube tritt, bemerkt sie, so viel die Dunkelheit sie sehen läßt, daß man etwas wie einen menschlichen Körper trage und es auf die Wandbank neben den großen Tisch hinlege. Gleich darauf treten noch einige Männer herein, die Einen in ihrer Mitte führen, der taumelt und heftig zu weinen scheint. Mehre zischeln leise, daß man stille sein soll. Der Geführte aber scheint nicht folgen zu wollen, oder nicht zu hören, was man ihn bittet. „Mä Su! Mä Su! Mä Su!*)" preßt sich schmerzlich aus seiner Brust. Den Ton kennt die horchende Mutter — er verräth die Stimme ihres Mannes — „Jesus Maria!" schreit sie und stürzt heraus — und unter die Männer — und an des Gatten Brust: betastend Haupt und Gesicht, ob er blute oder verwundet sei — und zur Wandbank, wo man hingelegt — das — ja das — diesen Körper! — Sie springt auf und schreit und will Licht haben! Man redet ihr zu, „es sei ein Fremder, der da todt liege;" — sie will Licht! — „es sei sonst kein Unglück geschehen" — sie will Licht! — „sie möchte nur ruhig sein und schlafen gehen" — sie will sehen, wo ihr Sohn wäre, und Licht! — Man gibt ihr durch Zögern Wahrscheinlichkeit; man will sie vorbereiten — in der Kammer weinen die Kinder, denn sie wissen nicht, was der jammernden Mutter fehle. — Es wird mit Zagen und öfterem absichtlichen Verlöschen endlich Licht gemacht. — Mehre wollen nicht dabei sein und gehen hinaus und eilen fort — und können doch den Entsetzensschrei der Mutter nicht aus dem Ohre bringen, der ihnen nachdringt. — —

*) Mein Sohn!

Das blonde Mädchen ist nicht lange noch zu Hause. Ihr Geliebter, der Freund des Verstorbenen, sitzt bei ihr. Beide sind von Eltern und Geschwistern des Mädchens umgeben. Betrübniß erfüllt Alle. Die Blonde weint heftig. In ihr geht jenes wunderbare Gefühl auf, zu erfahren, wie unbewußt eine Menschenseele seit so langer Zeit ihre stille Begleiterin gewesen, ihretwegen Tage und Nächte gelitten habe, und endlich ein Opfer unerträglicher Qualen, Körper und Erde verlassen mußte. Welch unsägliches Interesse spannt ihr Herz für den Todten! Mitleid, Kummer, Erbarmen, Verehrung, Trauer, Beengniß drängt ihre Seele. Das ganze Betragen des Burschen seit einem Jahre liegt erklärt vor ihrer Erinnerung. Das Alles ihretwegen! — Man versucht gar nicht mehr zu schlafen und erwartet den Morgen. —

Als zum Morgengebet geläutet wird, verkündet die Glocke auch das Absterben des Burschen. — Im ganzen Dorfe betet man für die abgeschiedene Seele. — Alle Kameraden weinen um den lieben Kameraden. — Keine Zunge redet ihm Schlimmes nach. — Wer je ein ähnliches Unglück einer verheimlichten unglücklichen Liebe erfahren, der weiß wohl das Elend nachzufühlen, welches dieser Jüngling muß ausgestanden haben. — Darüber ist nicht zu reden. — Man sagt wohl leicht: ein Glück sei's, daß er gestorben; allein wann ist ihm dieses Glück zu Theil geworden? „Ruhe deiner Seele! Wenn du aber deine Liebe mitgenommen hast, und mit ihr dein Elend, — wo wäre eine Seligkeit, die dir ein solches Leiden versüßen könnte?"

Der Todte liegt bereits im Todtenhemd auf dem Bette. Beim Kopf steht eine brennende Lampe und ein Glas mit Weihwasser. Die Nachbarn und Dorfbewohner kommen nach

und nach, treten stillweinend herein, schreiten langsam zur Leiche und knien nieder. Dann beten sie ein Vaterunser, tauchen eine kleine, aus 6 Kornähren zusammengebundene Garbe in das Weihwasser, besprengen und schlagen dann das Leichentuch über Kopf und Brust des Todten hinab, um den Todten wehmüthig zu betrachten. —

Lautweinend und verstört kommt auch das so unglücklich geliebte Mädchen. Es stürzt über die Leiche, und will lange nicht aufstehen und sie verlassen. Ihr Geliebter, des Todten liebster Freund, der mit dem Mädchen kam, bleibt bei der Thüre stehen, und weint bitterlich; dann geht er auch zur Leiche, schlägt das Tuch zurück, und kann vor Kummer nicht reden und beten. Um die der Todte so viel gelitten, die leiden nun wieder so viel um ihn. Das ist wohl ein Trost für ihn, wenn er es sieht von dort herüber. —

Heute wäre der zweite Festtag der Kirchweihe. Sonst ziehen die Burschen mit Musik in die Kirche, nach der Kirche wieder mit Musik nach Hause. Auf einer Wiese auf dem Heimwege ist man gewohnt, einige Ländler zu tanzen. Nachmittags wird von Haus zu Haus mit Musik gezogen, überall ein wenig getanzt, und jede Hausfrau ist Ehren halber verpflichtet, mit „Flöck'n" und Bier aufzuwarten, oder erstere in das Wirthshaus zu geben. — Aber all diese Volksceremonien, so wie die Musik sind abgesagt im Geburtsdorfe des Todten. Es geschieht auf allgemeines Uebereinstimmen.

Weil der unglückliche Bursch Sonntags vor Mitternacht starb, so wird er Dienstag begraben. Die Trauer um ihn erneuert und verbreitet sich da in der ganzen Gegend. —

Vor sieben Jahren hat sich diese Geschichte ereignet. Seitdem hat das blonde Mädchen ihren verlobten Burschen geheirathet und auf das Grab des Unglücklichen einen Leichenstein setzen lassen. Die jungen Eheleute haben gelobt, das Grab wenigstens einmal in jeder Woche zu besuchen, und wenn sie sterben, sich rechts und links an demselben begraben zu lassen.

Sagen wir: Falstaff II.

Ein Charakterbild nach dem Leben.

Motto: A sö höd ä r ösgschöd, ghrödt und tö; —
Wenst'n ä nöd gseyn höst, du glöbst ma's schö.

Ich schildere einen Mann von mehr als mittlerer Größe, mit bedeutender Wölbung des Bauches, etwas krummsäbelartigen Füßen; über breiten Schultern und auf kurzem Halse lehnt ein langer aufgedunsener Kopf, ziemlich hängend, um den Wetterzug so manchen Kopfgewitters zu weisen; denn des Mannes kleine Schweinsaugen ahmen unablässig das Wasserziehen der Sonne nach (nur in der Flüssigkeit sorgfältig sondirend, da im Gehirn Bier- oder Weinwolken gewittern), und wenn von da ein Blitz in seine Nase fährt, soll der Mann immer auf die linke Seite fallen. Die Zahl der dahin abgeleiteten Blitze schätzt man so hoch, als die Zahl Rothsternlein auf der Nase selbst, die unendlich ist, und die wegen Mangel an Raum die Ober- und Unterlippe zu einer Vorrathskammer solcher Tipfeln gemacht hat, um, wenn etwa die Nase einmal vor Gram oder Liebe erbliche, von da eine Fuhr Rothsternlein zugeschickt zu bekommen; das ganze Gesicht fällt von einem Angstschrei in

den andern, denn es kommt nie aus der blassen Farbe des Schreckens heraus, um sich wie das Morgenroth des jungen Tages umzusehen, wohin es die Rosen seiner Freude streuen soll. In der linken Wange muß unser Original von jeher mehr Gram gelitten haben, weil wir sie eingefallener kopiren als die rechte; und weil der Kopf links hängt und die Nase lebhafte Sehnsucht hat im Thale der Wange zu schlummern, so hängt auch sie ihrer Sehnsucht nach und biegt links ein. Der Mund aber folgt derselben Richtung und scheint den Gram, der sich in der Wangengrube lagert, beißen zu wollen. Dieser Mann ist kein Mann, weil er kein Weib hat, und gehabt hat, und ihm gänzlich der Bart ausblieb. — Sein Herz schildere ich mild, weich und melancholisch in der Liebe; sehr zerfallen, mißmuthig, raisonnirend bei Unfall in nichtssagenden Dingen. Wortreich ist sein Muth am Tage, oder wo man ihn zu keiner Probe veranlassen kann, oder wenn kein gefährlicher Gegner da ist, oder wenn es kein Gewitter hat. Er versteht die Violine zu spielen, der er oft schmelzende Töne entlockt, um die Regungen seines liebentbrannten Herzens auszudrücken. Seine Bildung hat einige Stufen erklettert. Während seiner Studien erbte er plötzlich viel, und vermachte sofort seine fernere Studienlaufbahn jedem Anderen, der kein Geld hat, um bald zu Gelde zu kommen. Ohne Eltern und Geschwister, privatisirte noch dieser Held an der südwestlichen Grenze von Deutschböhmen. Seine Wirthschaft hatte lange Zeit schwankende Pfeiler, verfestigte sich aber endlich so, daß er selbst sich als Regel der Unordnung innerhalb gewisser Lebensgrenzen nun bewegt. Er kocht; er beschmutzt und reinigt; er ist seiner Liebe begeisterter Bote; er ist sein Prediger, seine Kirche; er ist seine Lektüre, sein Schauspielhaus; die Umgegend ist seine Bühne, und auf

dieser Bühne hat er nicht selten einen Rausch. Es gibt nicht Ein Mädchen, das er nicht zugleich liebt, wenn er es sieht; und kann er seiner Liebe Flamme nicht zeigen, so ist doch der Rauch zu riechen. —

Vor fünf Jahren, im August, traf ich eine Gesellschaft mehrer Damen und Herren im Grenzwirthshause, dessen einen Theil unser geschilderte Held bewohnte. Man machte sich um einen Tisch auf dem Rasenplatze vor dem Wirthshause bequem, da die abendliche Sonne eben die Schatten des Hauses darüber warf. Die Bekanntschaft eines jungen Doktors unter der Gesellschaft empfahl mich, und veranlaßte, mich ungezwungen anzuschließen. Nach einiger Zeit fiel mir das unaufhörliche Kichern der jungen Damen auf, das Schmunzeln der alten, und witzelnde Bemerkungen der Herren. Beinahe war ich verlegen, noch länger die ernste, einzige Ausnahme spielen zu müssen. Die lustige Aufregung mehrte sich, und indem ich die Richtung aller Augen verfolgte, bemerkte ich auf dem beinahe flachen Dache des Wirthshauses, in der Nähe des Schornsteines einen Männerkopf, der sich leicht bewegte, und eine gewisse Richtung zu suchen schien. Vor dem Kopfe zeigte sich etwas, wie ein Fernrohr.

„Wenn ich nicht irre," sagte ich, „so ist dort ein Fernrohr auf uns gerichtet. Wer ist der Mann?"

Bei dieser Frage brach ein allgemeines Gelächter los, weil sie der ergetzliche Umstand begleitete, daß dem Astronomen das Fernrohr entfiel und die gegen uns gekehrte Dachfläche langsam und polternd herabkollerte, während der Mann schnell nachgreifend, bis zur Hälfte des Körpers sichtbar wurde, und platt auf den Bauch niederplumpte, worauf er verschwand. Das Fernrohr war indessen in die Dachrinne gerollt. Thränen in den Augen vor lustiger Erschütterung, brachte man mir ungefähr obige

Schilderung von dem Astronomen zu Obren, mit der Endbemerkung, daß Falstaff (wie wir ihn heißen wollen) auf dem Dache seine Lugwarte aufschlage, um die Gesellschaften auf der Wiese zu beobachten, und einen lieben Gegenstand seiner Liebe herauszusuchen. Jetzt trat der Wirth, der an dem Mann des Daches einen Magnet für Gäste besaß, lachend herzu und sagte: „Da rutscht Herr Falstaff auf dem Bauche die andere Fläche des Daches hinunter, und glaubt, es hab' ihn Niemand gesehen. Die Herrschaften werden bemerken, daß er gleich hier sein wird."

Eine Magd schleppte jetzt einen Tisch auf den Wiesenplan und stellte ihn, wie uns der Wirth erklärte, so auf, daß Falstaff der schönsten Dame in's Gesicht sehen konnte, wenn er an demselben Platz nehmen würde. „Aber eine Hauptsache sei es für Falstaff keinen Stuhl an den Tisch zu stellen," bemerkte der Wirth.

„Weßhalb das?" fragte ich.

„Still!" lächelte ein alter Herr zu mir herüber, „still, wir werden Kunstgriffe zu bewundern haben."

In diesem Augenblicke schritt der Astronom, eine Hand über den Rücken schlagend, mit der andern die Halsbinde etwas verlegen betastend, hinter der Scheuer hervor, und blickte wie in Gedanken vor sich hin, ohne uns zu bemerken zu scheinen.

„Markär! Markär! Markär!" rief er dann plötzlich, „bin über Felde gewesen, glühe ganz und habe Durst!"

Hier wendete sich der Redende gegen unsern Tisch mit leichter Verbeugung, und im Auge ein zärtlich verliebtes Flimmern.

„Ein ganz ergebener Diener, hohe Damen und Herren!" sprach er, indem er das lieblichste Fräulein fixirte.

Wir dankten Alle freundlich.

„Sie wagen sich so barhaupt über Feld?“ fragte der Verwalter und Vater dieses hübschen Mädchens.

„Wie so? Wie so?“ meinte Falstaff und griff nach dem bloßen Kopfe. „Ha! ha! gut bemerkt! Ich habe — Sie zwingen mich die Wahrheit mit vieler Verlegenheit zu gestehen. Am Waidenbach dort schenkt' ich meinen Hut einem Wanderer, der so arm und nackt war, daß meine Damen bei seinem Anblick in hoher Schamröthe würden confus geworden sein. Meine Verlegenheit war groß, und ich brach einen Weidenzweig ab, wehte damit Kühlung meiner Stirne zu und hieb mir die Blätter in die Augen, daß sie nicht sündigten — und sagte: Lazarus! auf, und mache dich her, nimm mir den Hut vom Kopf rückwärts ab, damit ich nicht sehe, — und er hielt den Hut dort vor, wo er bloß war. Und er war bloß.“

Jetzt sprangen die Damen mit einem Schrei vom Tische weg und ergriffen vor dem Erzähler die Flucht. Dieses Aufflattern der schüchternen Tauben bemerkte Falstaff mit Lächeln und einem lüsternen Katzenblick.

„Was ist geschehen?“ fragte er im arglosen Erstaunen. „Will Niemand die geängstigten Wesen befragen und beschwichtigen? muß ich der Einzige sein, der sich um ihre Angst bekümmert? Wohlan! Herr Verwalter, Sie lassen Ihr Töchterlein fortlaufen — ich will Ihnen Art und Manier zeigen.“ Dabei ging er auf die Damen los, die athemlos vor Gelächter auf dem Wiesenplan zerstoben, und richtete folgende Worte an das schöne schüchterne Fräulein, das nicht wußte, sollte es entlaufen, oder sehr verlegen stehen bleiben: „Rosa genarum — du selbst! Lassen Sie in diesem Zauberringe (er meinte seinen Arm) Ihr milchweißes Händchen gefangennehmen, um Sie wohlbehalten an den Tisch zurückzuführen“

Er machte eine Verbeugung mit möglichster Zierlichkeit, bog den rechten Arm mit Aufwand vieler pedantischer Grazie aus, wie man ihn den Damen zärtlich anzubieten pflegt, kokettirte süßlächelnd mit glänzenden Augen, und blieb in dieser Positur mit steif geregeltausgebogenen Waden stehen, um den Entschluß des Fräuleins abzuwarten. Um einem solchen Anerbieten auszuweichen, waren die übrigen Damen bereits alle wieder zurück an den Tisch geflüchtet. — Falstaff und das Fräulein standen allein und noch unbeweglich da, zum nicht geringen Ergetzen der Gesellschaft. Dann fuhr der galante Falstaff fort: „Tausendmal Vergebung! — O Taube! Lilje! Biene! duftige Rose! Hat meine Erzählung Sie so heftig berührt? War mein Wort Pfeffer für Ihr Herz? O Sie können meine Verlegenheit nicht erfassen, als ich den über einen nahen Hügel schreitenden Bettler wieder gewahrte im Spiegel des Baches. Wie? Sie entlaufen? Ich verzweifle! Meine Knie schlottern! Mein Seelenaufruhr ist nicht mehr zu bemeistern!"

Das Fräulein war an den Tisch geeilt, und schmiegte sich lachend an des Vaters Brust, während die Gesellschaft den hinwegstürmenden Falstaff zurückzurufen vergebens sich bemühte. Er floh in das Haus, riß die Violine von der Wand und wir hörten ihn mit gewandtem Vortrage eine gefühlvolle Melodie spielen.

Nach einiger Zeit, als man bereits Bier auf den für ihn bestimmten Tisch gestellt hatte, kam er sehr aufgeregt zurück. Der Verwalter gab seiner Tochter einen Wink, Falstaff's Violinspiel zu loben. Sie machte ihm ein Kompliment. Das stimmte ihn schwermüthig. Er stützte sich mit einer Hand auf den Tisch, und sah starr und mit feuchtem Auge das Fräulein an. „Wirklich?" sagte er ohne Stellung und Miene zu ändern.

dern, „Fräulein hätten gehört? mitgefühlt? Fräulein wären gerührt und entflammt? Wovon ergriffen? Verstehen Sie die Sprache der Saiten? Wissen Sie etwas von den Saiten des Herzens, und daß Liebe, Sehnsucht, Freude, Trauer und Verzweiflung Sie rührt? Mein Herz klingt immer auf der Violine wieder, — wovon haben Ihre Saiten geklungen?"

„Von schmelzender Sehnsucht der Liebe!" sagte das Fräulein und warf ihr Gesicht kichernd an des Vaters Brust.

Falstaff'n liefen zwei ungeheure Thränen über die Wangen, er griff nach dem Glase und trank in einem langen vollen Zuge. „Kein Stuhl da?" rief er dann. „Himmel und Erde, kein Stuhl da? Wirth, Ihr seid ein kopfloser Mann, ein herzloser Wicht! Ist's nicht genug, daß ich einsam an einem Tisch sitzen muß — soll ich mich auch noch auf das Gras setzen? Kein Stuhl? Vernachlässigung habe ich von jeher nicht ertragen, und Ihr übergeht mich so, Herr Wirth? Wenn ich Euch nun herunter machte, wie in Wien ein Schubkarrenschieber einen Herrn, weil er ihm zwischen die Füße geschoben ist? Gesetzt, ich wäre der Schubkarrenschieber! Prügeln möcht' ich Euch, wär's nicht gemein; in Ketten legen, wär's nicht der Obrigkeit Sache. Verstanden Er, der Derjenige ist, welcher mich reizt: Wirth, Diener, Knecht?" —

„Verzeihen —" sagte der Wirth, indem er ihm einen leeren Stuhl von unserm Tisch bringen wollte.

„He! was ist Er gesonnen? Laß Er den Stuhl dort! Es möchte ein Gast kommen, der, weil er der Gesellschaft angenehmer ist, als ich, eingeladen werden dürfte, an dem Tische Platz zu nehmen. Kapirt? Wo schöpft Er so viel Wasser in sein Gehirn? Etwa aus seinem Bier?" Hier schmunzelte Fal-

ſtaff, denn es ſchien ihm, als hätte er in den letzten Worten einen Witzfunken entdeckt.

Mehre Herren ſtanden auf und boten ihm ihren Stuhl an: „Es wird uns angenehm ſein, wenn Sie ſich eines unſerer Sitze bedienen wollen.“

„Die Aufforderung iſt nicht allgemein, und meine Schonung iſt zu zart, als daß ich eine halbe Verſtimmung veranlaſſen möchte.“ Sein Blick war auf meinen bekannten Doktor gerichtet, der dem ſchönen Fräulein gegenüber ſaß und in ihren Anblick ſehr vertieft ſchien. Bei Falſtaff's Worten ſtand er auf, um der Unterhaltung keinen Eintrag zu thun, und mußte im nächſten Augenblicke ſehen, daß Falſtaff geradezu ſeinen Stuhl wählte. So ſaß er denn in unſerer Mitte. In demſelben Augenblicke lief aber ein Knabe über das Dach des Wirthshauſes und nahm aus der Dachrinne das Fernrohr.

„Seht einmal den Knaben!“ ſagte eine Dame. „Iſt's nicht, als habe er ein Fernrohr in der Hand?“

„Erlauben Sie, daß ich entgegne: Es iſt ein Stück Stab!“ eiferte ſchnell Falſtaff. „Im Spiele that der Knabe einen unglücklichen Wurf — daher — — Es beſitzt hier außer mir Niemand ein Perſpectiv. Meines iſt von Plößl und hat durch zwei Reparaturen in Straubing bedeutend gewonnen. Wollen Sie nur glauben, daß es ein Stück Stab iſt, das der Knabe hinaufwarf und nun herabholt.“

Der Knabe ſtellte ſich aber auf dem Dache in Poſitur, durch das Fernrohr auf uns herabzuſehen, weil ihn die Neugierde trieb, dieſes Wunderinſtrument kennen zu lernen.

„Es iſt denn doch ein Fernrohr!“ riefen Mehre.

Falſtaff ſtemmte unwillig den Fuß gegen den Tiſch, und

indem er hastig trinkend sich zurückbog, fiel er sammt dem Stuhle auf die Wiese nieder.

Wir sprangen hin, ihm aufzuhelfen, allein er half sich selbst schnell wieder auf die Füße, entschuldigte bei den Damen das ungraziöse Aufschwingen der Beine während des unästhetischen Falls, und begann gegen die verdorbene Jugend zu eifern, die durch Nachahmungssucht viel Affenheit anziehe. Vom Dache herunter lachte aber der Knabe so herzlich und laut über Falstaff's Fall, daß wir uns nicht enthalten konnten, einzustimmen.

„Vor kurzem," eiferte Falstaff fort, „sah ich in München einen Knaben von zehn Jahren, der im Theater durch einen Doppel-Tubus die erste Liebhaberin beschaute, da sie eben klagte, es verzehre ihr Herz die Flamme der Liebe. Was wollte dieser Windelheld, der ala mit Flegel und tuba mit Turban übersetzt? Laufen nicht solche Ameisen durch die Straßen mit Gläsern vor den Augen, um recht zeitlich anzufangen, die Welt weltlich zu beschauen? Huldigt der Mode! Seid Affen! — Wirth! jagt den unmoralischen Knaben vom Dache, der durch ein Stück Holunderstab die Gäste genirt."

„Weh meiner Tochter!" rief der Verwalter jetzt. „Scheint sie nicht Bezauberung zu saugen aus Euerm Gesichte? Bringt sie die Augen los von Euerm Gesichte? Wehet nicht heftige Glut über ihre Wangen?"

Falstaff lächelte, ergriff den Becher und sah mit starren, flimmernden Blicken das rekommandirte Fräulein an.

„Fräulein! Fräulein!" sagte er, „halten Sie Wache über Ihre Augen. Gehen Sie in dieser Altersperiode nicht ohne Schleier, denn wenn dieser Vorhang aufgezogen wird, so beginnt das Liebestheater der Augen, und verrathen sind die Per-

ſonen. Sie haben mich zu offen angeblickt, und da iſt's heraus und entdeckt. Wir können die Sache nicht mehr geheim halten. Sei es offenbar! Wiſſe man darum! Iſt doch die Schamröthe eine liebliche Röthe! Sind wir nicht heirathsbar? Bis die Welt ſich zunäſelt und zuraunt, ſind wir geſegnet! Der Verrath Ihrer Augen beſchleuniget ſo nur unſer Glück. Sie ſehen, Herr Verwalter, daß Sie umſonſt eine Grauſamkeit gegen unſere Liebe entwickeln werden. Wenn das Waſſer ſiedet, ſo hebe man den Deckel ab, ſonſt geht es über. Heirathen muß Ihr Kind. Ihr beſitzt die Einſicht und das Kind, alſo bin ich der Mann, der es ſchätzt und nimmt, und Geld hat, es zu nehmen."

Er glühte und trank und trank wieder.

„Elende Kreatur: Menſch!" fuhr er fort. „Stroh biſt du, voll Geräuſch und Dürre, ſo lange dich nicht die Flamme der Liebe entzündet, dann aber gibſt du eine prachtvolle Flamme! Zünde! Lod're! Der Liebentflammte iſt die Zierde der Welt. Er wird Fackel aus Pech; der duftet als Blume auf der Erdſcholle Leben; der klingt als Goldmünze unter Kupfermünzen; der lächelt als Prachtregenbogen über ſchlüpfriger Erde. Hui! blaſ' ich in dieſe Staubwolke Menſchheit, d'rin mir nur zwei ſpringende Funk'n gefallen — das bin ich und hier meine Braut. (Er trinkt.) Wer ſich widerſetzt, dem weiſ' ich die Thüre — hinaus! — Warum ſo viele Bräutigame zaghaft werden, eh' ſie eine Schürze mauſen? (Trinkt.) Augen zu und — Sturm!"

Der Knabe legte jetzt das Fernrohr vor Falſtaff hin und ſagte im dortigen Dialekt: „Dö is engä Schmearpeif."

„Sturm!" fuhr Falſtaff fort. „Iſt ohnehin ein Holunderſtab und ein Stück Stock, wie Herr Verwalter meinten, und

indem ich heirathen will, geh' ich auf jene zwei Bengel los, die dort über die Wiese schreiten, und will sie lehren links umzukehren, wenn sie rechts schwenken!"

Die ganze Gesellschaft hing schlaff vor Lachen an den Stuhllehnen herum; Falstaff aber ging auf zwei Wirthsknechte los, die eben vom Felde heimkehrten und zu Fleiß langsam über die Wiese herschritten, als sie den Feind auf sich zukommen sahen.

„Wenn Ihr Männer seid, so bleibt stehen und widersachet mir!" schrie sie Falstaff an. „Woher des Weges? Weshalb Uebermaß im Trunk? Dein Strumpf hat ein Loch und dein Hut zwei — und was dazwischen liegt von oben bis unten, das will ich prügeln!"

Die Knechte beschleunigten scheinbar ängstlich ihre Schritte und Falstaff verfolgte sie eifriger und heftiger.

„Kann Euch ein Frauenherz lieben? Nimmt Eure Louise Gift? Setzt Eure Kleopatra eine Natter an die Brust? Um Euch? Murr't Ihr? Heran: Fugati! Miserabiles! Inculti! Rudes!" —

Die Knechte flohen schnell. Falstaff's Freude war groß. „Hofft Ihr so? Schneider! Wichte! Schu—"

Plötzlich drehten sich die Knechte um und sahen ihn drohend an. — Er schwieg, stand, drehte sich um und kam raisonnirend zur Gesellschaft zurück.

„Wär' mir nicht um ihre Kinder, um ihr Weib, um ihre künftig möglichen Kinder zu thun, und auch um ihr zweites, drittes mögliche Weib — dann bei der Ambraserſammlung in München! —" Er wollte sich niederlassen auf seinen Stuhl — und sah die beiden Knechte, die man heimlich herbeiwinkte, auf sich losgehen.

„Bring mir Hut und Stock nach, Knabe, ich will ſie verfolgen im Sturm der Rache! Hinweg! Mein Herz iſt vielfach zu kühlen!“ Somit beeilte er ſich ohne Abſchied von der Geſellſchaft und Braut landeinwärts nach Böhmen, um den Knechten zu entgehen.

Doktor * forderte mich auf, ihm zu folgen, indem er behauptete, Falſtaff werde ſich zuverläſſig in das nächſte böhmiſche Dorfwirthshaus begeben, wo er ſich lange her um die hübſche Tochter bewarb.

Falſtaff's Aufregung war von der Art, daß man noch ergetzliche Scenen erwarten konnte.

Es dunkelte, und wir beide verließen die Geſellſchaft. Vor uns auf der Landſtraße lief der Knabe mit Falſtaff's Hut und Stock und ſchrie aus vollem Halſe, daß er warten ſolle. Umſonſt! Der Flüchtling, ein in der Ferne eilender ſchwarzer Punkt auf der weißſchimmernden Straße, hielt nicht an, und wurde erſt ſpät vom kleinen Verfolger eingeholt. — Wir aber trafen lange nach ihm in der Dorfſchänke ein, und fanden hier eine bereits eingeleitete Scene in voller Entfaltung.

Zu ihrem Verſtändniß nur Folgendes: Den Tag zuvor war in einem nahen baieriſchen Flecken ein Kirchenfeſt und zugleich Jahrmarkt daſelbſt. Stets iſt da ein großes Zuſammenſtrömen der Deutſchböhmen und Baiern an dieſem Tage. Falſtaff, um zu erfahren, ob auch Reſerl, die Wirthstochter und ſeine Geliebte, das Kirchenfeſt beſucht habe, kam gegen Mittag in das Wirthshaus und ſah Reſerl durch den Garten vor ihm die Flucht ergreifen. Das wurmte ihn. Doch legte er es mehr für Scherz aus und fragte die Wirthin, ob

Reserl auch nach Neukirchen (dort war das Kirchenfest) gegangen sei?

„Mâigôtl! frälô (freilich)! Kan't dôs jungô Burschat dahölmat blä̂'m, wenn's wôs ösôtzt?"*)

Bei dieser offenbaren Lüge drehte sich Falstaff höchst ergrimmt um, tobte und fluchte und gelobte schwörend, nie wieder dieses Haus des Pöbels, der Lüge, der heimlichen Verschwörung zu betreten, das in Verbindung stehe mit Räubern und Mördern.

Heute kam also dieses Zerwürfniß in Gährung. Als ich mit dem Doktor eintrat, saß Falstaff an einer Tischecke, finster, schweigend und trinkend, während Reserl ihn schelmisch um den Grund seiner gestrigen Entrüstung fragte, von der man ihr, als sie vom Kirchenfeste heimgekehrt war, mit vieler Besorgniß erzählt habe.

„Weiche Sie von mir, schuldige Einzige! Beweinenswerth, wenn auch tüchtig und schön! ich habe Sie aufgegeben. Meine Lust ist fortan, Sie zu quälen mit Kälte, Verachtung und Fluch!"

„Da Heär is grimmô; mó (warum) öwâ gôa ra sô, hâz?" lächelte das Mädchen.

„Garten! Davonlaufen! Kirchenfest! Sündige Eine, du wirst nicht roth? Mache sich die Falsche weg von mir!"

„Wenn i will! Eiz kröd (gerade) nôd! Mô schuißt's a sô äf und trummelt's eng an Zôan ôs!" trotzte das Mädchen.

Die Unterredung wurde nicht gestört, indem ich mich mit dem Doktor an denselben Tisch setzte. Falstaff fuhr eben wie-

*) Könnte denn das junge Geschlecht zu Hause bleiben, wenn's etwas absetzt?

der die Wirthstochter an: „Kennt Sie Art? Bleibt doch der Stern, was er war, wenn er sich schneuzt, und ich, was ich bin, wenn ich dich, schöne Schnuppe, von mir schleud're."

„Diese barsche Bewegung," fiel der Doktor ein, „scheint mich zu berechtigen, das Mädchen in Schutz zu nehmen; denn es kann wahrlich nicht so viel Strafbares begangen worden sein von diesem lieblichen Kinde, um es mit so harter Strafe zu strafen." Er zog das Mädchen an sich, ließ es seine Gesundheit trinken, und tändelte zärtlich mit ihr. — Falstaff hustete und rückte hin und her, plötzlich in voller Eifersucht loderend. Er stierte dann einige Augenblicke vor sich auf den Tisch nieder, fuhr in die Tasche und zählte Geld, um seine Zeche zu machen.

„Solch ein Getränk mir zu geben, ohne Geschmack, Feuer und Frische!" raisonnirte er, um sich Luft zu machen. „Hätt' ich nicht Geld — ha! ha! ha! Ist das auch etwas, eine Frauenzimmerhand? (er schielt auf Reserl's Hand, mit der der Doktor spielt.) Wenn das Auge nicht — (das Mädchen sah den Doktor eben zärtlich an) — dieses blöde Fenster — he! Geh' Sie mir einschenken! Und wenn ich auch Ihr Kind wäre — so habe ich dennoch Durst!" —

„Dät (thät) eng guat möchä, wenn i könt!" sagte schalkhaft die Wirthstochter und ging einzuschenken.

Wir befragten jetzt Falstaff über das Zerwürfniß und er erklärte sich bitter über die Beleidigung, ihm die Geliebte verläugnet zu haben, und über die Verstellung des Mädchens.

Die Wirthstochter kam zurück.

„Lassen Sie uns die Schlange prüfen!" sagte er zu uns.

Der Doktor nahm Reserl wieder am Arm und nach kurzem Zärtlichthun begann Falstaff dem Doktor lateinisch zu-

zurufen: „Interroga istam personam, ubinam fuerit heri circa horam decimam secundam?“ (Frage jene Person, wo sie gestern um die zwölfte Stunde gewesen sei?) Er trank, lehnte sich auf den Tisch und sah brummend zum Fenster hinaus.

„War nicht gestern zu Neukirchen Jahrmarkt?“ fragte der Doktor weiter. „Wie hat's Euch dort gefallen?“

„Guat — rächt guat!“ erwiederte Resert.

„Guat!“ karrikirte Falstaff grimmig nach, blies einen langen schnarrenden Ton durch die Nase und sagte: „Porro detrahe isti pellem, et percontare: quotnam equis, quo curru, quocum auriga, an pedibus — verstanden? (Ferner zieh' ihr das Fell ab und frage: mit wie viel Pferden, mit welchem Wagen, mit welchem Fuhrmann oder zu Fuß —) Daher gefällt mir die Gegend um München so gut.“

„Wen i nō dös Lötäinasch föständ!“ neckte die Wirthstochter.

„Ich will's Euch übersetzen,“ sagte der Doktor. „Es heißt: Ferner zieh' ihr das Fell ab und untersuche, warum Sie gestern statt des Knechtes die Pferde in die Schwemme geritten, die Wagenräder geschmiert, den Fuhrmann geküßt habe, und so spät vom Jahrmarkte zurückgekommen sei, und zwar zu Fuß?“

„Non est sensus!“ (So ist der Sinn nicht!) schrie Falstaff ärgerlich.

„Das heißt: deshalb gefällt ihm die Gegend um München so gut,“ sagte der Doktor.

„Dös is üwa rä Kummedö! Au!“ lachte Resert und lief in die Küche.

Jetzt kam eine Magd in die Stube, welche Falstaff herbeirief und also anredete: „He, trete Sie her zu mir. Mag

Sie trinken? Aber ich halte Sie für verständig, aufrichtig, fromm, für ein Wesen, mit dem sich reden läßt, und das über Kabalen hinaus ist. Gestehe Sie stehend, spreche Sie mit der Zunge der Wahrheit, die Ihr eigen scheint: Wo war gestern um die Mittagszeit euere Wirthstochter?"

„Wō wiāz's denn gwēst sā?" sagte die Magd.

„Zu Neukirchen am Fest?" half Falstaff nach.

Nā. Sie is gōa nōd furtkāmā 'n gönz'n Tō," antwortete die Magd, die von der ganzen Sache nichts wußte als die Wahrheit.

In der Küche horchten die Wirthin und Nerl, und kicherten heftig, als sie die Worte der Magd hörten.

„Sie kann gehen, Magd. Ihre Aussage ist wahr und ohne Falsch. Enteile Sie diesem Hause der Verderbniß. Hier wird Sie zu Trunk und Liebhaberei verleitet und dennoch geprellt. Will Sie saubere Strümpfe haben, so streife Sie durch keine Kothlache. Was meine ich? Die Wirthin, diese alte, reiche Witwe entgeht doch dem Fegefeuer nicht, wenn sie auch für die Hölle bestimmt ist. Verflucht sei dieses Haus mit Wänden, Ofen, Löffeln und lebendigen Ungethümen! Junge wie Alte: Ein Gezücht! Kehr' ich je wieder hier ein — und das wird bald geschehen, so häng' ich mich auf! Krieg und Pest über Euch!" —

Bei diesen Worten warf er Geld auf den Tisch und machte sich auf die Flucht! Ein lautes Gelächter schlugen die Weiber in der Küche an, als Falstaff fort war.

Wir zwei Trabanten folgten ihm schnell. Nutzlos blieb Alles, ihn zu besänftigen. Er ging auf Menschen und Menschheit los und verstieg sich in seinem Zorn bis an die arglosen Sterne.

„Betrug, Hinterlist, Verleumdung, Schmutzigkeit, Haß, Lüsternheit, Trunk, Neid, Völlerei und Liebe; was das für eine Bevölkerung fast aller menschlicher Herzen ist! Feigheit ist Tugend geworden! Solche Schelme soll man bei den Beinen fassen und zu allgemeiner Warnung in einen schlammigen Fluß tauchen!“ —

Plötzlich fuhr er zusammen, und wollte nicht weiter gehen.

„Herren!“ sagte er, „ich habe zahllose Feinde in dieser Gegend. Ich muß aufrichtig sein. Fliehen Sie mit mir, wenn Sie nicht meinen Untergang theilen wollen.“

Er machte Anstalt, Reißaus zu nehmen. Wir hielten ihn zurück, und erklärten, es wäre nur Gesang nächtlich schwärmender Burschen, was ihm verdächtig scheine. Wir standen ruhig und hörten folgendes Lied jodeln:

Bist denn du ă ra Bua?
Höst denn du a ra Glück?
Steit da kôa Deanăl ăf,
Wenn's a măl liegt?

„Das sind gefährliche Burschc! Weichen wir straßab!“ sagte Falstaff kleinmüthig.

Wir hatten Mühe, ihn weiter zu bringen. Als wir dem Burschenschwarm näher kamen, wichen sie bescheiden auf die Seite und rückten grüßend die Mützen. Falstaff ging zwischen mir und dem Doktor, war mäuschenstill und zitterte heftig. Kaum waren wir aber einige hundert Schritte entfernt, als er sich plötzlich losriß und mit Wuth einen Angriff gegen die Burschen machen wollte. Aus seinem Stocke fuhr eine dreischneidige Waffe, die er kampflustig aufschwang und schrie: „Heran! Wie zahlreich ihr auch sein mögt, immer doch eine ärmliche

Schar für meine Faust! Wartet ihr, daß ich die Straße kommen werde? Warum habt ihr gebebt und gezittert, als ich vorüberging?'"

In diesem Augenblicke wurde in der Ferne ein Rufen, Fluchen und Schnaufen von Laufenden hörbar. „Halt! Brennt los auf sie! Halt!" — Querfeldher gegen uns stürzte ein Rudel Pascher von Grenzjägern verfolgt. Falstaff entsprang wimmernd in ein nahes Gehölz. Die Jäger, in der Meinung einem Pascher nachzusetzen, verfolgten ihn. Wir wollten sehen, was sich aus dieser Scene ergebe, und hörten bald aus dem Gehölze ein klägliches Hilfegeschrei. Die Stimme war Falstaff's. Als wir näher und an die Stelle kamen, woher der Hilfeflehende sich hören ließ, sahen wir Falstaff in eine Fuchsfalle eingegangen und an einem Aste in die Luft gehalten. Es bestand nämlich die Falle aus einem herabgebogenen Baumaste, der durch eine Vorrichtung am Boden festgehalten wurde. Am Ende des Astes war ein Fangeisen angebracht. Trat nun Jemand an eine gewisse Stelle, so faßte ihn das Fangeisen um die Mitte, und der Ast schnellte in die Luft auf. Mit Mühe brachten wir Falstaff los. Er war in hohem Grimm über sein heutiges Geschick, und rief nur ein über das andere Mal: „O nur heute noch ein blutiges Duell!" —

Die Heimsuchung.

In einem Dorfe, dicht an der bairischen Grenze, fällt gegenwärtig ein niedliches Haus auf. Es dürfte einem gebildeten, wohlhabenden Privatmann gehören. Selbst in der Nähe einer bedeutenden Stadt, umgeben von geschmackvollen Villen,

mußte man es noch zierlich nennen. Die Wände in länglichem Viereck aufgeführt mit verhältnißmäßig vielen und großen Fenstern und freundlich weiß getüncht, tragen ein rothes Ziegeldach. Was den günstigen Eindruck noch erhöht, das sind die wohlgepflegten Blumen- und Gemüsebeete um das Haus, eingegittert mit gleichgeschnittenen Holzlanzen, und vorzüglich die Blumen in den Fenstern zur Frühlings- und Sommerszeit. Dem Besitzer gehört ein Bauerngut. Er ist nicht wohlhabender und nicht gebildeter als seine Nachbarn herum; viele von diesen sind sogar in der Welt herumgekommen, was mit jenem nicht der Fall ist, und dürfen sich erfahrener halten. Und doch unterscheidet sie eine eigene Beseelung. Die Nachbarn lassen ihre Häuser gebräuchlich fortbestehen, aus Holz gezimmert, mit flachen steinbeschwerten Schindeldächern, kleinen Fenstern, die kaum die nöthige Beleuchtung durch die runden, bleiumränderten Scheiben in die alt-ernsten Stuben dringen lassen. Sie denken nicht daran, den Stall einmal vom Wohngebäude zu trennen, diese zu lichten, Scheune und Thierunrath wegzuschaffen, daß den Blick vom großen Eckfisch in der Stube eine freie, grüne Aussicht erfreue. Wenn nicht Sohn oder Tochter eitel genug wäre, Sonntags einen Strauß an der Brust oder auf dem Hut zu tragen, so wäre selbst hie und da im weitläufigen Baumgarten kein Winkel umgestochen für Rosen- oder Nelkenpflanzung. Was sie geerbt, bleibe. Ihre Freiheit von Zwangsarbeiten, ihre unbedeutende Steuerverpflichtung, Besitz bedeutender Gründe und freier Waldungen lehrt sie eher genießen als verbessern. Man hat Leute, rasame Weiber zur Bestellung der Wirthschaft und des Hauses, daher dem Hausvater Zeit bleibt, sich nach Gefallen selbst zu leben. Gleich über der Grenze hat das bairische Bier Ruf

und Reiz, wo anders eine Gesellschaft lustiger Freimänner. Auf den Tag folgt die Nacht, und oft ein zweiter Tag und eine zweite Nacht, bis man sich wieder zurück zum Haus und Weibe sehnt. Ist das Taschengeld zu Ende, so hat man Bäume im Wald, die der Wirth brauchen kann. So leben die meisten dieses Dorfes, oft, nicht immer. Weil man besitzt, meint man auch, diesen Genuß haben zu müssen. — Glück ist, was man dafür hält. Aber der Hausvater des erwähnten modernen zierlichen Hauses hält ganz was anderes für Glück, obwohl man weiß, daß er vor zwei Jahren noch lebte wie seine Nachbarn. Sein ganzes Streben, Sorgen und Lieben bleibt inner der Grenzen seines Hauses und Besitzes. Der hält Leben und Glück an der rechten Stelle. Ein Weib besitzt er — doch das ist eine eigene Geschichte. —

Vor zwei Jahren heirathete er ein Mädchen aus leidenschaftlicher Liebe. Weit entfernt, im Wege zu stehen, gaben sich ihre Eltern, den Fall merkend, zustimmend die Hand. Die Kinder hatten sich eher, als sie dachten. Süße, heilige Tage und Nächte! Wollte das enden? Viele haben das erlebt und sagen: „Wir haben das Seligste der Erde gelebt!" Für diese nur ist es hier erwähnt. Aber bekannt ist weit mehren, daß Liebende nicht ohne Pausen lieben können. Sonderlich in der Ehe. Das schien der junge Mann zu fühlen. Er mußte Leute sehen, gegen Abend ein Glas Bier kosten. Nach einigen Wochen schränkte er zu Hause seinen Himmel auf wenigere Stunden ein. Zwei und zweimal zwei Gläser Bier standen ihm zu. Das sah sein liebes Weib ein; — das stand ihm zu; obwohl sie nicht gerade „ja" sagte, so sah sie es doch ein. Zu Hause hätte sie ihm sechs und acht Gläser gegönnt, weil der Diskurs in der Schänke viel Zeit wegnimmt; aber das muß man den

Männern lassen: Diskurs geht ihnen über Alles. „Nô lau," heißt's — dö kemmâ zôm — gukmâ r is Gläsl — heat ȯllahônd — segt ȯllahônd — rȯdt ȯllahônd — und d' Zät geit dahi — ȯs môits ȯs gȯa nȯd!"*) — Einmal versah's der junge Gemahl im Diskurs und kam, nachdem er um vier Uhr nach Mittag vom Hause weggegangen war, erst um Mitternacht zurück. Zwar hörte er keinen Vorwurf, aber das Schweigen des Weibes sagte ihm mehr. Er meinte, einen Vorwurf erzwingen zu müssen durch wiederholte freundliche Fragen, was sie meine, daß er so lange ausgeblieben sei? Sie aber erwiederte: „man wisse ja, daß bei Männern oft — — und dann, weil gerade bei Männern bisweilen — — daß die Wirthe mit ihren zurückgerückten Uhren — — — und dann hätte sie recht gut geschlafen." — Er hörte recht gut, wie sie das Gesicht in den Polster drückte und weinte. Er ärgerte sich über sich selbst. Wie man aber auch so lange sitzen könne, dachte er sich, das sei aber auch unbegreiflich. „Sä guat, Nänerl!" sprach er mild und bestieg sein Bett. Liegend drehte er seine offenen Augen hin und her, und brummte sich selbst an: „Pfui öwa r ä! Lau, kimt ma denn wädä? Kantma r öänȯ öfluiǵn laußn! Guatȯ Nȯcht, Nänerl!"**) — Am folgenden Morgen war Alles wieder gut. Eine Schuld ist keine; die erste Verzeihung ist Pflicht. Es kam auch gar nicht zur Sprache. — Während des Mittagessens sprang des Nachbars weißköpfiger Knab' in die Stube, zwei Trommelschlägel in der Hand hal-

*) Ja nun, da kommen wir zusammen — guck'n in's Glaserl — hört allerhand — sieht allerhand — redt allerhand — und die Zeit geht dahin — ihr meint das gar nicht!

**) Pfui aber auch! Hm, kommt man denn weiter? Könnt' mich selbst ohrfeigen! Gute Nacht, Nanerl!

tend, welche vom Dorfrichter kamen: „Sôllts umêbuitn, dôß a neidâ Bôâ fâld i d'Gmôi geit!“ (Sollt weiter entbieten, daß jeder Bauer selbst in die Gemeindeversammlung komme!) Der junge Hausvater ließ durch einen Knecht weiter entbieten. Gegen Abend ging er in die Versammlung. Beim Abschied sah ihn das liebe junge Weib ein wenig trüb an. Das sagte ihm genug. Es schien ihm Geschwätz, darüber zu sprechen, zu versichern. „Jô schö râcht!“ meinte er, lächelte zurück auf sein Weib, das an der Hausthüre lehnen blieb und ging, fest entschlossen, nach der Versammlung schnell wieder zu Hause zu sein. — Die Versammlung beim Richter war längst zu Ende, aber der junge Gemahl noch nicht zu Hause. Man hatte beim Richter gerade über einen Punkt sich vereinigt, der Alle nahe anging; daher kein Ausschließen galt, vom Richter zum Wirth zu gehen. Beim ersten Glas saß unser junge Hausvater trüb; beim zweiten mußte er lächeln über die Possen der Nachbarn; beim dritten entschlüpfte ihm selbst schon ein Scherz; beim vierten Glase brach ein Nachbar auf — und da wollte er wieder ernst werden und mitgehen; aber das volle Glas wollte er doch nicht zurücklassen. Der Nachbar ging; der erste beste Spaß verwischte des jungen Hausvaters Ernst so leicht, wie ein Tuch ein angelaufenes Fenster lichtet. „Ei, was und was da!“ — — Man sah gerade das Morgenroth im Osten, als man nach Hause aufbrach. Vor dem Wirthshause stand man noch einen Augenblick beisammen, wankend vor Schlaf und Betäubung. Dann taumelte hier Einer in einen Winkel — „halt ab!“ —; ein Anderer, die Hände tief in die Taschen tauchend, gähnte den frischen Morgenhimmel an; und zwei Andere wieder flochten, ein Halt suchend, ihre Arme in einander, und zerrten sich klugredend hierher und

dorthin. — Am sichersten, allein, fast wieder klar bei Sinnen, fand unser junge Hausvater den Heimweg. Vor seinem Hause traf er den Knecht schon an, Pferde vor den Pflug spannend, pfeifend und singend, um auf das Feld zu fahren. Sogleich befahl er ihm eine andere Arbeit und fuhr selbst auf das Feld. Auf dem Hinwege wußte er vor Gedanken und Sorgen nicht aus. So fortsinnend kam er auf ein fremdes Feld, und ackerte, daß ihm der Schweiß in Tropfen auf der Stirne stand, bis ihm der Eigenthümer des Feldes lachend den Irrthum entdeckte. — Zu Mittag mußte er nach Hause. Beim Heimfahren hatte er Bremsen und Gedanken zu verjagen. Unweit seines Hauses erblickte er sein Weib, das Holz auf dem Arme in's Haus trug. „Sakra!" sagte er zu sich, und zog den Hut über die Augen. Sie mußte ihn sehen, aber sie that, als ob sie ihn nicht sähe. „In Götts Nöm!" sagte er wieder für sich, und hieb auf die Pferde, damit sie ihn rascher in's Feuer trügen. Ausgespannt — in's Zimmer getreten. Es waren eben alle Dienstboten da, welche sich zum Essen an den Tisch setzten. Vor diesen, hoffte er gleich, werde sein liebes Weib nichts sagen. Sie kam eben aus der Kammer. Er setzte sich an den Tisch, und zwar absichtlich an die unterste Ecke, damit er Niemand störe, wenn er aufstehen und wegen drückender Luft hinausgehen müßte. Das liebe Weib setzte sich auch an den Tisch, sprach nichts und sah betrübt. Die Luft drückte wirklich. Er war kein Freund davon, der junge Hausherr; deßhalb ging er hinaus. Dort traf er auf seine alte Mutter. Wie eine heftige Ohrfeige traf ihn deren erstes Wort. Sie wußte von seinem nächtlichen Ausbleiben, und war von je die geißelndste Gegnerin solcher Unart. Sie hatte es ihrem Manne abgewöhnt — und dachte auch den Sohn

im ersten Sturm zu nehmen. Dieser war ohnedieß eben mürbe im Innern, daß ihn ein sanftverweisendes Wort schon zerbröckeln konnte. Das hätte die erhitzte Mutter bedenken sollen, so wäre die Sache zu Ende gewesen. Zwei Sünden sind erst Eine; eine ist noch keine. Nun, so stürzt denn der Himmel ein? Mutter, das ist zu scharf. Uebertriebene Strafe ist ungerecht. Ei, da muß der Sohn doch bitten — so arg war's nicht! Das muß er doch widerlegen. Lumpereien kann man ihm nicht vorhalten, das ist einmal nicht wahr! Das ist einmal zu viel! Da will die Mutter mehr gut machen, als der Sohn schlimm gemacht hat. So kann er nicht Alles hinnehmen. Ja nun — was glaubt denn die alte Mutter? Hat sie denn einen Esel erzogen? Sie wird ihn so lange schwarz färben, bis er sich weiß vorkommen muß. Es ist wirklich nicht mehr weit dahin. Phlegmatische Leute, wie der Sohn, sind nicht leicht bitter zu machen, aber einmal bitter, nicht leicht wieder süß zu machen. Gleich wird das die geißelnde Mutter erfahren müssen. — Schon hatte der zu heftige Angriff der alten Mutter dem Sohne einige harte Erwiederungen entlockt. Diese sprangen rascher und schlimmer aus seinem Munde, je hitziger die Mutter wurde. Endlich verließ er diese sehr verstimmt. In die Stube zurückkehrend fand er seine Leute bereits aufgestanden vom Essen und sich entfernend. Aber ein neues Unheil erwartete ihn da. Sein Weib begann jetzt einen milden Ausfall auf sein Vergehen. Sie sagte nicht viel, aber sein — „alle Teufel! Was will man denn haben? Was hetzt man ihm denn die Weiber auf den Hals, daß er vor Kneifen und Keifen nicht Rath mehr weiß? Was geschah denn? Was gibt's denn? Stürzt denn das Haus ein? Ist's der jüngste Tag?!" —

Er griff heftig nach seinem Hut und ging. Aber da

hätte er bedächtiger sein sollen. Was ihm sein Weib sagte, war mild, ohne Bitterkeit. Sie eilte ihm nach bis an die Hausthüre, noch weiter, weinte und wollte ihm nachrufen mit beschwichtigenden Worten, daß sie — oder —. Er sah und hörte nicht mehr. Ihm war fast wohl. Sein Vorsatz war, nun mit Absicht eine volle Nacht zu durchtrinken. Nach einer leidenschaftlichen Wanderung von zwei Stunden setzte er sich in einer Schänke fest. Hier trank er rasch. Bekannte gesellten sich zu ihm. Lärmen und Trinken nahm bald gewaltig überhand. Jeden mahnenden Funken im Herzen übergoß unser Flüchtling mit dichten Strömen. —

Gegen Abend saß sein Weib recht abgeweint in ihrer Stube. Noch immer räsonnirend ging die Schwiegermutter aus und ein, setzte sich endlich zu jener hin, erzählte ähnliche und andere Geschichten und räsonnirte wieder dazwischen. Das eintönige Gerede und der vorgerückte Abend schläferten das junge Weib endlich ein. Dies gewahrend, hieß sie die Schwiegermutter schlafen gehen, beschwichtigend, räsonnirend, des Sohnes Besserung mit Zuversicht verheißend. „Gute Nacht! Gute Nacht!“ Lange noch weinte das traurige junge Weib im Bett, während die Schwiegermutter, in der Hoffnung, der Sohn werde wohl bald zurückkommen, aufblieb, hier und dort in der Stube rückte und räumte, Feuer machte, und — ah! das war ihr außer Acht gekommen: frische Butter sei noch zu zerlassen. Ja, recht; indeß kann der Sohn zurück sein — die Butter zerlassen! — Licht flackerte auf dem Herde, ach, und das Mütterlein sprach halb singend das Stoßgebet:

Schutzengäl, gei, gei, blä̃ schei äf bô mia͡,
Und lau kôä Unglück enä zô da Dia͡!

(Schutzengerl, komm, komm, bleib schön auf bei mir,
Und laß kein Unglück ein zu dieser Thür!)

„Vater im Himmel" — „ach" — und die Butter zerlief hastig — „beschütze" — „als auch wir vergeben" — „arme Sünder" — „jetzt und in der" — — „Amen." — „Schutzengäl, gei, gei, blÄ schei äf bö mia" — — Sie nickte ein, im Winkel der Küche sitzend. Das war nicht gut. Wer sah auf die Butter und das Feuer? War das Sorgfalt? Niemand da? Butter und Feuer! Der Topf ist in's Feuer gestürzt! Maria und alle Engel!! —

Durch das Dorf wandernd sah sich der Nachtwächter die Sterne an. So viele glaubte er nie gesehen zu haben. Wenn viele Sterne zu sehen, kommt bald Regen nach. Nun, man brauche Regen, dachte er — „wei Gött will!" — Aber so viele Sterne — — singend:

„Schutzengeln, Engeln und Patriarchen,
„Vor Feuer — —

„Fikara! durt hupft an Jälleidl äm Döch um!" (Ei, dort hüpft ein Irrlicht auf dem Dache um!) Er sah, daß dann und wann ein großer Funke zwischen den Schindeln des Daches hervordringend, hinundhertaumelte und verlosch. Bald raschere und dichter — dann Rauchwolken — lange Flammen — endlich Feuerzungen dort und hier — Maria! Gnadenvolle! Und hier und dort! „Feuer! Feuer! Feuer!" — Der Nachtwächter schrie, als ob die halbe Welt in Brand aufginge. —

Was dachten die Männer beim Bierglas an Dinge, die sie nicht sehen und hören mochten? Da ging es her, wie unter lustig-tollen Männern, Lärm, Rauch und Streit hatte Geltung und Reiz. „Was da!" Was konnten sie wissen. Unser

junge Hausvater jubelte, daß er sich vor toller Seligkeit selbst nicht mehr kannte. Juche! und er sang:

„Mä Hearzerl is zriß'n,
„Mä Gwönterl is guat,
Und sö
„Flick' i mä Hearzerl — —

„Häratn söll köänä!" (Heirathen soll Keiner!) rief er dann aufspringend, wie um das zu beweisen; — „Höist mit köänä wös!" (Heißt mit Keiner was!) und — —

Sein Nachbar wollte schon längst aufbrechen. Er bot jetzt alle Mittel auf, den jungen, berauschten Mann mit sich zu nehmen. Endlich, da alle Andern auch aufbrachen, gelang es. Es war schon über Mitternacht. Viel Spaß und Lärm verursachte der betrunkene junge Mann. Der Spaß ging nicht recht, doch nicht recht von Herzen. Seine Ausfälle auf Weib und Mutter geriethen durchaus nicht. So erreichten sie den Wald, welchen sie passiren mußten. Als sie dessen Ausgange nahe waren, bemerkte der Nachbar, wie sonderbar licht es mählig vor ihnen werde. Der Mond könne doch nicht — es bleibe immer etwas Unnatürliches — es müsse Feuer geben! Darüber lachte der betrunkene junge Mann, daß er sich den Bauch halten mußte und nicht weiter gehen konnte. — Jetzt ganz aus dem Walde tretend, sahen sie deutlich vor sich ein Haus in lohem Brand. Dumpfes Getöse schallte herauf. Mit einem Entsetzensschrei machte sich der Nachbar vom Betrunkenen los, und stürzte fort. Dieser aber stand plötzlich aufrecht, fest und sicher da, auf das Feuermeer starrend. Er war so wohl bei sich — ja wie war er so wohl bei sich? — Das war doch ein Haus — sein Haus — wie ihm war? ob

er an Weib oder Habe dachte? — Auf sein Angesicht stürzend biß er vor wüthendem Schmerz in die Erde. —

Mit Tagesanbruch war das Haus glimmender Schutt. Die alte Schwiegermutter war verbrannt in der Küche; die junge Hausfrau hatte man aus dem Bette noch im rechten Augenblicke gerissen; Knechte und Mägde waren im Hemde entsprungen und von den werthvollsten Habseligkeiten rettete man wenig. Der Brand griff nicht weiter um sich. —

Nun waren die nächsten Fragen und Sorgen um den jungen Hausherrn. Der Nachbar wußte, wo er ihn Nachts verlassen hatte. Dorthin eilte man auch. Regungslos lag er noch da, nur dann und wann am ganzen Leibe durchrüttelt von einem endlos schmerzlichen Seufzer. Man sprach ihn mild und mitleidsvoll an, er gab keine Antwort. Man hob ihn auf; schlaff bogen sich Körper und Arme über die Hände der Beschäftigten. Die halbgeschlossenen Augen schienen auf Ohnmacht zu deuten, allein er war wohl bei sich. Sein Gesicht sah eingefallen, blaß und ganze Stellen des Haupthaares waren schneeweiß. Man ermahnte, tröstete, führte ihn nach Hause. Nur Einmal sprach er auf dem ganzen Wege, als er plötzlich Einem seiner liebsten Begleiter um den Hals fiel und aufschrie: „Wös is mit mân Wî?!" (Was ist's mit meinem Weibe?!) —

Im Nachbarhause traf er mit seinem Weibe zusammen. Schreiend stürzte sie ihm an den Hals; er sagte nichts. Nur dann und wann erschütterte ein wildes Schluchzen sein ganzes Wesen, bis es ihn auf einmal wüthend überfiel, er sein Weib so gewaltig im Schmerz umfaßte, daß man sie ihm mit Gewalt entreißen mußte, um sie vor Lebensgefahr zu schützen . . . .

Seit dieser Heimsuchung ist der Schade der verbrannten Habe ersetzt; an der Stelle steht jetzt das oben erwähnte geschmackvolle Wohnhaus. Als suchte der Besitzer außer demselben keine irdische Freude mehr, flieht er Alles, was ihn sonst locken konnte. Haus, Heimath und Weib bleibt ihm das Höchste des Lebensglückes. So abgeschlossen lebt er glücklich bis auf die tiefe Wehmuth, womit ihn oft die Erinnerung heimsucht. —

'ŏ nŏrsch Deănăl!

Vor mehren Jahren erschien in den Gegenden des Böhmerwaldes ein Mädchen von achtzehn Jahren, welches ungewöhnlich schön, aber geistesverwirrt war. Die Kleidung der Fremden bestand aus einem kurzen Rock von dunkelbrauner Farbe, der sich um die wohlgebaute Hüfte an einem schwarzsammt'nen Spenzer schloß. Die Füße waren bloß; so auch Hals und Kopf, außer daß sich um letztern ein schmales hochrothes Band um Stirn und wohlgekämmte Haare schlang. Die schwarzen großen Augen zeigten nicht jene unheimliche Starre stillen Wahnsinns, vielmehr durchschütterte eine tiefe Wehmuth alle, auf welchen sie ruhten. — Es war Herbstanfang, und man hatte die Wiesen das letzte Mal gemäht. An einem sonnigen, aber mäßig kühlen Nachmittage war ein Hausvater laut und regsam auf seiner Wiese, in der Nähe eines Gehölzes. Augenblicke der Ruhe wurden zu Scherz und Ge-

sang bei Knechten und Mägden: „Ônnâmial[1])! eiz bist dô mâ[2])!" — „Au! kants nôd sög'n, du Schwôarzâ!" — „Wôs bin i? Wea bin i? Säkra! öwa 'r eiz — kimst ma nôd ôs! A Schmôzäl, du Öbrenndô[3])! Wôart, Hârl! Weast mô schmôz'n[4])? Weast guatwillô?" — „Halfts ma!" — „I bin da Kadl[5])!" — „Wea? Du?" — „Schôts dô zwêa 'r ô!" — So hetzte sich hier und dort ein Paar; Andere sangen:

„Spinnâwôdâ[6]) fluigt — hôlt's eng zôm!
's Deânäl gua 'r ôftmôl luigt!
Spinnâwôdâ fluigt — sög's ôhne Schôm,
Deânäl: wô's zuigt?"

„Deânäl drâbâx'n dum!
Tönzmâ 'râm Môs'n[7]) um;
Durt'n hrâßt's — und dö bricht's;
Deânäl: wô stichts?"

Plötzlich zertheilte sich rauschend das nahe Gebüsch; angstvoll schreiend stürzte die schöne, geisteswirre Fremde aus dem Gehölze und erkletterte in wilder Angst, wie vor haschenden Händen flüchtig, die untersten Aeste einer am Waldsaume einzeln stehenden Fichte. Alles stürzte zu Hilfe. Doch es zeigte sich kein Verfolger, und die Fremde schien die Umstehenden nicht zu beachten. Sie hatte sich auf einem schaukelnden Aste festgesetzt und redete unbekümmert für sich: „Bleiben wir hinter der Mühle! Wenn das Rad klappert, so dürfen wir uns sehen

---

[1]) Anna Maria. [2]) Jetzt bist du die Meine. [3]) Sonnenverbrannte, Geschwärzte. [4]) küssen. [5]) Liebhaber. [6]) Spinnengewebe. [7]) Rasen.

lassen, wenn man hört uns nicht! dann haben wir getanzt und sind hinausgegangen — und dagegangen; — freilich!" — Die herumstehenden Leute sagten verwundert durcheinander: „Sakra! Is dö nöd närsch? O mäi Göttl, sie is närsch! Närsch is, mäinä Seel! Und närsch is, dös seg eng i! Heärgöttl, wenns nö öwagäng vom Bäm! — Lädin, geit's ummä dö! Geit's hea dö"!*) Von den nahen Wiesen und Feldern liefen die Arbeiter zusammen, indeß sich die Fremde noch immer mit sich selbst unterhielt: „O mein Vater! Es wird ja gleich Tag werden! Alle wandern aus! Ohne Gebäck und Schuhe. Wenn die, welche ihr mir mitgeben wollt, rechts einschlagen, so setz' ich mich hinter das Korn — und krieche links gegen den Bach. Lustig am Ufer! Auseinander Haare! Gerade oben am Hügel bindet er Garben; dann werf' ich ihm diese zwei Zöpfe als Schlingen um die Füße!" Singt:

„Eine hat ihn eingefangen,
Eine hat er lieb;
Eine ist davongegangen,
Die er von sich trieb!" —

„Daß es immer noch die Mutter nicht begreifen kann. Weint ihr? So will ich euch nicht mehr belästigen. Das glaubt! — Und die Musik tändelt und lockt uns: „O komm!" — Mutter, du weißt, daß ich den Abschied hasse, darum lebwohl! lebwohl! lebwohl! ohne ihn. Jetzt werd' ich das Haar von der Stirn streichen und aufwachen. Hinter dem Holzstoß

*) Jammer! Ist die nicht närrisch? O mein Gott, sie ist närrisch! Närrisch ist sie, mein' Seel'! Und närrisch ist sie, das sag' euch ich! Mein Gott, wenn sie nur herunterging vom Baum! Leute, herüber da! geht her da!

hervor: Mutter rufst du mich? Weiter vor! Da bin ich ja! Da bin ich schon!" — Bei diesen Worten ließ sie die Hände von den Aesten los, und fiel auf den weichen Wiesengrund herab. Man hob sie auf, da sie bewußtlos schien, und trug sie in das nächste Bauernhaus. — Vor ihrem Erwachen zeigte sich ein leichtes Fieber, sie träumte wüst und sprach irre. Indeß war es Abend geworden. Das Gerücht versammelte alle Einwohner des Dorfes um die geistesirre Fremde, welche nun plötzlich ruhig zu schlummern schien. Man betrachtete sie verwundert und neugierig auf das, was folgen würde. Eine leichte Röthe auf den Wangen der Fremden und das schöne Weiß der übrigen Gesichtstheile veranlaßte bei den Zuschauern des Dorfes den Ausdruck, daß sie „wei Mil und Bluat" (wie Milch und Blut) ausgesehen habe. Während des ruhigen sanften Schlummers liefen ihr einige Thränen zwischen den geschlossenen Wimpern hervor auf die Wangen. Das ließ schließen: ein verhärtetes Leid der Seele erleichtere die Brust und schmelze. Dann folgte das Aufzucken eines heftigen Seufzers, die Fremde öffnete die schwarzen schwermüthigen Augen, unterschied aber nicht die Gegenstände ihrer Umgebung. Das Aufwerfen der Arme und die folgenden Armbewegungen zeigten, daß sie den Gedanken habe, ein Kleid überzuwerfen und in Ordnung zu bringen. Sie befühlte die Haare, und schien durch ihre Glätte zufriedengestellt, denn ein leichter Freudenschein streifte erheiternd über ihr Angesicht. Dann stellte sie sich ganz aufrecht, die Aermel des Kleides zurückstreifend, und sagte, indem sie halb lächelnd die vor ihr Stehenden starr ansah: „Ich bitt' euch — Wasser! Waschen wir uns? Da her! Da! Bitt' ich:

Der ist nachgegangen,
Hat sich eingefangen! —

In's Bad! Geht hinaus und wartet. Es ist euer aller Kind, die euch bittet — die euch bittet!" Man entfernte sich schweigend. Wehmuth hielt Alle befangen. Beklagend sprach man vor dem Hause unter einander: „Ôärms Deânäl! Wô's is ia wôl gscheg'n? Sô schei und sô närsch! O mâi Gôtt, wô wiad irâ Vöderl sâ; wô irâ Muaderl sâ? Frögnmâ nö, wô's hea'r is! Lauß ma's nôd furt, dôß's dö blâbt und dö lôdt, bis's Höâmat und Ilta'n gwiß sân, wô's hikeat."*) — Drei junge Dorfburschen fühlten sich bei diesem Bedauern und Reden sonderbar angeregt. Sie sprachen nichts, gingen hin und her unter den Leuten, hätten gern Alles abgehorcht, wurden aber mitten bei all ihrer Aufmerksamkeit stets gedankenvoll, und wußten am Ende nicht, was um sie gesprochen wurde.

Einer. Gemâ nôd hôâm, Säperl?

Zweiter. Höt's dias gsôgt? —

Erster. Wea? Wôs?

Zweiter. Ah!

Dritter. Gemmâ — Nôcht is und dunkäl — Jessas nô! — Nô! Dôs is kröd gschböasô, nô! Brüadalâ, geit's föarôs — i wea nökemmâ.

Zweiter. Nô! I hô wôs fôlöan dö — geit's föarôs — i wea nökemmâ.

Erster. Gemmâ, Micherl!

Dritter. Gemmâ; Säperl, du höst wôs fôlöan dö?

Einer blieb; zwei gingen. Jeder von den letzteren meinte viel zu reden mit seinem Begleiter, allein sie schwiegen Beide. Am nächsten Hause sagte Micherl: „Guatô Nôcht, Frönz!" und Franz: „Guatô Nôcht, Micherl!" Jeder glaubte dem Freunde

*) Wo sie hingehört.

die Hand zu reichen, legte ſie aber über den Rücken, und ſchlenderte in Gedanken und auf Umwegen zum Hauſe zurück, wo die Fremde ſich aufhielt. Dieſe hatte ſich indeß in einen Winkel des Zimmers zum Waſchen bereit gemacht. Sie ſang und ſchäkerte. Als die Hausfrau kam, um ihr den Krug Waſſer hinzuſtellen, rief die Fremde ſich verhüllend: „Hilfe, Vetter! Neugieriger Vetter! Schätzt die Kunſt daran und gebt, Vetter!“ Schnell warf ſie nun die Haare auseinander, lief nach der Thüre und hinaus. Der Vollmond ſteckte noch hinterm Gewinö *) und umſäumte das Berghaupt mit einem weichen Heiligenſchein, wodurch die Gegend in eigenthümlichem Halbdunkel ſchwamm. Am Ufer des nahe vorbeifließenden Mühlbaches blieb ſie ſitzen, ließ die Füße in die ſpielenden Wellen hängen, und ſang. Im Obſtgarten ſtiegen drei Geſtalten umher, die ſich gegenſeitig nicht bemerkten, aber wie es ſchien einen Weg zu gehen im Sinne hatten. — „I wöas göa nöd — wös is ſcheb dös mit mia? — I kön's nöd ſög'n — nöd ſög'n!“ ſprach der Eine für ſich. — Es war Michael.

„Jeſſas! Därms Deänäl, wei's ſingt! Wös is denn mit mia? — Göa ſtennä? Göa — bin ö närſch?“ ſprach der Zweite. Es war Säperl.

„Wös möch ö durt? I wöas, döß ö weggei, und wieda kim. Wös wüö? Wös ſögö? Föſteit's mö? I zida gönz und fürchtma und bi weach — o Himl! wenn öa Menſch dös wiſſat. — Sä ſtäd, Frönz; ſä ſtäd — — wös hriad ſö durt? Wös? Wea dö!“

Auf dieſen Ruf ſtanden die beiden andern Burſchen verlegen ſtill.

*) Berg bei Friedrichsthal.

Micherl. Bist du's, Frônz?

Franz. Wôs bringt denn di dŏhea?

Micherl. A! —

Säperl. Wei kimst denn du dŏhea, Frônz?

Franz. A!

Säperl. I hô wôs fôlŏan!

Micherl. Und i bin eng nŏgôngâ — Zflăß! Wei eng ôslôch! Jeskerl ui! Ha! ha! he!"

Fronz. Wă dôs glôcht? Mäi Lôttâ 'ris dôs gflennt gwôst, wei du lôchst! Dôs Schnägln und Gilsl'n — ŏwâ nâ, Micherl — wôs is dia denn?

Micherl. Sakra! Sakra! I flenn nôd — ŏwâ heats dôs närsch Deân'l singâ — heats nô! I mau mô dŏ niedâ weafâ — und flennâ, wei â Kid, wei â Kid!

Man hörte die Fremde wirklich eine wunderbare Arie singen, tiefergreifend, durch die düstere Consequenz des Vortrages dem Zuhörer um so schmerzerregender, da Stimme, Text und Haltung durch die schnell eingreifende Tollheit der Sängerin bald wieder jammervoll zerrissen wurde. Sie sang in hellern Augenblicken so ihrem Geist das Schwanenlied nahen Todes. — Nach einigen Geberden und Reden, die wieder eine Geistesirre verriethen, ging sie in die Bauernstube zurück, begehrte nach weiblicher Arbeit, und da man die Modeausdrücke, die sie zu ihrer Bezeichnung wählte, nicht verstand, so begann sie ohne Werkzeug zu nähen, auf diese Weise redend: „So, Tini, und da, Fritz! Ihr müßt hören! — Das ist zu bedauern. — Gleich müssen wir denken, im Klostergang sei kein Licht. Die armen vergessenen Seelen müssen sich da bemerkbar machen, und so stand sie vor der schweigsamen Zelle und — ich bitt' euch, kommt mit einem Lichte her! Weinen können wir sie hören, aber sie

iſt im Grabe vergeſſen und vor der Zelle vergeſſen, und man beſchuldiget den verzauberten Bruder, was aber eine Finte iſt! So kann man es lange verſchweigen, doch nicht halten und verhehlen; denn der Zauber liegt im Kleide. Erbarmen! Da erkennen ſie die Schuldige, Niemand vertheidigt ſie! Mutter, geh' nicht rückwärts, wenn ich dir nahe komm'; da hab' ich dich! Dein Kind! Dein Töchterlein! Dein Kind! Da bin ich wieder! Man kennt es nicht an mir! Weil es ruhig wird — enden wird!" —

Heftig weinend, aber fortnähend blieb ſie ſitzen. Von dieſem Augenblicke an blieb ſie auch ſtumm. — Man führte ſie auf ein Lager, um ſie wo möglich gänzlicher Ruhe zu überlaſſen. Sie ließ ſchluchzend und willenlos Alles geſchehen. Kaum befand ſie ſich auf dem Lager, ſo winkte ſie einige Male, daß man ſie ruhen laſſe; dann biß ſie mit den Zähnen den Hals eines Fläſchchens ab, goß eine Flüſſigkeit, halb verſchüttend auf Hals und Kleider, in den Mund, und blieb heftig athmend, aber ruhig liegen. Die Hausleute bemerkten den Act nicht, gingen zur Ruhe; eine Magd blieb bei der Fremden in der Stube für die Nacht. Beide ſchliefen bald. Gegen Mitternacht erwachte die Magd. Sie horchte, hörte nichts.

„Sie ſchlöft drauß, ſie ſchlöft guat!" ſprach die Magd. Ein ferner Lärm hielt ſie wach. Es ſchien ein Wagen näher zu fahren, Menſchenſtimmen ſprachen unverſtändlich, zuletzt wohl vernehmbar.

Erſte Stimme. „Nur herunter gleich," und „Diener! he da!"

Zweite Stimme. „Hear! Zölaußt's eng — dö is!"

Heftig wurde an die Hausthüre geſchlagen. Der Knecht war durch den Lärm geweckt und wollte öffnen, doch kam ihm der erſchrockene Hausvater zuvor.

„Enâ dê! Wôs is denn! Christas, wôs git's?" Ein Schwarm fremder Menſchen, Herren und Damen, liverirte Diener drangen mit Laternen herein, ſprachen nicht weiter, wie in Verwirrung halb bewußtlos. Ein Bauer aus dem Dorfe war ihr Führer. Beim Anblick der Fremden weinte der älteſte Herr heftig und winkte, man ſolle ſie ſanft aufheben und fortſchaffen. Es geſchah tumultuariſch. Ein ſchwarzgekleideter Herr erblaßte, als man das Licht dem Angeſichte der Fremden näher brachte, und ſagte traurig bei Seite tretend: „Das iſt kein Schlaf!" Ein Diener rief: „Herr! ſie iſt kalt!" — Ein zweiter ſchrie: „Herr! ſie ſcheint todt!" — Und Jammer und Entſetzen erregten ein wirres Geſchrei. Alles ſtrömte jetzt in den Hof und zu den Wagen, die vor dem Hauſe hielten. Wie eine dunkle Woge zerſchlug der Schwarm der Fremden ſich hin und her; die Lichter gingen hie und da aus; die Wagen klappten zu; das dumpfe Gemurmel der Stimmen wurde von Pferdhuf und Fortrollen der Wagen verſchlungen. Von der ganzen Scene blieb nichts zurück, als das ſtumpfe Nachſtarren der ſchlaftrunkenen Hausbewohner und eine zerſchlagene Laterne, deren Lichtſtumpf noch glimmte, und die reich mit Silber verziert am Poſtamente zwei mit Zierlichkeit eingegrabene Buchſtaben A und L zeigte. — Keine Spur von erklärenden Nachrichten über dieſe Begebenheit hat ſich ſeitdem gefunden. Wir enden damit die Darſtellung, die zum Zwecke ſich gemacht hat, die ſeltſame Begebenheit nur als flüchtige Erſcheinung feſtzuhalten.

Sagen, Aberglauben, Faxen, Volksgespenster, Volkspropheten.

Wenn drei Tage und Nächte hintereinander ein lebhafter Wind bläſ't, ſo muß ſich in der Gegend Jemand erhenkt haben.

Das Krähen einer Henne weckt das furchtbarſte Unheil eines Hauſes; daher einer ſolchen ſogleich der Kopf abgehackt wird.

Wenn die Kohle eines Holzſpanes im Leuchter ungewöhnlich lange hält, ohne in die unterſtellte Waſſerwanne hinabzufallen, ſo kommt bald ein Angehöriger oder Bekannter aus der Fremde zurück.

Man hat oft bemerkt, daß vor dem Hauſe eines ſchwer Kranken um die Zeit der Abenddämmerung ein grauer Vogel erſchien, der mit wenigen trauervollen Tönen den nahen Tod des Kranken angekündigt habe; man nennt ihn „Steärvögl."

Bisweilen hört man Nachts ein gedämpftes, erſchütterndes Weinen im Hauſe; die entſetzten Bewohner horchen auf und ſuchen umſonſt eine Erklärung. Einmal ſoll es ein verſtorbenes Familienglied ſein, das weinend das Haus durch-

ſchreitet; andere beſorgen ein kommendes, ſo angekündigtes Unglück. Den Fall aber bezeichnet man mit den Worten: „'s Kömuaderl höd gflennt." (Klagemütterlein hat geweint.)

Wenn Elſtern ungewöhnlich lebhaft um das Haus fliegen und ſchreien, bedeutet es die Ankunft eines Bekannten oder Verwandten.

Wer auf ſeinem Felde zwiſchen dem Getreide eine Furche brach liegen läßt oder mit Klee bebaut, verliert im nämlichen Jahre noch ein Familienglied durch den Tod. Man nennt den Fall „d' Intäſet (Zwiſchenſaat).

Ein gewiſſer Zauber, ausgeübt über ein Saatfeld, bewirkt in Geſtalt eines liegenden Kreuzes zwei ſchmale Bahnen im Getreide, wo die Aehren zum Theil brandig, zum Theil af terig erſcheinen. Man weiß dann voraus, daß beim Dreſchen dieſes Getreides je das dritte Korn in die Scheuer desjenigen fliegen muß, der den Zauber übte. Der ſchadende Geiſt, der dabei dient, heißt „da Pilmasſchnid."

Beim erſten Donner im Frühjahre muß man den nächſten ſchweren Gegenſtand heben; man ſichert ſich für ein ganzes Jahr vor körperlicher Verletzung und gewinnt an Stärke und dauernder Geſundheit.

Wenn man den Gukuk zum erſten Male rufen hört, ſoll man das Geld in der Taſche lärmend durcheinander ſchütteln, weil das zu einer glücklichen Vermehrung ſehr behilflich ſein ſoll.

Wenn ein Unverheiratheter am Oſterſonntage vor Sonnenaufgang aus einem Bache mit den Zähnen ein Steinchen heraufholt und es dann, gegen Oſten gekehrt, nach rückwärts über den Kopf wirft, dem wird geoffenbart, ob er im Verlaufe des Jahres noch heirathen werde.

Am Oſtermontage flicht man um alle Obſtbäume Strohbänder in der Meinung, dadurch zu reichlichem Fruchterträgniſſe ſie zu vermögen; denn wie man an Namenstagen durch das „Droßln" zu einem Verſprechen verpflichtet, ſo verpflichtet man gläubig auch die Bäume durch das Dreſſeln mit Strohbändern.

In einigen Gegenden des Böhmerwaldes wird kein Baum gefällt, ohne daß früher ein Kreuz darein gehauen wurde; auf ſolchen gefällten Bäumen muß die wilde Jagd, welche Wanderer, die bei deren Herannahen nicht auf das Angeſicht ſtürzten, mit mit ſich fortführet, raſten und freilaſſen.

Die Zungenfäule bei Kindern wird durch ein Sympathieſtück geheilt. Der Mann, welcher des wirkſamen Heilungstextes kundig iſt, läßt ſich gegenüber das leidende Kind halten, indem er ſpricht:

„Job ging einſt über Land
Und hatte einen Stab in der Hand;
Da begegnet' ihm der Herr
Und ſprach:
„Job, warum trauerſt du ſo ſehr?"
Job ſprach:
„Ach, warum ſollt' ich nicht trauern?
Meine Zunge will mir abfaulen."

Der Herr sprach:

„Jod, geh' in jenes Thal zur Stund',
Ein Brunnen heilet dir dort den Mund!"*) —

Hierauf haucht er dem Kinde dreimal in den Mund und schlägt ein Kreuz über dasselbe. Diese Ceremonie dreimal früh und gegen Abend wiederholt, sichert die gewisse Heilung.

Wer einen gewissen Text sprechend während der ersten Abenddämmerung um sein Haus schreitet, der sichert sich vor Diebstahl; denn obwohl der Dieb unangefochten innerhalb der abgeschrittenen Linie um das Haus und in das Haus selbst gelangen kann, so ist ihm doch die Möglichkeit des Entkommens benommen; und er muß entweder das Gestohlene von sich werfen oder mit demselben bepackt den Tag und die Befreiung durch den Hausherrn erwarten. —

Vor Jahren soll da ein Mann gelebt haben, vor dessen Augen Hexen und Verwunschene bezeichnet waren. Jene trugen auf dem Kopf ein hölzernes Milchgefäß; diese schleppten an einem Kettlein eine glühende Kugel hinter der Ferse nach. Deßhalb war er aber vieler Anfechtungen ausgesetzt, und sein Weg nach der Kirche, welche auf einer bedeutenden Anhöhe stand, war ein Weg der Kreuzigung und der Püffe, so daß der Unglückliche oft ärschlings die Anhöhe ersteigen mußte, um die stürmende Hexenschar durch Kreuzeszeichen und Gebete abzuwehren.

---

*) Das ist der einzige Text, den ich von Sympathiestücken, die unzählige sind, erfahren konnte. Dem Verbote meines lieben Vaters, ihn aufzuschreiben, bin ich nachgekommen und ließ ihn nur drucken.

Zur Zeit der Heuernte ſah man in einem Bache unter Erlgeſträuch jährlich eine Schar badender Weibchen erſcheinen, welche da plätſcherten und lärmten und allerlei Fetzen und Windeln von Leinwand zum Trocknen auf das Geſträuch hingen; ſie waren nicht größer als einjährige Kinder. In einiger Entfernung durfte man ihnen zuſehen, ohne daß ſie ſich daran kehrten; aber wollte man in ihre Nähe kommen, ſo erhoben ſie ein Geſchrei, und tumultuariſch ihre Fetzen und Windeln zuſammenraffend rauſchten ſie unter das Waſſer und verſchwanden. Ein Bauernburſch, ſonſt erpichter Vogel- und Taubenfänger, richtete einmal auch eine Falle im Geſträuch am Bache auf — und wirklich ging ihm ein ſolches Waſchweiberl ein. Es hatte ein weißes, reinliches Kleidchen von Leinwand an, das bis an die halbe Wade reichte, und die wohlgekämmten Haare fielen aufgelöſt bis zu den Schultern hinab. Ohne Sträuben ließ es ſich vom Burſchen nach Hauſe tragen und ſah ſich friſch mit den ſchwarzen Aeuglein um. Kaum in die Stube gebracht, ſtreifte das Weiberl die Hemdärmelchen zurück, ſchürzte das Kleidchen und begann zum Verwundern und Ergetzen der Hausbewohner geſchäftig aufzuräumen, Geſchirr zu waſchen, auf die Wandbänke ſteigend die Fenſter zu reinigen, fang, lief, wenn's was noth hatte, in einen Winkel, und was es that, war nicht viel, und kurz war ruhelos von Morgen bis Abend, ohne ſich im Geringſten etwas ſchaffen zu laſſen. Während der Abenddämmerung kam das Waſſermännlein, klammerte ſich draußen an die Wand und ſprach zum Fenſter hinein, das Waſchweiberl klammerte ſich von innen an die Wand und ſprach hinaus; und da thaten ſie vertraulich und er trug ihr auf, nichts von ihren Geheimniſſen auszuplaudern. — Als der Winter nahte, dachten die Hausleute daran, das Waſchweiberl

mit Schuhen zu verſehen; aber es reichte das Füßchen nicht dar, um ein Maß nehmen zu laſſen; man ſtreute daher Mehl auf den Fußboden der Stube, und nahm das Maß nach den Tritten des Weibchens. Gut. Die Schuhe waren fertig und man ſtellte ſie dem Weiberl auf die Bank, daß es ſich derſelben bediene nach Gefallen; aber das Waſchweiberl fing an zu ſchluchzen und zu weinen, weil man ſeine Bemühungen belohnen wollte, nahm die Schuhe, ſtreifte die Hemdärmelchen wieder vor, entſchürzte das Kleidchen und ſtürzte lautklagend davon und wurde nun nie wieder geſehen. — Es lebt eine Mutter, deren Mutter noch als Kind im Hauſe ihrer Eltern lebte, als ſich dieſe Geſchichte zugetragen hat.

Ein anderes Mal ſoll man wieder Eines von den Waſchweibln gefangen haben; das ſoll aber ſchlimm, biſſig, ganz unverträglich geweſen ſein, und wenn man ihm die bis an die Ferſe reichenden Haare aus dem Geſicht ſtreichen wollte, ſoll es auf Einen geſpien haben. — Schlimme Weiber hat man genug, daher ließ man das biſſige Weiberl ſchleunigſt wieder frei.

Die Geſchichte von zwei Fluchern. — Der Eine war ein Federnhändler, ein gräulicher Flucher. Er ſakramentirte gegen die Wolken hinauf ebenſo geläufig wie gegen die Erde hinab und links und rechts um ſich. Einmal ſpielte er Karten im Wirthshauſe und verlor viel Geld; voll Verdruß und von vielem Trunk erhitzt, mußte er hinausgehen, um ſ. N. z. verrichten. Als er merkte, daß ihm das nicht recht nach Willen ging, fing er an, entſetzlich zu fluchen und wollte gar nicht mehr enden. Ja freilich; da hauſte — Gott ſei bei uns! — der Leibhaftige ſenkrecht aus der Luft auf ihn herab, und packte ihn, wie er

dajaß, wüthend mit ſeinen Krallen, trug ihn über das Gebirg, und warf ihn dann ſo gewaltig in eine Pfütze nieder, daß der Schmutz bis an die Wolken über ihm aufflog. — Anwendung: „Nun, der ließ weiter das Fluchen bleiben!“ —

Der Andere war nur ein junger Haushirt; fluchte und ſakrementirte der kleine Stinker ärger als ein Großer! Wenn jeder Himmelſakrementer, den er ausſtieß, eine Erbſe geweſen wäre, ſo hätte er täglich den ganzen Böhmerwald unter Erbſen geſtellt. Aber warte! kleiner Stinker. — Da trieb er einmal gegen Abend vom Felde die Herde heim, und trat mit dem bloßen Fuß auf einen ſpitzen Stein. Vor Schmerz warf er ſich nieder, nahm den ſchmerzenden Fuß in beide Hände und rutſchte wie ein Hund, dem man Pfeffer in den H— gerieben, am Boden hin und her, indem er höchſt gräulich fluchte. Gut, kleiner Stinker! Es iſt noch nicht Abend und du biſt noch nicht zu Hauſe, kleiner Stinker! — — Beim Abendeſſen wollte der Hausherr plötzlich ganz friſches Waſſer haben. Was gilt's, kleiner Stinker, du wirſt das Waſſer holen müſſen? Richtig. Er nahm den Krug und ging vor das Haus und unter die Linde zum Brunnen. Wie er aber den Krug untertauchen wollte, ſchoß plötzlich ſauſend und funkenſprühend ein glühender T— auf die Linde hin und grimaſte entſetzend auf den kleinen Stinker nieder! — — Nein! — hat der das Fluchen bleiben laſſen! —

Eines Sonntags nach Mittag war einmal ein Hausvater in ſeinem einſchichtigen Hofe von den Seinen allein zu Hauſe, hatte aber einen guten Freund, auf Beſuch, bei ſich. Sie kurzweilten ſich durch freundliche Reden und dachten nicht im Geringſten an das oder das, was gefährlich ſein könnte. Nun

traten aber auf einmal sechs Mordjokerls herein und sagten: „Guten Tag! — Geld her!“ — Der Hausvater sah sie eine Weile an, rückte sein Käppchen: „O guten Tag!“ — „Schön Dank!“ — „Ja, und Geld, meine Herren?“ — „Bitte, mein Leben zu schonen“ — „Ja, mein Geld, meine Herren!“ — Er stand auf, ging in die Kammer, hob ein Brett vom Fußboden auf, nahm einen irdenen, drahtumflochtenen Topf heraus, kehrte in die Stube zurück, schüttete das Kupfer- und Silbergeld auf den Tisch: „Bitte, meine Herren! da liegt mein Geld, meine Herren!“ — Die sechs Mordjokerls griffen höchst zufrieden zu, und kümmerten sich wenig, daß der Hausvater ein leeres Gläschen vom Wandgestelle nahm und es verkehrt auf die Tischplatte stürzte. Kaum war aber das geschehen, so konnte keiner der sechs Mordjokerls ein Glied mehr regen, und so wie Jeder die Hände in den Geldhaufen tauchte, blieben sie starr eingetaucht. Wetter aber! Jetzt holte der Hausvater mehre Ruthen und biegsame Rohrstäbe hervor und fragte den guten Freund, der auf Besuch dawar, was besser wäre: Ruthen oder Rohrstäbe? Für Rohrstäbe entschieden sich Beide. Nun denn, Rohrstäbe. Es hat noch vor und nach keine menschliche Sitzung mehr Streiche bekommen, als die der sechs Mordjokerls; sie pusteten an zwei Stellen, daß sich die zwei Aufstreicher endlich zurückziehen mußten. So. Nun schwenkte der Hausvater das Gläschen und heulend entstürzten fünfe der Mordjokerls; der sechste Mordjokerl aber wollte sich rächen. — Hm! da stürzte der Hausvater lächelnd sein Gläschen wieder auf den Tisch, und zerbeizte dem Schurken einzeln so lange die Sitzung, bis er gräulich um Gnade schrie, und in Freiheit gesetzt den nahen Wald durchheulte. Der Hausvater strich ruhig lächelnd sein Geld wieder zusammen, that es wieder in den irdenen, draht-

umflochtenen Topf, ging wieder in die Kammer zurück, hob wieder das Brett am Fußboden auf, stellte den Topf hinunter, kam wieder zurück, und weil der gute Freund nach Hause mußte, drückten sich beide freundlich die Hände und lächelten über den Vorfall. — Der Mann ist schon gestorben, welcher den Augenzeugen dieses Vorfalles kannte, und die Geschichte oftmal erzählte.

Aber neuester Zeit hat sich ein seltsamer Fall ereignet. Den Herrn und den Ort will ich nicht nennen. Dieser Herr saß eines Nachmittags (nein, es war an einem Sonntag Vormittags während der Kirchenzeit;) da saß dieser Herr an seinem Schreibtische und schrieb; und als er nach einer Prise Tabak langend, eben ein wenig aufblickte, bemerkte er, daß eine unheimliche Gestalt im Winkel an der Thüre stand, im Halbschatten und regungslos, und mit großen schwarzen Augen ihn anstarrte. Gott sei bei uns! und wem das geschähe, der möchte wohl rufen: „Wer da?" Aber der Herr konnte nicht rufen: „Wer da?" denn es ruft sich leicht: „Wer da?" wenn Niemand da ist oder Jemand Bekannter. Aber Der (†††) im Halbschatten an der Thüre mit einem unheimlichen Strich über der Stirne und mit rußigem, enganliegendem Ledergewand, der unbewegliche Unheimliche war nicht eben bekannt, und war doch Jemand. Der Herr des Zimmers kann „Wer da?" rufen, und den hinauswerfen, der nicht Herr des Zimmers ist, und dies Recht bestreitet ihm Niemand. Aber der Niemand, der sich sein Recht nicht bestreiten läßt, ist der Herr des Zimmers, der sich vom Schreibtisch in das Nebenzimmer zurückzieht, erwartend, wie gnädig der Unheimliche im Halbschatten an der Thüre sein werde, sich zu entfernen. Aber es wurde

Nacht und Tag und wieder Nacht und wieder Nacht, und viermal Nacht und viermal Tag, ohne daß sich Der an der Thüre regte und weder den Herrn des Zimmers hinausließ, noch Jemand zum Herrn des Zimmers hereinließ. Endlich mußte der Sprachlose, Starre, Unheimliche an der Thüre Zustände kriegen; er verschwand; man konnte es riechen. Der Herr kehrte seinen Lebenslauf um und wurde ein Wechselbalg. — Dicunt. —

Ein Fuhrmann wollte einmal gegen Abend noch ein unweit entlegenes Dorf erreichen; die vier rüstigen Pferde schritten tüchtig vorwärts, die Räder knarrten, der Fuhrmann mußte seine Schritte zu ungewöhnlicher Eile spornen, um mit den Pferden Schritt zu halten. Aber es schien dem Fuhrmann, als ob der Boden vorwärts und sein Wagen rückwärts ginge; es lagen dieselben Steine, über welche die Räder eben gegangen, wieder vor dem Wagen; das Kreuz, kaum zehn Schritte vor dem Wagen, schob sich in derselben Entfernung vor dem Fuhrmanne weiter, wie sehr auch die gepeitschten Pferde schnaubend und dampfend vorwärts schritten und die Räder um die Axe flogen. Da wälzte sich plötzlich ein funkensprühendes Faß neben dem Wagen daher, und vorwärts ging es nun ohne Hinderniß; die Steine, worüber die Räder gingen, kehrten nicht wieder, das Kreuz rückte zurück, das Dorf, welches zu erreichen war, wurde sichtbar und kam näher; aber entsetzt gewahrte der Fuhrmann die glühende Begleitung, in Angstschweiß gebadet schlug er auf die Pferde los, um dem nebenher kollernden Feuerfasse zu entkommen; dieses aber schoß unweit des Dorfes plötzlich an einen Baum, barst mit einem betäu-

benden Knall und verſchwand. Auf derſelben Stelle ſtand plötzlich ein ſchwarzer Mann. Der Fuhrmann ſprach in faſt tödtender Angſt ein „vergelt's Gott!" und auch der ſchwarze Mann verſchwand, indem er ſagte, „daß er dreihundert Jahre auf dieſes „vergelt's Gott!" gewartet habe; nun ſei er erlöſ't!" — Entſetzt durch dieſen Vorfall jagte der Fuhrmann in das Dorf, hatte die Sprache drei Tage lang verloren, und ſtarb gerade ein Jahr nachher an demſelben Tage, wo er die Erſcheinung geſehen hatte.

Ein Roßhirt hütete einmal im Böhmerwalde ſeine Pferde. Um bequemer die Aufſicht zu führen, ſetzte er ſich auf ſein Lieblingspferd; und als es Abend wurde, zählte er nach, ob er alle Roſſe beiſammen habe. Und ſieh! es fehlte ihm ſein Lieblingspferd. Er ſchrie und pfiff und jagte ſuchend kreuz und quer, und konnte das Roß nicht finden, auf dem er ſaß. Es ſchnob und dampfte unter dem verwirrten Reiter das Roß und wieherte heftig, um ſich dem Hirten kund zu geben, der es ritt. Maria! Gnadenvolle! wie mußte den Gott verlaſſen haben, daß er das Roß nicht fand, auf dem er ritt, ſondern ſich plötzlich, verzweifelnd über den Verluſt, vom Rücken deſſelben auf einen Baum ſchwang und ſich mit dem Schnupftuch erhenkte! — Noch dieſelbe und jede folgende Nacht durchheulte das Geſpenſt des Roßhirten den Wald und die Gegend, hockte Jedem auf, der ſeinen Namen rief, und ließ ſich eine Strecke weit tragen. Bisweilen kam er in der Abenddämmerung in die nahen Dörfer und grinſ'te blärrend hier und dort plötzlich zu den Fenſtern hinein. Dem Grenzkordon ſchien es oft, als ob man eine Herde grunzender Schweine über die

Grenze paſchen wollte, und wenn man näher kam, war nichts zu ſehen als eine fliehende, hohnlachende Geſpenſtergeſtalt. So trieb viele, viele Jahre ſich dieſes Geſpenſt, zum Schrecken und zur Qual der Gegend, umher, und ſoll noch jetzt nächtlich Wandernden, wenn ſie ſpottend ſeinen Namen „Stilzl“ rufen, aufhocken oder ſie auf andere Art plagen und necken. —

Kleiner Anhang

von

Nationalliedern.

Schwöärzäugät's Bûawäl,
Du bist dâ mâinö,
Du bist mia schô gwörn
In's Hearzäl âinö. —

Glônzat [1]) kôân Äugerl dia,
Klöpfat [2]) kôâ Heärzerl dia:
Wä's wôl kôâ Lö'm [3]) mäâ [4]), gält? [5])
Äf dearâ [6]) Wält! [7])

Dös is â Täifls-Gschböas,
Döß eiz dâ Vödâ wöas [8])
Döß i â Deânäl hô [9])
Durt hintân Zô [10]). —

---

[1]) Glänzte. [2]) Klopfte. [3]) Leben. [4]) mehr. [5]) gelt. [6]) dieser. [7]) Welt. [8]) weiß. [9]) habe. [10]) Zaun.

Wenn i dz Nôcht [1]) muntâ wea [2]),
Und d' Buawlâ singâ hea [3]),
Gângi [4]) gean ănßô ă [5]),
Wă [6]) gean dâbă [7])!

Hô [8]) mô [9]) sô lông schô gmeiht [10]),
Dôß i â Deânăl heit [11]):
Bis mâ [12]) r ân [13]) Diânlâ gfôlt [14]),
Wiadmâ [15]) z'lôßt ôlt [16]). —

Immâ hübsch Gäld im Lô'm [17]),
Schötzerl und di [18]) dânô'm [19]):
Ŏwâ [20]) nôd krôk [21]) dâbă,
Deaffât [22]) mâ [23]) să [24])!

Juche! du frischâ Bua,
Knôpf' dia dâ Täscherl zua;
Wenn â môl [25]) 's Täscherl springt —
Gält'l fôklingt!

Gältâ [26]) i gfôllat [27]) dia,
Gältâ i tăugat dia,
Gältâ i wă [28]) dia rôcht [29]) —:
Wôn â [30]) dô môcht! —

---

[1]) In der Nacht. [2]) werde. [3]) höre. [4]) Ging ich. [5]) auch. [6]) wäre. [7]) dabei. [8–9]) Habe mich. [10]) bemüht. [11]) hätte. [12]) man. [13]) einem. [14]) gefällt. [15]) Wird man. [16]) alt. [17]) Leben. [18]) dich. [19]) daneben. [20]) Aber. [21]) krank. [22]) Dürfte. [23]) man. [24]) seyn. [25]) einmal. [26]) Gelt! Nicht wahr? [27]) gefiele. [28]) ich wäre. [29]) recht. [30]) ich.

Wöärtnö [1]) schei's [2]) Deanäl,
Du höst dö fögöft [3]);
Am Suntä [4]) sän [5]) Spielläd [6]) —
Kôst [7]) sitz'n bläm [8]) öft. —

Gstöärm [9]) is dâ hübschö Bua;
Liegt in dâ Tautntrua [10]); —
„Buawäl, du sögst [11]) kôâ Wöärt [12]),
„Is dâ rächt höärt [13])?"

Wennst nö sö stölz nöd täst [14]),
Und sö völl Haumuath [15]) wäst [16]),
Räch und gschickt wäst ö gnua,
Und hübsch dâzua! —

Gstöärm is mâ [17]) Diânäl ä [18]),
Stei [19]) eiz [20]) und flänn [21]) dâbä [22]):
„Döß d'öwâ [23]) göâ ninx [24]) sögst [illegible]
„Öb's d' [26]) mö nö mögst [27])?" —

Is denn kôâ Himml meâ [28]),
Is denn kôâ Hill [29]) ä meâ,
Döß i in Himml kâm [30]) —
's Diânäl in d' Hill?

---

[1]) Drohend: Warte! [2]) schönes. [3]) = vergafft; verliebt. [4]) Sonntag. [5]) sind. [6]) Spielleut = Musik. [7]) Kannst. [8]) bleiben. [9]) Gestorben. [10]) Todtentruhe = Sarg. [11]) du sagst. [12]) Wort. [13]) hart; schmerzlich bedrückend. [14]) thätest. [15]) Hochmuth. [16]) wärest. [17]) = mein. [18]) = auch. [19]) Stehe. [20]) jetzt. [21]) weine. [22]) dabei. [23]) Daß du aber. [24]) nichts. [25]) sagest. [26]) Ob du. [27]) magst. [28]) mehr. [29]) Hölle. [30]) käme.

Wissat i gōa sô gean,
Wea r ihrâ Schötz wiad wean;
Mia r is vôn Heärzn guat —
Sögt mia mâ Bluat. —

Jägâ [1]), wirf's Bixerl um,
Läf [2]) durt zôn Wäldlâ [3]) hi [4]);
Findst ä dâ Schötzerl nôd —
Finâ [5]) köst mi. —

Spielläd spielt's lustô äf,
Schänk äng [6]) sôr [7]) Pötzn dräf [8]),
Trôfts [9]) mia nô 's rächtô Liad,
Weat's [10]) mâ nôd müad [11]).

Gi mia mâ Hüaterl heä,
Dôß i dôch fürtô [12]) weä [13]), —
Juche! mâ Schötzerl ö:
's Frânzl is dö [14]).

Diänäl môch 's Heärzerl zuä,
Kimt [15]) dâ schei [16]) Nôchbasbua;
Is gōa r â fâinâ Hecht,
Deä dô gean mecht. —

---

[1]) Jäger. [2]) Laufe. [3]) zum Wäldchen. [4]) hin. [5]) finden. [6]) euch. [7]) sechs. [8]) drauf. [9]) Trefft. [10]) Werdet mir. [11]) müde. [12]) fertig. [13]) werde. [14]) da. [15]) Kommt. [16]) schöne.

He lustô, mâ Fixerl!
In d' Wält geiht dâ Ritt;
Und find' mâ r â Schötzerl,
Sô bring' mâ r uns mit.

Mâ Bůawäl is furt,
Is äus ůwâ d' Heh';
Mög nimmâ drô denkâ,
Dem Heärzerl thuat's weh.

Mâ Heärzerl is zrissn,
Mâ Hůaterl is neu;
Wä [1]) 's Hůaterl dôch zrissn —
Gsund 's Heärzerl dabei.

Jetzâ r is guat um mi,
Höt dâ Bursch 's Mänsch fůa mi —:
Ea [2]) muaß sâ Gäld ôwean [3]),
Und mi höts gean.

S, C, H, schnäid' dô nôd,
Durt liegt â Stôâ [4]) — und kôâ
Träis Schötzerl kriagô nôd —
Bläib' ô âlôâ [5]).

---

[1]) Wäre. [2]) Er. [3]) ausgeben, durchbringen. [4]) Stein. [5]) allein.

Dâ Bi͡anbâm [1]) is vȯllâ Bi͡an,
I lös mâ mân Schötz nȯ̊d wi͡an [2]),
Dz Nȯ̊cht, Bu͡awäl, höts gwäht [3])
Im Kämmerl schei städ. —

Äf [4]) Wä͡ân [5]) binȯ̊ gönǵâ [6]),
Äf lȯ̊tâ grä͡ân [7]) Rönǵâ [8]);
Äf Wä͡ân geh' r͡i nȯ,
Weil ȯ 's Di͡ânäl durt hö [9]).

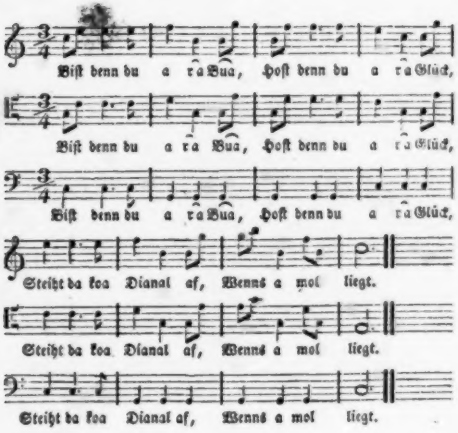
Sä͡perl hi, Sä͡perl he͡a,
Nȯ̊ck' mâ dâ Schnäberl he͡a,
Lȯ̊ßts mi͡a mâ Sä͡perl gei [10]),
's Sä͡perl is schei [11]).

---

[1]) Birnbaum. [2]) wehren. [3]) geweht. [4]) Nach. [5]) Wien. [6]) gegangen. [7]) grünen. [8]) Rasen. [9]) habe. [10]) gehn. [11]) schön.

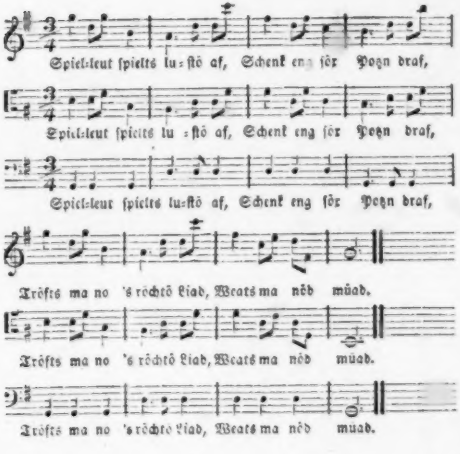
(Siehe die, den Sitten und Gebräuchen eingestreuten Lieder.)

I. Melodie.



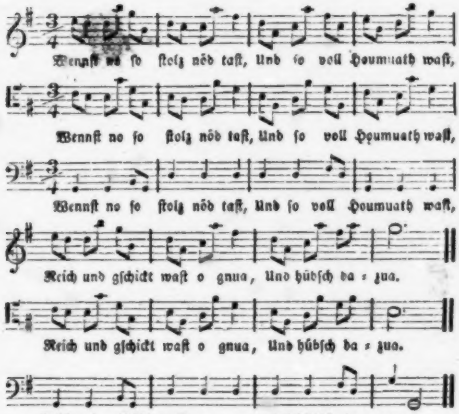
Bist denn du a ra Bua,
Host denn du a ra Glück,
Steiht da koa Dianal af,
Wenns a mol liegt. —

II. Melodie.



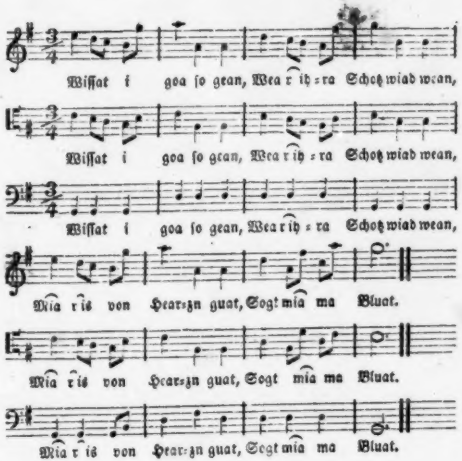
Spielleut ſpielts luſtö af,
Schenk eng för Poꝛn draf,
Tröſts ma no 's röchtö Liad,
Weats ma nöd müad.

III. Melodie.



Wennſt no ſo ſtolz nöd taſt,
Und ſo voll Houmuath waſt —:
Reich und gſchickt waſt o gnua,
Und hübſch dazua.

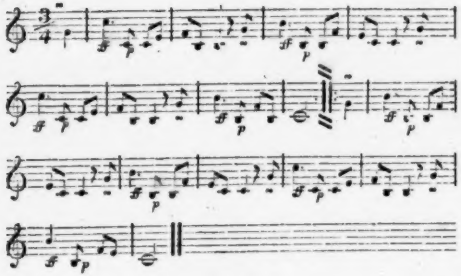
IV. Melodie.



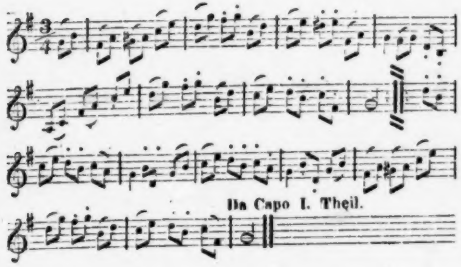
Wiſſat i goa ſo gean,
Wea r ihra Schotz wiad wean,
Mia r is von Hearzn guat,
Sogt mia ma Bluat.

Alter Ländler.

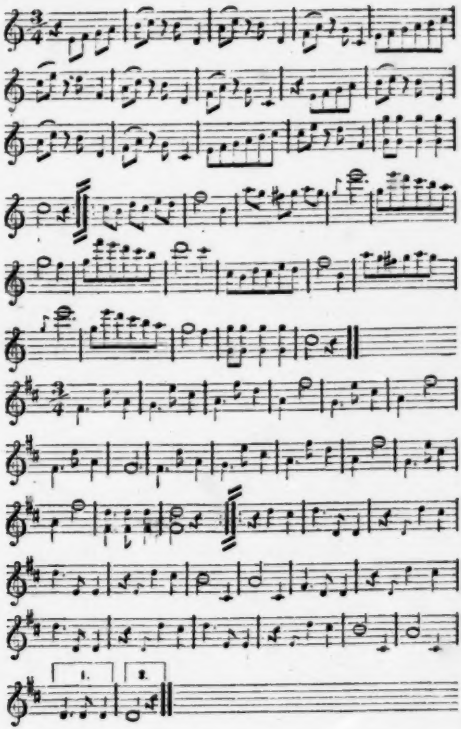
Erster Theil *).



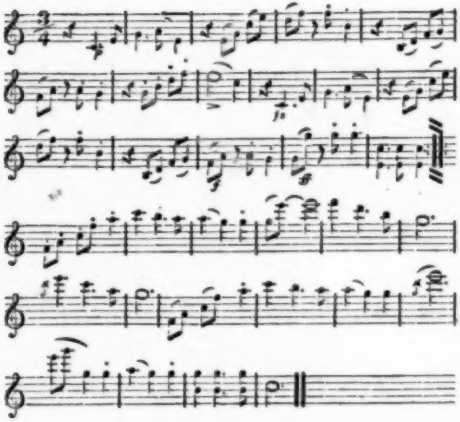
Zweiter Theil.



*) Siehe die Schilderung eines Tanzes.



Neuerer Ländler.



Druck von Ernst Stange in Leipzig.